



ORDEN POUR LE MÉRITE
FÜR WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE

REDEN UND GEDENKWORTE

VIERUNDZWANZIGSTER BAND
1993 – 1994

VERLAG LAMBERT SCHNEIDER · GERLINGEN

ÖFFENTLICHE SITZUNG
DES ORDENS
IN DER AULA
DER UNIVERSITÄT BONN
8. JUNI 1993

BEGRÜSSUNGSWORTE
DES ORDENSKANZLERS

Meine sehr verehrten Damen und Herren!

Ich eröffne die diesjährige öffentliche Sitzung des Ordens Pour le mérite und möchte Sie alle herzlich willkommen heißen.

Mein erster besonderer Gruß gilt dem Protektor des Ordens, Ihnen, hochverehrter Herr Bundespräsident. Wir danken Ihnen, daß Sie uns allzeit ein guter Protektor waren und sind, der mit dem Orden in vielfältiger Weise verbunden ist.

Sodann begrüße ich Herrn Bundesinnenminister Seiters, dessen Ministerium unseren Orden in so vorzüglicher Weise betreut.

Ich danke den Herren Botschaftern Italiens, Österreichs und Schwedens und den Herren Gesandten der Niederlande, der Schweiz und der Russischen Föderation für ihre Anwesenheit.

Ich begrüße die Vertreter der Kirchen und Glaubensgemeinschaften und heiße die Herren Minister und Staatssekretäre des Bundes und einiger Bundesländer willkommen, die Vertreter der Bundeswehr sowie die Damen und Herren Abgeordneten des Bundestags und den Herrn Oberbürgermeister der Stadt Bonn.

Dem Staatssekretär im Bundespräsidialamt, Herrn Meyer-Landrut, danke ich für sein stetes Interesse an unserem Orden und freue mich über seine Anwesenheit. Ein besonderer Gruß und Dank gilt dem Hausherrn des Gebäudes, in dem wir heute tagen, Seiner Magnifizenz dem Rektor der Universität Bonn, Herrn Professor Huber.

Wir freuen uns bei dieser öffentlichen Sitzung des Ordens Pour le mérite über die Anwesenheit der Herren Präsidenten der Rheinisch-Westfälischen Akademie der Wissenschaften, Düsseldorf, und der Akademie der Wissenschaften und Literatur, Mainz, sowie der Vertreter verschiedener Wissenschaftsorganisationen und Universitäten.

An dieser Stelle begrüße ich auch die Vertreter der Presse.

Persönlich begrüßen möchte ich die Angehörigen unserer beiden verstorbenen Ordensmitglieder. Wir werden Werner Reichardt und Hans Wimmer stets in ehrender Erinnerung behalten. Ich danke Ihnen, Frau Reichardt und Herr Dr. Wimmer, für Ihr Kommen.

Da wir in diesem Jahr ein besonders dichtes Programm haben, verzichte ich nach der Begrüßung auf eigene Ausführungen und möchte nur noch etwas zum Verlauf der Sitzung sagen.

Im Anschluß an die Gedenkworte für die beiden verstorbenen Ordensmitglieder wird Herr Schöne den Festvortrag halten. Ich freue mich auf den Vortrag und möchte ihm schon jetzt meinen herzlichen Dank sagen.

Sodann werden wir Ihnen die im vergangenen Jahr neu gewählten Mitglieder vorstellen und sie mit kurzen Begrüßungsworten im Orden Pour le mérite willkommen heißen.

Ich darf nun Frau Wimmer bitten, das Wort zu nehmen.

GEDENKWORTE

HANS WIMMER

19. 3. 1907 – 31. 8. 1992



News Division

Gedenkworte für
HANS WIMMER

von
Maria Wimmer

Am 31. August vorigen Jahres starb im Alter von 85 Jahren Hans Wimmer, Mitglied des Ordens seit 1966.

(Es ist vielleicht richtig, Ihnen zu sagen, daß Hans Wimmer und ich, obgleich wir den gleichen Namen tragen, nicht miteinander verwandt sind.)

Er war Bildhauer. »Nicht angemalt möchte ich etwas anderes sein als ein Bildhauer.« So endet sein bezauberndes Buch »Niederbayerische Kindheit und Jugend«. Er war Niederbayer, geboren in Pfarrkirchen im Rottal, dem Land, in dem die Pferdezucht heimisch ist.

Und ein großes, ein gewaltiges Pferd steht dort mitten auf dem Marktplatz, stolz, vorwärts drängend und doch gesammelt in seiner Kraft. Es hat mich, als ich es, ahnungslos den Marktplatz entlangfahrend, auf einmal erblickte, überwältigt, fast erschreckt. Es ist von Hans Wimmer, noch aus seiner frühen Zeit. (In Pfarrkirchen heißt es »Das Wimmer-Roß«.)

Im Rottal verbrachte Hans Wimmer die Kindheit, er ging in Griesbach zur Schule. Gezeichnet hat er schon, bevor er lesen und schreiben konnte, wie die Mutter erzählt, und noch jahrelang war ein lebensgroßes Pferd, das er mit Ölkreide auf eine leere Hauswand ge-

malt hatte, dort zu besichtigen. Dann kam er ins bischöfliche Knabenseminar in Burghausen, da sich in ihm der Wunsch bildete, Priester zu werden, unterstützt von den Eltern, denen eine Ausbildung in musischen Bereichen nur im Rahmen der Kirche möglich schien. Er lernte Geige spielen, erhielt Klavierstunden, Unterricht in Musiklehre, komponierte, sang überall mit, wo gesungen wurde, die Musik wurde seine zweite Leidenschaft. Er wechselte ins Franziskanerseminar in Landshut über, besuchte das Gymnasium, schwankte lange, ob er sich der Bildhauerei oder der Musik zuwenden solle. Er wollte Dirigent werden. Bis er Knappertsbusch erlebte und erkannte, daß sein Weg der des Bildhauers sei.

Er ging auf die Akademie in München und wurde Schüler von Bernhard Bleeker. Seine plastische Urbegabung (so formulierte Ludwig Curtius), genährt von seiner bäuerlichen Herkunft, einer Naivität neben kaltem Beobachtungssinn, verband sich mit einer hohen abendländischen Bildung, wurzelnd vor allem in der griechischen Kunst.

Er betrieb kunsthistorische und archäologische Studien bei Pinder und Buschor, er bestieg mit Ludwig Curtius ein um das Marc-Aurel-Monument auf dem Kapitol in Rom errichtetes Gerüst, um dieses Bildwerk zu vermessen, er setzte in der Münchner Glyptothek die im Krieg schwer beschädigte Figur eines Jünglings aus dem 6. Jahrhundert v. Chr. wieder in Stand, alles Huldigungen an die Antike, nicht in schwärmerischem Geist, aber in strengen Messungen, im genauen Handwerk.

Die Antike war Hans Wimmers große Schule, ihre Bildnisse, die griechischen wie die römischen. Er schreibt einmal: »Streng genommen müßte man, wenn man einen Menschen darstellt, die ganze Figur darstellen. So ist es in frühen Zeiten auch gewesen. Mit dem Wort ›Bildnis‹ soll nicht gemeint sein, daß Schluß ist, wo der Schneider anfängt; im Gegenteil: unter Bildnis ist die menschliche Figur zu verstehen, im Kopf konzentriert, also pars pro toto. Machst du einen Kopf, fange bei den Zehen an! Ohne Figur kein Porträt. Das Bildnis muß den ganzen Menschen enthalten, seinen Habitus, seine Größe, seine Art zu stehen, zu gehen, zu sprechen, seine geistige

Herkunft, sein Temperament, die Farbe der Augen, der Haare, der Haut, kurz alles, was zu diesem Menschen gehört.«

Der Beispiele, die Hans Wimmer uns zu dem Gesagten gibt, sind viele: der Kopf Furtwänglers, dessen überlanger Körper sich nicht nur im langen Hals ausdrückt, Gulbransson, den man wie ein Walroß prustend aus dem Wasser auftauchen sieht, Ludwig Curtius, den ich nicht mehr kannte, aber dessen Körperhaltung ich mir nach seinem Kopf genau vorstellen kann. Auch das gewählte Material ist von Wichtigkeit: Furtwängler Bronze, Knappertsbusch Marmor (ein Merkmal bei Wimmer: die geschlossenen Augen der beiden – Musiker schauen nicht hinaus in die Welt, sie schauen nach innen), Gulbransson Messing, Heideggers faunische Maske Terrakotta, Ernst Buschor Bronze. Das Haupt Buschors ist für mich das ergreifendste. Ein herrlicher Schädel, die Gesichtszüge, die Leiden verraten, durch ein unendlich zartes Lächeln verklärt, ein Menschenantlitz.

Die Erschaffung von Menschenbildnissen, aber auch von Aktplastiken, hat immer mit Zeichnungen begonnen. Mit ihnen hat er sich der Figur genähert, er »greift mit dem Stift um die Figur herum«, wie er selbst einmal sagt, bis er in die Substanz, in den Wesenskern vorgedrungen ist. Sie sind Kunstwerke an sich, von äußerster Zartheit, eher spröde, uneitel, jedoch nie gewaltsam, nie auf malerische Effekte bedacht. Aber die Umrisse bereiten schon das Volumen der Plastik vor.

Ein Wunder sind für mich seine Pferdezeichnungen, die Vorbereitungen auf seine großen Plastiken. Sie sind zahllos. Ich denke vor allem an die Blätter von den Lippizanern der Wiener Hofreitschule, auch hier mit dem feinen harten Stift das gewaltige Volumen der Leiber mit den fast zierlichen Beinen, in den absurdesten Stellungen, Fall, Sprung, Hinterhand, Dressurübungen, umrundet, immer wieder umkreist, bis die Figur, ihr Ausdruck eingefangen ist. Und dann in der Plastik all das zurückgenommen, nicht mehr in der äußeren Bewegung ausgedrückt: die Idee des Pferdes. Welcher Weg über das Pfarrkirchener Roß, über das Zirkuspferd, »Das gesattelte Pferd«, »Das große Pferd«, wie Benno Reifenberg schreibt: das Roß schlechthin, vor die Fassade der Bremer Kunsthalle gedacht. Aber

als ich neulich dort war, um es zu betrachten, fand ich es im Innenraum, einer kleinen Empfangshalle, sozusagen in die Ecke gestellt. Bis schließlich zum Reiterdenkmal Ludwig des Bayern im Alten Hof in München. Auch hier ist aus einer Fülle von Studien der Anatomie, der Bewegungen von Mensch und Tier das Standbild geworden. Wimmer geht immer vom Einzelfall aus: »Bilde dir nicht ein, vom Allgemeinen ausgehend zu einer Dichtheit der Form zu gelangen. Umgekehrt ist es. Du mußt dir den Einzelfall vornehmen, ihn auswendig lernen und aus dieser Fülle heraus arbeiten. Wirst du nicht müde, deinen Fleiß auf deine Zähigkeit an diesem Einzelfall zu üben, dann bist du auf dem rechten Weg. Es gibt keinen anderen. Die Zeichnung der Mutter von Dürer ist das Spezifischste und zugleich das Allgemeinste. Das Pferd vom Gattamelata ist das Spezifischste und zugleich das Allgemeinste.«

Sein letztes Werk ist »Die Wagenlenkerin«, ein Mädchen auf einem Doppelgespann stehend, am (unsichtbaren) Zügel zwei Pferde. Ihr leichtes Gewand preßt der Fahrtwind ihr um den Körper. Es steht im Schloß Gottorf, dem Landesmuseum von Schleswig-Holstein, und ein zweites Mal in Passau, in dem Museum, das Hans Wimmers Werken gewidmet ist.

Große Männer- und Frauenakte hat er geschaffen, nur einige nenne ich: der kniende Jüngling in Bern, die Desdemona in München, die Aglaia in Bielefeld, von der Benno Reifenberg schrieb: »Vom Oberlicht überschüttet, steigt sie eine schmale Stufe nieder, so leichten Fußes, daß uns diese Bewegung mit reinem Glück beschenkt.«

Mensch und Werk sind bei Hans Wimmer identisch. Seine Lebensarbeit ist ein menschliches Bekenntnis. Im Nachwort zu seiner Schrift »Über die Bildhauerei« steht: »Im Vorstehenden habe ich so getan, als ob alles in schönster Ordnung wäre, als ob es kein Fragezeichen, kein Rufzeichen gäbe; als ob ich das Eis unter den Füßen nicht krachen hörte und die Totengräber nicht bemerkte: das heitere Preisen unseres stündlichen Fortschritts ohne Perspektive auf seine Auswirkung, das Verlagern unserer Bildung von der Höhe in die Breite, die Ablösung der Qualität durch die Quantität, unsere ohnmächtig-neidische Sehnsucht nach den versunkenen Kulturen der

Analphabeten; als hätte ich nicht sagen hören, daß wir kein Verhältnis mehr haben zur Natur (sondern nur mehr ein Verhältnis zu unserer Vorstellung von der Natur); daß wir im Begriffe sind, außerhalb unseres Planeten Fuß zu fassen; daß wir das Leben auf der Erde auszulöschen in der Lage sind, andererseits durch Verpflanzen tierischer Zellen in den menschlichen Organismus uns unsere Jahre hektisch verlängern.

Auch die Kunst ist Mitvollzieherin einer Entwicklung, die in ihrer gegenwärtigen Phase die Kraft der Menschen beinahe übersteigt. Auch die Bildhauerei hat darin ihren Auftrag, nämlich: das Ebenbild Gottes in der Figur zu retten. Nicht dadurch, daß wir die menschliche Figur den Kühlerhauben der Autos angleichen, indem wir in unbegreiflicher Verwirrung sinnliche Anschauung und technisches Gebilde in einen Topf werfen und umrühren – von dieser Suppe werden wir nicht satt – sondern dadurch, daß wir es aufgeben, das Kranke, ja Todbringende großartig zu finden. Es ist eben in nichts großartig – für sich allein. Das Kranke spielt in der Kunst eine Rolle, aber nicht die einzige, keinesfalls die tragende. Ebenso wenig wie das Nur-Gesunde! Nein, wir müssen dem Kranken seine eigentliche Rolle zuweisen: daß wir mit ihm fertig werden. Wenn uns noch etwas zuwächst, dann allein aus dem Erkennen dieser unserer Situation. Das Erkennen aber muß zum Bekennen werden.«

In seiner Rede über Albrecht Dürer zitiert Hans Wimmer dessen Vermächtnis – es könnte auch seines sein: »Denn die Kunst ist groß, schwer und gut, und wir mögen und wollen sie mit großen Ehren in das Lob Gottes wenden«.

WERNER REICHARDT

30. 1. 1924 – 18. 9. 1992



Walter Perham

Gedenkworte für
WERNER REICHARDT

von
Hermann Haken

Am 18. September 1992 starb Werner Reichardt im Alter von 68 Jahren. Er gehörte seit 1980 dem Orden Pour le mérite an.

Werner Reichardt wuchs in Berlin auf. Bereits als Gymnasiast hatte er vielseitige Interessen. So arbeitete er als Volontär in dem Privatlabor von Hans Erich Hollmann, der die Ultrakurzwellen entwickelt hatte.

1941 machte Reichardt sein Notabitur und wurde zur Luftwaffe eingezogen. Dort wurde er dem meteorologischen Funkpeildienst zugewiesen. In Potsdam traf Werner Reichardt den ebenfalls zur Luftwaffe eingezogenen Zoologie-Studenten Bernhard Hassenstein. Beide sollten später fundamentale Arbeiten zum Bewegungssehen veröffentlichen.

Werner Reichardts Eltern kamen beim ersten großen Luftangriff auf Berlin 1943 ums Leben.

Nach dem mißlungenen Attentat auf Hitler 1944 trat Werner Reichardt einer Widerstandsgruppe bei. Ihr Ziel war, eine Kapitulation Deutschlands im Westen durchzusetzen, bei gleichzeitiger Stabilisierung der Ostfront. Kurz nach seinem 21. Geburtstag wurde Werner

Reichardt verhaftet und schließlich zum Tode verurteilt. Er konnte aber ausbrechen.

Unter den schwierigen Lebensbedingungen der Nachkriegsjahre studierte Reichardt an der TU Berlin, wo er 1950 sein Diplom in Physik erhielt. Bereits zwei Jahre später promovierte er dort über Festkörperphysik. In dieser Zeit lernte ich ihn auf Tagungen kennen, er wurde bald einer meiner engsten Freunde.

Auf Einladung von Max Delbrück ging Werner Reichardt an das California Institute of Technology und war damit endgültig für die Biologie gewonnen.

1960 erhielt Werner Reichardt eine selbständige Abteilung am Max-Planck-Institut für Biologie in Tübingen, aus der dann das 1968 gegründete Institut für biologische Kybernetik hervorging. In Tübingen konnte Werner Reichardt seine genialen Gedanken zur Aufklärung von Gehirnfunktionen in die Tat umsetzen.

Wie er mir einmal sagte, war sein Ziel, ein noch verhältnismäßig einfaches biologisches System zu wählen und an ihm grundlegende Fragen des Sehvorgangs im Gehirn zu lösen. Als Modellsystem wählte er die Fliege. Durch eine *geniale* Kombination von physikalischer Apparatur, ausgeklügelten Experimenten und einer durchdringenden mathematischen Theorie ist es ihm gelungen, grundlegende Einsichten, sowohl in das Bewegungssehen nicht nur der Fliege als auch in das Problem der Vordergrund-Hintergrund-Diskriminierung, zu gewinnen.

Dies hat ihm das Ansehen der Fachwelt eingebracht, was zugleich seinen Ausdruck in vielen hohen Auszeichnungen fand.

Werner Reichardts Leben war in manchen seiner Stadien – auch zuletzt – alles andere als leicht. Um so mehr sind seine unbestechliche Gradlinigkeit, seine menschliche Wärme und die unverbrüchliche Treue zu seinen Freunden hervorzuheben.

REDE VON
ALBRECHT SCHÖNE

ALBRECHT SCHÖNE

»... WIE TEUFEL DIE NATUR BETRACHTEN«
(FAUST. VERS 10123)

Herr Bundespräsident,
meine Damen und Herren!

Am 17. Februar 1832 wurde im Weimarer Haus am Frauenplan über einen Politiker gesprochen, den Grafen Mirabeau. Man sagte, dieser große Beweger am Beginn der Französischen Revolution sei eigentlich doch nur ein genialer Beobachter und Sammler gewesen, ein Aneigner fremder Einsichten und vorgegebener Entwürfe, die er aufnahm und nutzte. Aber was er selber denn anderes getan habe? fragte Goethe. Den Lebensweisen, Fähigkeiten, Erfahrungen, Vorstellungen Tausender von Beiträgern verdankten sich seine Werke. Was andere säten, habe er geerntet. Und dann der außerordentliche Satz des Zweiundachtzigjährigen (das Gespräch wurde mit Rücksicht auf den Gast französisch geführt): »Mon œuvre est celle d'un être collectif et elle porte le nom de Goethe.«¹

Das war wenige Tage, bevor er starb, und wenige Tage nur, nachdem er seine *Faust*-Dichtung endgültig abgeschlossen und verfügt

¹ Goethes Gespräche. Hg. v. Biedermann/Herwig, Bd. III 2, S. 839 (»Mein Werk ist das eines Kollektivwesens, und es trägt den Namen Goethe«).

hatte, daß ihr den Ersten Teil mächtig überwachsener Zweiter Teil erst nach seinem Tod zu veröffentlichen sei. In der Tat gelten die von Frédéric Soret überlieferten Worte für keines der Einzelwerke seines Œuvre so entschieden wie für dieses Lebenswerk, zu dem er die ersten Anregungen vom Puppenspiel seiner frühen Kinderzeit empfing und an das er in seinem höchsten Alter erst die letzte Hand legte.

Was dieser gewaltige Aneigner an dichterisch vorgegebenen Stoffen und Motiven, Figuren und Schauplätzen oder Versformen und literarischen Gattungen in den *Faust* eingebracht und uns mit ihm übereignet hat, ist ohne Beispiel in der Weltliteratur. Kann man überhaupt von einem ihrer Werke sagen, was Goethe von Calderóns *El príncipe constante* behauptete, dann doch von diesem Werk eines Kollektivwesens, das seinen Namen trägt: »Wenn die Poesie ganz von der Welt verlorenginge, so könnte man sie aus diesem Stück wiederherstellen.«²

Als unser Zeitgenosse Brecht dem Vorwurf ausgesetzt war, er habe in seiner *Dreigroschenoper* Lieder von François Villon verwendet, ohne deren Herkunft kenntlich zu machen, erklärte er seine grundsätzliche »Laxheit in Fragen geistigen Eigentums«.³ Der Weimaraner hat es ihm vorgesagt: »So singt mein Mephistopheles ein Lied von Shakespeare, und warum sollte er das nicht? warum sollte ich mir die Mühe geben, ein eigenes zu erfinden, wenn das von Shakespeare eben recht war und eben das sagte, was es sollte? Hat daher auch die Exposition meines *Faust* mit der des *Hiob* einige Ähnlichkeit, so ist das wiederum ganz recht und ich bin deswegen eher zu loben als zu tadeln.«⁴

Wollen wir ihn auch nicht mehr dafür tadeln, daß er das Privateigentum in dieser Form nicht respektierte, weshalb sollten wir ihn

² Brief an Schiller, 28. 1. 1804.

³ Bertolt Brecht. Schriften zum Theater 2. Frankfurt/M. 1963, S. 241 (Juli 1929).

⁴ Johann Peter Eckermann: Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. 18. 1. 1825.

deshalb noch loben? Was eigentlich meint sein auf den *Faust* bezogener Satz: »Nur durch Aneignung fremder Schätze entsteht ein Großes«?⁵ Kann es dem Leser oder Theaterbesucher am Ende nicht gleichgültig sein, woher er nahm, was er sich angeeignet hat? Für dieses Shakespeare-Lied mag das allenfalls noch gelten. Aber wenn Mephisto vor den Herrn tritt: *Kennst du den Faust? – Den Doktor? – Meinen Knecht!* (299),⁶ dann begreift man allererst in Kenntnis der biblischen Urszene, in der Gott der Herr und der Satan eben diese Worte wechseln, welchen Geltungsanspruch der *Prolog im Himmel* für das Weltspiel vom Faust erhebt. Betritt hier, als erste von vielen Hintergrundfiguren, unsichtbar Hiob die Bühne, dann zeigt das an, wie weit dieses große Menschheitsdrama zurückreicht in die Tiefe der Zeit – und das heißt zugleich: wie weit es auch ins Künftige zielt. Denn je weiter einer die Sehne des Bogens zurückzieht, desto weiter kann sein Pfeil doch fliegen.

Zum »être collectif« der Beiträge, deren Vorgaben in den vielfältigsten Formen von Zitat und Anspielung, Parodie und Kontrafaktur, literarischer Collage oder Übermalung eingegangen sind in dieses Dichtwerk, zählen nun keineswegs nur die Schreiber der biblischen Bücher und die Dichter, sondern mit ihren Reden und Schriften, Kenntnissen und Einsichten, Erfindungen und Entdeckungen ebenso die Mythologen, Theologen und Philosophen, die Juristen, Mediziner, Staats-, Kriegs-, Wirtschaftstheoretiker und Finanzwissenschaftler, auch Baumeister, Maler, Bildhauer, oder Ingenieure und Techniker, und nicht zuletzt die Naturwissenschaftler. Über seinen eigenen *Naturwissenschaftlichen Entwicklungsgang* hat Goethe 1821 notiert: »Großer Vorteil, gleichzeitig mit großen Entdeckungen gewesen zu sein. Man sieht sie an als Brüder, Schwestern, Verwandte,

⁵ Gespräch mit dem Kanzler v. Müller, 17. 12. 1824. – Biedermann/Herwig (wie Anm. 1), Bd. III 1, S. 742.

⁶ *Faust*-Zitate (in Kursivdruck und mit nachgestellter Angabe der Verszahlen) nach der textkritischen Frankfurter Ausgabe (FA): Goethe. Sämtliche Werke. I. Abt. Bd. 7/1 (= *Faust*. Text-Band), 1994. Hg. v. Albrecht Schöne.

ja, insofern man selbst mitwirkt, als Töchter und Söhne.«⁷ Auch sie haben am *Faust* mitgedichtet, haben nämlich für viele der palimpsestartigen Überschreibungen dieses Werkes jene Subtexte geliefert, die dem Oberflächentext der Verse ihren Sinn zuspieren.

Zwei solche Fälle möchte ich Ihnen vorstellen, und wie die Gelegenheit es nahelegt, halte ich mich dabei an Mitglieder des Ordens *Pour le mérite*: an Friedrich Wöhler zunächst, und an Alexander v. Humboldt dann (den Carl Friedrich v. Weizsäcker in der öffentlichen Sitzung des letzten Jahres mit einem weit ausgreifenden Blick über sein naturwissenschaftliches Gesamtwerk gewürdigt hat, so daß ich jetzt, mit den Mitteln des Literaturhistorikers, eine kleine Fortsetzung liefern kann).

Also der erste Fall (2. Szene im zweiten Akt des Zweiten Teils): Faust und Mephisto betreten Professor Wagners *Laboratorium*.

Wagner (*leise*)

Ein herrlich Werk ist gleich zu Stand gebracht.

Mephistopheles (*leiser*)

Was gibt es denn?

Wagner (*leiser*)

Es wird ein Mensch gemacht. (6834 f.)

Der Bühnenanweisung gemäß arbeitet dieser Biochemiker mit alchymistischen Apparaten. So hat man seine Experimente denn auch ganz zu Recht auf die der pansophischen Alchymisten des 16. und 17. Jahrhunderts zurückgeführt – auf Anweisungen (schreibt Paracelsus), wie es »möglich sei, das ein mensch außerthalben weiblichs leibs und einer natürlichen muter möge geboren werden«. Seine extrakorporale in-vitro-Rezeptur beruhte noch auf der Vorstellung, daß das Gefäß des Mutterleibes nurmehr eine Pflegestätte für die »Samentierchen« der Spermatozoen abgebe, und sie bediente sich der »Putrefaction«, einer von feuchter Wärme bewirkten Fäulnis, die

⁷ Goethe: Die Schriften zur Naturwissenschaft (Leopoldina-Ausgabe) I, Bd. 11, Weimar 1970, S. 218.

»alle natürliche ding ⟨...⟩ von einer qualitet in die ander« zu transmutieren vermöge. Männlicher Same müsse also in verschlossenen Gefäßen »putreficirt werde⟨n⟩ auf 40 tag oder so lang bis er lebendig werde und sich beweg und rege, welchs leichtlich zu sehen ist.« – Wagner vor seiner Phirole:

Den Menschenstoff gemächlich komponieren,

In einen Kolben verlutieren

Und ihn gehörig kohobieren, ⟨...⟩

Es wird! die Masse regt sich klarer (6851ff.).

Paracelsus: am Ende »wird ein recht lebendig menschlich kint daraus ⟨...⟩, doch vil kleiner. dasselbig wir ein homunculum nennen.«⁸ Im Dezember 1826 notiert Goethe, wie er die Sache plante: Mephisto sollte Faust bereden, seinen ehemaligen Famulus, den nunmehr »academisch-angestellten Doctor und Professor Wagner zu besuchen den sie in seinen Laboratorium finden, hoch gloriierend, daß eben ein chemisch Menschlein zu Stande gekommen sey. Dieses zersprengt Augenblicks den leuchtenden Glaskolben und tritt als bewegliches wohlgebildetes Zwerglein auf.«⁹

Die drei Jahre später entstandene Labor-Szene aber sieht sehr anders aus. Mephisto tritt keineswegs nur als Besucher und Zuschauer auf. *Im rechten Augenblick* sei er gekommen, erklärt der Homunkulus und nennt ihn *Herr Vetter* (was damals die Nebenbedeutung von »Pate« hat), und ausdrücklich erläuterte Goethe, daß durch Mephistos Rede von *Kreaturen die wir machten* (7004) dessen »Mitwirkung ausgesprochen« werden solle.¹⁰ Als ein höchst dubioses Unterfangen also wird Wagners Versuch jetzt dargestellt. Und überdies, am vorgetzten Ziel gemessen: als scheiterndes Experiment. Denn keineswegs wird da *ein Mensch gemacht*, der das alchymistische Reagenzglas sprengen und sogleich als »wohlgebildetes Zwerglein«

⁸ Theophrast von Hohenheim, gen. Paracelsus: Sämtl. Werke. Hg. v. Karl Sudhoff. I. Abt. Bd. 11, München/Berlin 1928, S. 312 und 317.

⁹ Paralipomenon 125C: FA 7/I (wie Anm. 6), S. 638.

¹⁰ Eckermann (wie Anm. 4), 16. 12. 1829.

ins Leben treten könnte. Was hier zu *kristallisieren* gelungen ist, bleibt vielmehr in die Phiolen verschlossen, aus der die Bauchrednerstimme des paracelsischen Homunkulus vernehmen läßt, daß er *nur halb zur Welt gekommen* sei und allererst danach suche, *Wie man entsteht und sich verwandeln kann* (8248, 8153). Denn: eingreifend in die Rezeptur der alten Alchymisten, hatten inzwischen die zeitgenössischen Naturwissenschaftler mitzuschreiben begonnen an der *Faust*-Dichtung. Friedrich Wöhlers berühmte Harnstoffsynthese kommt ins Spiel.

Über eine durch Umlagerung von cyansaurem Ammonium gewonnene »krystallisirte Substanz« und deren Identität mit tierischem Harnstoff hatte Wöhler im Februar 1828 seinem Lehrer Berzelius in Stockholm geschrieben: »Ich kann, so zu sagen, mein chemisches Wasser nicht halten und muss Ihnen sagen, dass ich Harnstoff machen kann, ohne dazu Nieren (...) nöthig zu haben.« Und: »Diese künstliche Bildung von Harnstoff, kann man sie als ein Beispiel von Bildung einer organischen Substanz aus unorganischen Stoffen betrachten?« Berzelius antwortete seinem an der Berliner Gewerbeschule tätigen früheren Famulus – anspielend auf die in alchymistischen Homunkulus-Rezepturen oft genannten Bestandteile Urin und Sperma: »Nachdem man seine Unsterblichkeit beim Urin angefangen hat, ist wohl aller Grund vorhanden, die Himmelfahrt in demselben Gegenstand zu vollenden (...). Sollte es nun gelingen, noch etwas weiter im Produktionsvermögen zu kommen (vesiculae seminales (die Samenbläschen) liegen ja weiter nach vorn als die Urinblase), welche herrliche Kunst, im Laboratorium der Gewerbeschule ein noch so kleines Kind zu machen. – Wer weiß? Es dürfte leicht genug gehen.«¹¹

Berzelius und der über Wöhlers Experiment unterrichtete Jenaer Chemiker Döbereiner, Goethes ständiger Informant über die Fort-

¹¹ Briefwechsel zwischen J. Berzelius und F. Wöhler. Hg. v. O. Wallach. Bd. 1, Leipzig 1901, S. 206 und 208 (zuerst vermerkt von Gottfried Wilhelm Hertz: *Natur und Geist in Goethes Faust*. Frankfurt/M. 1931, S. 130 ff. – ohne die hier vorgetragenen Konsequenzen).

schritte dieser Disziplin, kamen im August 1828 zu Besuch nach Dornburg.¹² Zweifellos hat man dem wissenshungrigen Gastgeber damals doch von der synthetischen Harnstoff-Kristallisation berichtet, vielleicht auch mit dem schwedischen Herrenwitz nicht zurückgehalten, jedenfalls nicht mit dem fundamentalen Vorbehalt der Chemiker gegenüber der Möglichkeit, »im Laboratorium der Gewerbeschule ein noch so kleines Kind zu machen.« Denn als höchste zeitgenössische Autorität im Bereich der Chemie vertrat Berzelius die herrschende Meinung, daß zum Aufbau organischer Substanzen eine als innerer Bildungstrieb wirkende Lebenskraft erforderlich sei – was eben Wagner (mit Mephistos Beistand) zu bestreiten sich vermißt:

*Die holde Kraft die aus dem Innern drang
Und nahm und gab, bestimmt sich selbst zu zeichnen.
Erst Nächstes, dann sich Fremdes anzueignen,
Die ist von ihrer Würde nun entsetzt* (6841ff.)

Berzelius' Lehrbuch-Satz lautet: »Wenn wir aber auch in Zukunft mehrere solche Producte, aus rein unorganischen Materien und von einer mit den organischen Producten analogen Zusammensetzung, entdecken sollten, so ist doch diese unvollständige Nachahmung immer zu unbedeutend, als dass wir jemals hoffen könnten, es zu wagen, organische Stoffe künstlich hervorzubringen.«¹⁵ Wagner traut mehr sich zu:

*Was man an der Natur geheimnisvolles pries,
Das wagen wir verständig zu probieren,
Und was sie sonst organisieren ließ,
Das lassen wir kristallisieren.* (6857ff.)

Als »organisiert« und »unorganisiert« hat man noch im 18. Jahrhundert bezeichnet, was dann »organisch« und »anorganisch« hieß; und in einer erkenntnistheoretischen Kontroverse zählte Goethe »Kristallisation« und »animalische Organisation« unter die großen

¹² Angaben in Goethes Tagebuch vom 12., 20. und 28. 8. 1828.

¹⁵ J. Jacob Berzelius: Lehrbuch der Chemie. Aus dem Schwedischen übersetzt von F. Wöhler. Bd. 3.1, Dresden 1827, S. 147.

»Merkpfähle« für die »Reiche der Natur«, die »aufs deutlichste zu unterscheiden« wären: mechanische Kristallisation als die Gestaltbildung mineralischer Körper, wachstümliche Organisation aber als die der Lebewesen.¹⁴ So wird Wagners auf die Entstehung des Menschen zielendes Experiment durch seine eigene Terminologie kenntlich als ein in Wöhlers Harnstoff-Kristallisation vorgebildeter hybrider Versuch, durch Übertragung anorganischer Bildungsgesetze auf den Bereich des Organischen die »Merkpfähle« zu verrücken, welche die Grundordnung der Natur bezeichnen. Wenn der Pate Mephisto neben ihm steht am alchymistischen Herd, zeigt er, *wie Teufel die Natur betrachten* (10123).

Was der aus Berzelius' skeptisch abweisender Sicht wahrgenommene Wöhler auf solche Weise beitrug zur Laboratoriums-Szene, hat für die *Faust*-Dichtung außerordentliche Folgen gehabt. Das scheiternde, oder richtiger: auf halbem Wege steckenbleibende Experiment nämlich verlangte eine in Goethes Entwurf noch gar nicht vorgesehene Fortsetzung. Der Homunkulus, heißt es jetzt, *möchte gern entstehen*, und in die Ratschläge, die ihm der altgriechische Naturphilosoph Thales in der *Klassischen Walpurgisnacht* dafür gibt, konnten nun Vorstellungen eingehen, wie Goethes Zeitgenosse Lorenz Oken sie entwickelte:¹⁵ *Im Feuchten ist Lebendiges erstanden*. (7856) Also –

Im weiten Meere mußt du anbeginnen!
Da fängt man erst im Kleinen an
Und freut sich Kleinste zu verschlingen,
Man wächst so nach und nach heran,
Und bildet sich zu höherem Vollbringen. (8260 ff.)

In den *Felsbuchten des ägäischen Meers* wird ein Delphin die Homunkulus-Phiole dorthin tragen, wo sie in einem hymnisch-orgiastischen Akt am Muschelwagen der Galatee zerschellt und Wagners kristallisierte Substanz in das Element sich löst, aus dem das organi-

¹⁴ Goethe: *Naturlehre* (1789). FA I 25, S. 19.

¹⁵ Entstehung des ersten Menschen. In: *Isis oder Encyclopädische Zeitung*, Bd. 2, Jena 1819, Sp. 1117–23.

sche Leben hervorgeht. So endet jetzt der 2. Akt. Und nach dem kühnsten Aktschnitt, den je ein Dramatiker gesetzt haben mag (dreieinhalb Milliarden Jahre überbrückend), steht mit den Eingangsworten des 3. Aktes der Mensch vor Augen, das Musterbild weiblicher Schönheit:

Bewundert viel und viel gescholten Helena

Vom Strande komm' ich wo wir erst gelandet sind (...).

Wagners Erklärung: Was die Natur *organisieren* ließ, | *Das lassen wir kristallisieren*; dann die Homunkulus-Frage: *Wie man entsteht und sich verwandeln kann*, und die Rede von der *Kraft die aus dem Innern drang* | *Und nahm und gab, bestimmt sich selbst zu zeichnen*; schließlich der Thales-Satz: *Da regst du dich nach ewigen Normen, | Durch tausend abertausend Formen, | Und bis zum Menschen hast du Zeit* (8324 ff.) – das alles fügt sich auf diese Weise zu einer »ethisch-ästhetischen Formel« für die Entstehung des Lebens und die evolutionäre Stammesgeschichte des Menschen. Darwin hat Goethe »an extrem partisan of similar views« genannt.¹⁶ Mehr noch: die Sprachbilder, die der *Faust*-Autor hier mit dem morphogenetischen Ansatz seiner Metamorphosenlehre aus den Vorgaben der zeitgenössischen Naturwissenschaft und Naturphilosophie entwickelte, vermögen heutige Theorien über eine präbiotisch-chemische Phase der Entstehung organischer Gebilde ebenso zu umgreifen wie die heutigen Vorstellungen von einer auf Selbstreproduktion und Mutagenität beruhenden selektiven Ausbildung genetischer Information und einer immanenten »Zielgerichtetheit des Evolutionsprozesses« (so schreibt Manfred Eigen), welche unter dem »steuernden Einfluß von Naturgesetzen« die »Entwicklung des Lebens vom Molekülsystem bis hin zum Menschen« bestimmt hat.¹⁷

Nichts von alledem hat Goethe eigentlich »gewußt«. Man braucht dem Autor dafür auch keineswegs prophetische Gaben zu unterstel-

¹⁶ Charles Darwin: *The Origin of Species*. London 1962 (fifth printing 1969), S. 16.

¹⁷ Manfred Eigen: *Stufen zum Leben*. München/Zürich 1987, S. 20, 79f. u. passim.

len. Vielmehr werden hier die dem Text innewohnenden prognostischen Potenzen eines Dichtwerks wahrnehmbar, von dem er selber wiederholt erklärt hat, daß mit ihm überhaupt nur etwas anfangen könne, wer sich in der Welt »umgetan und Einiges erlebt« habe, und daß ein solcher Leser, bei »wachsender Erfahrung«, hier »sogar mehr finden (werde) als ich geben konnte.«¹⁸ – Wie das?

In einem Brief Goethes an Boisserée heißt es: »als ethisch-ästhetischer Mathematiker muß ich in meinen hohen Jahren immer auf die letzten Formeln hindringen, durch welche ganz allein mir die Welt noch faßlich und erträglich wird.«¹⁹ Das ist es. Eine Fülle solcher aus einer langen Welt- und Lebenserfahrung abstrahierten und poetisch eingekleideten, modellhaften Formeln hat seine *Faust*-Dichtung uns übereignet. Ja, dieses Werk, dessen unerhörte strukturelle Modernität uns erst allmählich aufgeht, besteht geradezu aus einer Kette solcher Formeln. Wohl sind sie höchst verschiedenartig konstruiert und entwickeln sehr unterschiedliche Reichweiten. Immer aber gilt hier nun auch für den Leser, daß sie ihm die Welt, seine eigene, »faßlich« und *als* faßliche allenfalls sogar »erträglich« machen können.

So, im kleinen, beispielsweise Mephistos Verse: *Am Ende hängen wir doch ab / Von Kreaturen die wir machten.* (7003 f.) Goethe erläuterte: »Ein Vater, der sechs Söhne hat, ist verloren, er mag sich stellen wie er will. Auch Könige und Minister, die viele Personen zu großen Stellen gebracht haben, mögen aus ihrer Erfahrung sich etwas dabei denken können.«²⁰ – Oder, weiter reichend, Fausts mörderischer Zugriff auf den kleinen Wohnsitz von Philemon und Baucis: diese gewaltsame Säuberung seines Herrschaftsbereichs von der ihm nicht unterworfenen Enklave. Mit der Anmerkung: *Auch hier geschieht was längst geschah, / Denn Naboths Weinberg war schon da* (11286 f.) wird die Bogensehne zurückgespannt auf das alttesta-

¹⁸ Eckermann (wie Anm. 4), 17. 2. 1831; Brief an Borchardt, 1. 5. 1828; an Iken, 27. 9. 1827; an Boisserée, 8. 9. 1831.

¹⁹ Brief an Boisserée, 3. 11. 1826.

²⁰ Eckermann (wie Anm. 4), 16. 12. 1829.

mentliche Modellgeschehen, und von dort fliegt dieser Pfeil bis in unsere Zeit.

Anhand dieses Modells läßt sich der zweite Fall nun ohne Umstände erfassen (1. Szene im 4. Akt des Zweiten Teils): Faust und Mephisto im *Hochgebirg*. Hier greift die »Formel« des »ethisch-ästhetischen Mathematikers« hinter die Entstehung des Lebens zurück auf die uranfängliche Bildung der Erdoberfläche. Das Granitgestein der Felsgipfel kenne er genau, behauptet Mephisto – *doch nicht an dieser Stelle, | Denn eigentlich war das der Grund der Hölle.* (10071f.) Anspielend auf die Verstoßung Luzifers und seiner Anhänger aus der himmlischen Gottesnähe, erklärt er dem Faust:

*Als Gott der Herr – Ich weiß auch wohl warum –
Uns, aus der Luft, in tiefste Tiefen bannte,
Da, wo zentralisch glühend, um und um,
Ein ewig Feuer flammend sich durchbrannte,
Wir fanden uns bei allzugroßer Helling,
In sehr gedrängter unbequemer Stellung,
Die Teufel fingen sämtlich an zu husten,
Von oben und von unten aus zu pusten;
Die Hölle schwoll von Schwefel-Stank und Säure,
Das gab ein Gas! Das ging ins Ungeheure,
So daß gar bald der Länder flache Kruste,
So dick sie war, zerkrachend bersten mußte.
Nun haben wir's an einem anderen Zipfel,
Was ehemals Grund war ist nun Gipfel.* (10075ff.)

Gegen diese in die Engelsturz-Legende eingekleidete Theorie einer vulkanisch-eruptiven Entstehung des Hochgebirges setzt Faust eine sehr andere Vorstellung von der Formbildung der Erdoberfläche:

*Als die Natur sich in sich selbst gegründet,
Da hat sie rein den Erdball abgeründet.
Der Gipfel sich, der Schluchten sich erfreut,
Und Fels an Fels und Berg an Berg gereiht;
Die Hügel dann bequem hinabgebildet,
Mit sanftem Zug sie in das Tal gemildet.* (10097ff.)

Auch hier haben die Naturwissenschaftler mitgeschrieben an diesem Werk eines Kollektivwesens, das den Namen Goethe trägt. Dieser Disput seiner beiden Spielfiguren beruht nämlich auf einem großen zeitgenössischen Geologenstreit um die Ursachen der Gesteinsbildung und Erdoberflächenformung. Nach der von Faust vertretenen Lehre der einen Partei hatte ein ursprünglich alle Kontinente bedeckender, allmählich absinkender »Ur-Ozean« durch Ablagerung von Schichtgesteinen auf dem Knochengerüst des Granits die Berge und Täler *hinabgebildet*. Langdauernde Verwitterungsprozesse und die als pseudovulkanisch bezeichneten Brände oberflächennaher Kohlelager fügten sich in dieses Erklärungsmodell der sogenannten »Neptunisten« – gegen das nun die neueren »Vulkanisten« ihre von Mephisto aufgenommene Behauptung stellten, daß vulkanische Ausbrüche eines »Zentralfeuers« im Innern der Erde, Gesteinsschmelzen, welche aus der Tiefe aufstiegen, und tektonische Bewegungen die Gesteinsschichten verformt und die Gebirge emporgehoben hätten.

Bei seinen geologischen und mineralogischen Exkursionen und in zahlreichen Schriften hat sich der *Faust*-Autor bis ins höchste Alter mit diesen Theorien auseinandergesetzt. Zwischen den gegensätzlichen Positionen schwankend und zeitweise auf kombinierende Erklärungsversuche bedacht, neigte er mehr und mehr doch der neptunistisch-pseudovulkanischen Lehre zu. Die von ihr behaupteten langsam-stetigen Bildungsprozesse nämlich hielt er für eigentlich »naturgemäß«, während er gegenüber den »gewaltsamen Erklärungen« der Vulkanisten einen tiefverwurzelten »Abscheu« erklärte.²¹ Da er vulkanische Vorgänge nur als eine »oberflächliche Spätlingwirkung der Natur« auffaßte, sah er sich erklärtermaßen »beinahe in Verzweiflung gesetzt«,²² als 1825 eine Berliner Akademie-Abhandlung erschien, die Alexander v. Humboldt ihm »als einen schwachen Beweis der innigsten Bewunderung und Dankbarkeit«

²¹ Reisetagebuch 1785; FA I 25, S. 1107.

²² So in seiner zu Lebzeiten unveröffentlichten Rezension der Humboldt-Schrift: FA I 25, S. 610 f.

widmete.²³ Denn in dieser Schrift wurde Humboldts auf den süd-amerikanischen Reisen gewonnene Einsicht mitgeteilt und begründet, daß durch die »frühesten Revolutionen unsers Erdkörpers« die Gebirgsmassen in der Tat vulkanisch aus der Erde heraufgetürmt, ja ganze Länder so aus dem Meer emporgehoben worden sind.²⁴

Goethe hat damals erklärt, was geradezu in einen hippokratischen Eid der Wissenschaftler eingehen müßte: Sollte er nach genauer Prüfung der Humboldtschen Gründe die eigenen Überzeugungen falsifizieren müssen – »so wird es uns nicht beschämen, vielmehr zur Ehre gereichen, wenn wir unsere Sinnesänderung öffentlich bekennen.«²⁵ Und doch ließ er acht Jahre später seinen Faust von Mephistos Gebirgsentstehungslegende behaupten: Da sei *Zu sehn wie Teufel die Natur betrachten*. Er war außerstande, hier der empirischen Evidenz nachzugeben und sich Humboldts zwingenden Schlüssen zu beugen. Woran das lag, hat er im Jahr der Niederschrift dieser Szene dem Freunde Zelter anvertraut: Daß sich die in den Himmel ragenden Gebirge sollten »aus dem Boden gehoben« haben, »steht außer den Grenzen meines Kopfes, in den düstern Regionen, wo die Transsubstantation (also die Wandlung von Brot und Wein in Leib und Blut Christi) pp. hauset, und mein Zerebralsystem müßte ganz umorganisiert werden – was doch schade wäre – wenn sich Räume für diese Wunder finden sollten.«²⁶ Da wird ein mentaler Mechanismus kenntlich, der unser Irrtumseingeständnis wohl häufig blockiert. Die Umorganisation von Denkstrukturen, die sich in das geistige Fundament der Person eingeprägt haben, ist allemal von tiefen Orientierungsstörungen und Identitätskrisen begleitet.

²³ Vgl. Hans Ruppert: Goethes Bibliothek, Katalog. Weimar 1958, Nr. 4702.

²⁴ Alexander v. Humboldt: Über den Bau und die Wirkungsart der Vulcane in verschiedenen Erdstrichen. In: Abhandlungen der physikal. Klasse der Kgl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin aus den Jahren 1822 u. 1823, Berlin 1825, S. 152.

²⁵ Wie Anm. 22, S. 612 (nahezu gleichlautend 1823 veröffentlicht; a.a.O., S. 613).

²⁶ Brief an Zelter, 5. 10. 1831.

Und im »Zerebralsystem« dieses auf übergreifende Gesetzmäßigkeiten ausgehenden Zusammenhangdenkers war die erdgeschichtliche Vulkanisten-Lehre untrennbar verbunden mit einer menscheitsgeschichtlichen. Humboldts eruptiv gewaltsame »Revolutionen unsers Erdkörpers« bildeten für ihn nicht etwa nur ein Gleichnis, sondern eine strukturelle Gleichung mit den zerstörerisch gewaltsamen Revolutionen auf unserer Erde.

Seit dem späteren 18. Jahrhundert wurde die Revolutionsmetapher zur Bezeichnung auch der naturgeschichtlichen Katastrophen verwendet.²⁷ Französische wie deutsche Jakobiner haben diese Namensentsprechung häufig für eine gleichsam naturrechtliche Legitimation des gewaltsamen politisch-sozialen Umsturzes genutzt. Noch in Büchners *Danton*-Drama von 1835 ist es das »Auflodern des tellurischen Feuers« und »ein vulkanischer Ausbruch«, worauf sich der blutige St. Just in seiner Guillotinen-Rede beruft: »Der Weltgeist bedient sich in der geistigen Sphäre unserer Arme eben so, wie er in der physischen Vulkane oder Wasserfluten gebraucht.«²⁸ Eben das läßt Goethe den Mephisto nun über die vulkanische Hochgebirgsentstehung sagen:

*Sie gründen auch hierauf die rechten Lehren
Das Unterste ins Oberste zu kehren.
Denn wir entrannen knechtisch-heißer Gruft,
Ins Übermaß der Herrschaft freier Luft.
Ein offenbar Geheimnis wohlverwahrt
Und wird nur spät den Völkern offenbart.* (10089ff.)

Geschrieben wurde das unter dem Eindruck der französischen Juli-Revolution von 1830 und der nachfolgenden Exzesse im Februar 1831. Der 80jährige hat diesen Ausbruch sogleich als »die Reprise der Tragödie von 1790« bezeichnet, mit der sich »der alte tumultuarische Taumel wieder erneuert«;²⁹ und durch den Historiker Niebuhr sah er sich darüber belehrt, daß der »den Dämon der Revolu-

²⁷ Vgl. Diderots und d'Alemberts »Encyclopédie«, Bd. XIV, 1765, S. 257.

²⁸ Georg Büchner: *Danton's Tod*, II 7.

²⁹ Briefe an Knebel, 12. 9. 1830 und Zelter, 5. 10. 1830.

tion« wieder freisetzende »Wahnwitz des französischen Hofes« jetzt eine barbarische Zerstörung einleite, »wie die römische Welt sie um die Mitte des dritten Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung erfuhr«.⁵⁰ Allererst diese Wiederholungen ließen ihn den politischen Vulkanismus als historische Kategorie begreifen. Nicht von der großen Französischen Revolution (über deren isoliertes Ereignis er 1824 immerhin erklärt hat, daß ihm »ihre wohltätigen Folgen damals noch nicht zu ersehen waren«⁵¹), sondern von den umstürzlerischen Vorgängen 1830/31 hat er dem Kanzler v. Müller gesagt, »er könne sich nur dadurch darüber beruhigen, daß er sie für die größte Denkübung ansehe, die ihm am Schlusse seines Lebens habe werden können.«⁵²

Aus dieser Denkübung ist die »ethisch-ästhetische Formel« hervorgegangen, die hier den erdgeschichtlichen Vulkanismus und Neptunismus mit dem menscheitsgeschichtlichen zur Deckung zu bringen sucht und nun das weitere Geschehen im 4. und 5. Akt der *Faust*-Dichtung bestimmt. Denn die politische Probe aufs Exempel der geognostisch-vulkanistischen Theorie ist das mit Mephistos Hilfe aus umstürzlerischen Aufständen und blutigem Bürgerkrieg hervorgehende reaktionär-anachronistische Kaiserreich – während der neptunistischen Erdentstehungslehre (dem, was Goethe einmal die »Revolutionen der alten *Wasser*« genannt hat⁵³) Fausts großer Plan entspricht, das *Meer vom Ufer auszuschließen* (10229), und seine Utopie von *freiem Grund mit freiem Volke* (11580): Land aus dem absinkenden Wasser (wie immer es dann um die dafür eingesetzten Mittel bestellt ist und um den Bestand des so Gewonnenen) – ein neptunistisches Reich.

Das politische Ethos, auf dem diese Formel beruht, bilden die von Eckermann überlieferten Sätze Goethes: »Ich hasse jeden gewaltsamen Umsturz, weil dabei ebensoviel Gutes vernichtet, als gewonnen

⁵⁰ Vorwort zum 2. Bd. der 2. Aufl. von Niebuhrs Römischer Geschichte.

⁵¹ Eckermann (wie Anm. 4), 4. I. 1824.

⁵² Biedermann/Herwig (wie Anm. 1), Bd. III 2, S. 664.

⁵³ Goethes Werke. Weimarer Ausgabe II 10, S. 136 f.

wird. Ich hasse die, welche ihn ausführen, wie die, welche dazu Ursache geben. ⟨. . .⟩ Sie wissen, wie sehr ich mich über jede Verbesserung freue, welche die Zukunft uns etwa in Aussicht stellt. Aber, wie gesagt, jedes Gewaltsame, Sprunghafte, ist mir in der Seele zuwider, *denn es ist nicht naturgemäß.*»³⁴

Wird da auch dem Menschen das ›Naturgemäße‹ zgedacht, meint das hinsichtlich seines politisch-sozialen Verhaltens nichts anderes, als das erwünscht und gehofft Gewaltfreie, Unblutige, Milde, behutsam Bessernde, welches dieser Neptunist in der naturgesetzlichen Erdformung am Werk glaubte. Seine Zuversicht, zu universalen Bestimmungen hindringen zu können, die auf solche Weise Geologie und Politologie, Natur und Geschichte umgriffen, haben wir unwiederbringlich verloren. Was die Zeichen angeht, aus denen Goethe sie hier zusammensetzt, ist diese Formel das Konstrukt einer vergangenen Epoche. Da sind wir klüger geworden. Und ratloser auch. Aber noch indem wir sie so lesen, als fiktionales Gebilde, ohne Begründung im Naturgesetz, dürfen wir (bei »wachsender Erfahrung«) von dieser Formel des großen »ethisch-ästhetischen Mathematikers« auch den in unserer Welt tobenden gewalttätig-zerstörerischen Vulkanismus erfaßt, ja: *gemeint* sehen – und ebenso sein Gegenspiel: die neptunistisch sanften, gewaltlosen Revolutionen unserer Zeit.

... *wie Teufel die Natur betrachten* – daß dieser Vers auch ihn selber meinte, hat Humboldt unmöglich verkennen können, als er nach Goethes Tod den *Faust II* zu lesen bekam. Das hätte diesen Ordenskanzler gewiß nicht zögern lassen, unter den ersten Vorschlägen, die er zehn Jahre später dem preußischen König für die neu eingerichtete Friedensklasse des Pour le mérite unterbreitete, le nom de Goethe zu nennen – wäre er noch am Leben gewesen. Aber, daß es dazu nicht mehr kam, ließ und läßt seither wohl alle so Ausgezeichneten ein wenig leichter tragen an diesem Orden.

³⁴ Eckermann (wie Anm. 4), 27. 4. 1825.

AUSHÄNDIGUNG DER ORDENSZEICHEN
AN NEUE MITGLIEDER

Übergabe der Ordenszeichen durch den Ordenskanzler
HANS GEORG ZACHAU an

KARL DIETRICH BRACHER, ALBERT ESCHENMOSER,
WOLFGANG GEROK, EBERHARD JÜNGEL,
GIORGIO STREHLER, MARTIN WALSER

bei der öffentlichen Sitzung in der Aula der
Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn am 8. Juni 1995

HORST FUHRMANN sprach die Laudatio auf KARL DIETRICH BRACHER:

Verehrter, lieber Karl Dietrich Bracher,

es ist ein eigentümliches Phänomen, daß Zeithistoriker und Politikwissenschaftler, die uns etwas zu sagen haben, ihr Handwerk nicht selten in der Alten Geschichte lernten: Johann Gustav Droysen beschrieb das Leben Alexanders des Großen und definierte den Hellenismus, um dann seine Arbeitskraft hauptsächlich in die Erforschung und Darstellung der preußischen Geschichte jüngeren Datums zu stecken; Arthur Rosenberg, dem die bündigste Einleitung und Quellenkunde zur römischen Geschichte verdankt wird, verfaßte in der Mitte der dreißiger Jahre eine Geschichte der Weimarer Republik, die von ihrer Frische bis heute nichts eingebüßt hat und nun mit der zwanzigsten Auflage auf dem Markt ist. Auch Sie, Jahrgang 1922, den die Kriegereignisse hart getroffen haben, beschritten diesen Weg. Ihre althistorische Dissertation, nach Wehrdienst

und durchaus lehrhafter amerikanischer Gefangenschaft 1948 in Tübingen erstellt und abgeschlossen, ging über »Verfall und Fortschritt im Denken der frühen römischen Kaiserzeit«, und die Fragen staatlicher und gesellschaftlicher Dekomposition haben Sie, den man den »Mitbegründer der deutschen Zeitgeschichtsforschung« genannt hat und heute den »Nestor der Zeitgeschichtswissenschaft« nennt, in das Buch mitgenommen, das Ihren Namen schlagartig hat bekannt werden lassen: »Die Auflösung der Weimarer Republik«, 1955 in erster Auflage erschienen und wenig später ergänzt durch Ihren Beitrag zum Sammelwerk »Die nationalsozialistische Machtergreifung«, 1960. Ihre vielfältigen Forschungen auf diesem Felde haben Ihr erfolgreichstes Buch vorbereitet »Die deutsche Diktatur. Entstehung, Struktur, Folgen des Nationalsozialismus«, das seit 1969 acht Auflagen und die Übersetzung in sechs Sprachen (darunter ins Hebräische) erlebt hat. Ich breche ab, denn eine Rede auf den Laudanden soll keine Bibliographie sein, obwohl Leistungen bei Gelehrten unserer Couleur, lieber Herr Bracher, meist in Gedrucktem oder Gesagtem bestehen, anders als bei unseren naturwissenschaftlichen oder künstlerischen Kollegen, deren gesta et acta sich neid-erregend konkret, wenn auch zuweilen schwer verständlich, ausnehmen.

Und doch hoffen wir auch bei Ihnen auf Praxis-, auf Daseinsbezug. Einlassungen eines Politologen und Zeithistorikers, in der dünnen Luft theoretischer Erwägung angestellt, sind kaum einen Pfifferling wert, wenn sie nicht Augen öffnend wirken, Wahrnehmungen anregen, Sensibilitäten erzeugen – ginge es um die Analyse von längst Abgesunkenem, hätten Sie auch, mit Verlaub, Althistoriker bleiben können. Geben Sie uns Orientierungshilfen, wie Sie es mit Ihrem kürzlich erschienenen Essay-Band »Wendzeiten der Geschichte« getan haben, Orientierungshilfen durchaus für die Nation, aber auch für den Orden, für den Orden, bittschön, ein bißchen früher. — *Introducendus introductor.*

Herr BRACHER dankte mit folgenden Worten:

Herzlichen Dank für das Glück und die Ehre der Wahl allen Mitgliedern des Ordens, der ja seit seinem preußischen und deutschen Anfang vor 150 Jahren immer zugleich betont die universale Bestimmung der Wissenschaften und Künste zum Ausdruck bringt – und darum auch unter den beiden deutschen Diktaturen nicht existieren konnte.

Sehr verbunden bin ich Herrn Vizekanzler Fuhrmann für seine freundlichen Worte der Einführung, und ich kann mein Empfinden nicht besser aussprechen als es dieser Meister der Mediävistik bei seiner Aufnahme 1987 getan hat: indem ich wie er »das Glück der Zugehörigkeit« in seinem Doppelsinn als »Zufall« und »Beglückung« auffasse und »mir persönlich den Zufall, meinem Fach die Beglückung ›weit verbreiteter Anerkennung‹ zuschreibe«.

Nach wechselvollen Wegen aus der Antike über die Geschichte politischer Ideen in die Zeitgeschichte und Politikwissenschaft gedenke ich heute dankbar meiner akademischen Lehrer und Kollegen, von Josef Vogt in Tübingen bis zu Ernst Fraenkel in Berlin. Ich danke den Trägern des Ordens, die mir persönlich Anreger und Beispiel waren: Eduard Spranger und Felix Gilbert, Raymond Aron und Gershom Scholem, wie auch Theodor Eschenburg und Golo Mann, George Kennan und Gordon Craig. Vieles schulde ich, als bewußter Europäer, der Inspiration Amerikas und den unvergleichlichen Instituten von Stanford und Princeton, Harvard und Washington.

Mit dem Bemühen um Erforschung und Deutung unseres Jahrhunderts zwischen Demokratie und Totalitarismus stehen wir nun vor dem lange erhofften Ende menschenfeindlicher Diktaturen. Aber es drohen wieder alte und neue Gefahren, zumal solche des Nationalismus, und vom euphorisch beschworenen Ende der Geschichte kann keine Rede sein. Den Zeitgeschichts- und Politikwissenschaften, seit Thukydides und Aristoteles geübt und doch immer wieder umstritten, bleiben die brennenden Fragen gestellt: nach dem Verhältnis von Macht und Moral, von Freiheit und Ordnung, von Gewalt und Frieden im Leben der Völker und Staaten. Immer geht es dabei um

historische Erfahrung und politische Aufklärung: wie aus Politik Geschichte wird – und wie aus Geschichte eine Politik lernen kann, die dem Wert und der Würde des Menschen verpflichtet ist. Ich danke Ihnen für die Ehre und den Gewinn, in diesem Bemühen, dem so eindrucksvollen Kreis des Ordens angehören zu dürfen.

MANFRED EIGEN sprach die Laudatio auf ALBERT ESCHENMOSER:

Herr Bundespräsident,
Herr Ordenskanzler,
meine Damen und Herren!

Die Chemie nannte man früher einmal die Scheidekunst. Es ist mir eine besondere Ehre und Freude, Ihnen heute einen der ganz großen Künstler und Gestalter dieses Faches vorzustellen:

ALBERT ESCHENMOSER.

Noch mehr als die Kunst des Scheidens beherrscht er die des Zusammenfügens. Seine Kompositionen sind nicht bloß Produkte brillanten Einfallsreichtums und strenger wissenschaftlicher Prägnanz. Sie bereiten auch dem, der sie zu erkennen vermag, höchsten ästhetischen Genuß. Ich hatte – erst vor zwei Wochen in La Jolla/Kalifornien – das Glück, eine seiner wundervollen Vorlesungen zu hören, die er, wie kein anderer, kunstvoll aufzubauen weiß. Seine amerikanischen Kollegen hatten ihm einen Empfang bereitet, wie das bei uns selten geschieht. Mit einer Serie von Lichtbildern wurden uns all seine Glanzleistungen organisch-chemischer Synthese vor Augen geführt – eine nicht enden wollende Abfolge von Strukturformeln, musikalisch untermalt, mal tänzerisch, mal spielerisch, mal gravitatisch dahinschreitend – wie die Sätze einer Bach'schen Suite – eine Vorahnung dessen gebend, was uns in seinem Vortrag erwartete.

Ich gerate ins Schwärmen; die besorgte Miene unseres Ordenskanzlers ermahnt mich, daß ich mich auf das Wesentliche zu beschränken habe.

Albert Eschenmoser wurde vor fast 68 Jahren in einem kleinen Dorf im Kanton Uri in der Schweiz geboren. Er ist zeitlebens seiner Hei-

mat treu geblieben. Gleichermassen hat er seiner Alma Mater, der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich, nie den Rücken gekehrt, wo er nunmehr – wie er uns Sonntag abend schmunzelnd berichtete – sein 98. Semester absolviert. Mentoren, Förderer und Kollegen, an denen sich sein Genie messen ließ, haben seinen Lebensweg begleitet. Ich will drei Namen nennen: Leopold Ruzicka, der Lehrer und Doktorvater, Vladimir Prelog, der väterliche Kollege, Förderer und Freund, und – der leider so früh verstorbene – Robert Burns Woodward, dem er in persönlicher und chemischer Wahlverwandtschaft, aber auch in edlem Wettstreit eng verbunden war. Sichtbarstes Kennzeichen dieser konkurrierenden Kooperation war die Totalsynthese des Vitamins B₁₂, die parallel in Harvard und Zürich erfolgte, eine der monumentalen Leistungen der präparativen Chemie, eine der harmonischsten Komplexionen, die der Mikrokosmos hervorgebracht hat und die sich allein dem sehenden Auge dessen erschließt, dem Ästhetik Erfahren und Verstehen bedeutet.

Vitamin B₁₂ war nicht die erste von Albert Eschenmosers Großtaten. Er hatte schon damals der organischen Chemie eine neue Richtung gewiesen, Leitlinien für die Ermittlung von Strukturen konzipiert und durch kühne Synthesen bewiesen. Viele renommierte Laboratorien beiderseits des Atlantiks folgten diesen Ideen und gelangten zu spektakulären Erfolgen. Ich erwähne hier nur die biogenetische Isoprenregel, die Studien zur Geometrie der Übergangszustände bei SN₂-Reaktionen an Kohlenstoffzentren und die der Vitamin B₁₂-Synthese folgenden Arbeiten zur Chemie der Corrinioide, der Corphinoide und der Pyrrocorphine. Viele Ehrungen und Auszeichnungen waren die Folge – eine Aufzählung würde den zeitlichen Rahmen sprengen.

Obwohl bereits im Emeritierungsalter, ist Albert Eschenmoser nach wie vor aktiv. Der von mir erwähnte Vortrag in La Jolla hatte den Titel: »Why Not Hexose Nucleic Acids?« Die Nucleinsäuren sind die molekularen Träger der Erbanlagen, die Speicher der genetischen Information, und mit diesen Eigenschaften wohl die wichtigsten Repräsentanten allen irdischen Lebens. Ein essentieller Baustein

dieser Nucleinsäure ist ein Zucker, aber nicht in der uns geläufigen und unser Leben versüßenden Form eines Sechseringes, einer Hexose, sondern in der eines Fünferinges, einer Pentose. In mühseliger Arbeit hat Albert Eschenmoser alle möglichen Alternativen dieser Pentose-Nucleinsäuren – zunächst synthetisiert – und dann auf ihre Eigenschaften hin untersucht. Von seinem Lehrer und Freund Vladimir Prelog habe ich dereinst gelernt, warum der Organiker sich vornehmlich mit Naturstoffen befaßt: Weil die Natur diese aufgrund ihrer besonderen und interessanten Eigenschaften ausgewählt hat. Man lernt sozusagen mit jedem dieser Stoffe ein neues Naturprinzip kennen. Von Albert Eschenmoser erfahren wir eine wesentliche Erweiterung dieser Leitidee der organischen Chemie, nämlich: Man muß auch die chemisch möglichen Alternativen der Naturstoffe studieren. Dann lernt man nicht nur das Naturprinzip kennen, sondern auch *verstehen*, warum die Natur diese Auswahl getroffen hat. Im Falle der Nucleinsäuren lernen wir vielleicht darüber hinaus, *wie* Leben entstehen konnte.

Lieber Albert! Wir heißen Dich herzlich willkommen im Kreise der Ordensmitglieder, und wir freuen uns auf viele Begegnungen, die uns bereichern werden.

Herr ESCHENMOSER dankte mit folgenden Worten:

Ich möchte den Mitgliedern des Ordens Pour le mérite herzlich dafür danken, daß sie mich als auswärtiges Mitglied in ihre hohe Gemeinschaft aufgenommen haben. Ich empfinde tiefe Freude – ich liebe das Mönchische an diesem Orden – und spüre einen gebührend verhaltenen Stolz, vor allem auch deshalb, weil ich als Schweizer die hohe Ehrung erfahren darf, als Angehöriger jenes eigentlich doch außerordentlichen Landes, dessen Bürger zwar seit jeher *politisch* nach *innen* zu blicken gewohnt sind, doch *kulturell* nach *außen*, jeder seiner Sprache gemäß, in die Richtung einer der drei großen europäischen Kulturräume im Norden und Osten, im Westen und im Süden des Landes, Angehöriger eines Landes übrigens, das in unserer Zeit zum Anschauungsbeispiel der Regel geworden ist, wo-

nach Erfolg *konservativ* macht – Erfolg im Politischen und Ökonomischen während der letzten 100 Jahre ist hier gemeint – eines Landes aber auch, in welchem viele Bürger hoffen, daß das Land zum Anschauungsbeispiel auch des Annehmens jener steten Herausforderung werden wird, die darin besteht, den Zwang dieser Regel zu überwinden.

Die Regel und die stete Herausforderung bestehen gleichermaßen auch in der Wissenschaft, und dies vor allem auch in der organischen Chemie, die sich in den vergangenen 150 Jahren eines außerordentlichen Erfolgs erfreuen konnte, sich aber seit 40 Jahren der explosiven Entwicklung der molekular-biologischen Wissenschaften gegenüber sieht. Heute schießen weltweit Arbeitsrichtungen aus dem Boden, in denen das klassische *Konstruktionsdenken* der organischen Chemie durch ein *Selektionsdenken* zwar nicht ersetzt, wohl aber ergänzt wird. Auch in der organischen Chemie scheint damit die Saat aufzugehen, die Manfred Eigen in den siebziger Jahren durch seine bahnbrechenden Gedanken zur molekularen Evolution gelegt hat, Manfred Eigen, dem ich hier für seine Laudatio, die mich anrührte, herzlich danken möchte.

HANS GEORG ZACHAU sprach die Laudatio auf WOLFGANG GEROK:

Lieber Herr Gerok,

es ist mir eine Freude und eine Ehre, Sie im Orden Pour le mérite willkommen zu heißen. Mit Ihnen haben wir wieder einen klinisch tätigen Mediziner in unseren Reihen. Die volle Bezeichnung des Ordens lautet: Orden Pour le mérite für Wissenschaften und Künste. Die Medizin wird im Orden den Naturwissenschaften zugeordnet. Zum Glück gibt es eine wissenschaftliche Medizin, aber wir alle wissen, daß es in der Medizin mit Wissenschaft allein nicht getan ist.

Seit seiner Gründung im Jahr 1842 haben dem Orden immer wieder klinisch tätige Mediziner angehört. Der erste war gleich im Gründungsjahr der Berliner Chirurg Johann Friedrich Dieffenbach. Der

einzigste Internist war, soweit ich das feststellen konnte, Ludolf von Krehl in Heidelberg, der 1925 gewählt wurde. Ich finde es sehr angemessen, daß ich Ihnen im Anschluß an diese Worte das Ordenszeichen überreichen kann, das der verstorbene Ophthalmologe Gerd Meyer-Schwickerath getragen hat, ein hervorragender Kliniker, der sein Fachgebiet durch die Ergebnisse seiner Forschung wesentlich gefördert hat.

Sie wurden 1926 in Tübingen geboren und haben in Freiburg und Tübingen studiert. 1948–1951 haben Sie am Max-Planck-Institut für Biochemie, damals in Tübingen, unter Leitung von Adolf Butenandt eine Doktorarbeit über den Sexuallockstoff des Seidenspinners angefertigt. Als ich ein Jahr später an das Butenandt'sche Institut kam, wurde mir ein Thema in der Fortführung dieses Projekts übertragen. Sie waren also für mich der Vorgänger in der Doktorarbeit; kennengelernt haben wir uns jedoch erst viele Jahre später. Die Lehr- und Wanderjahre führten Sie an ein Pathologisches Institut und an die Medizinischen Universitätskliniken in Zürich, Marburg und Mainz, bis Sie 1968 auf einen Lehrstuhl für Innere Medizin in Freiburg berufen wurden.

Sie haben in den fünfziger und sechziger Jahren in der von Ihnen selbst durchgeführten Forschung theoretisch und klinisch wichtige Ergebnisse über die biochemischen Vorgänge bei Leberkrankheiten erzielt. Auf Sie geht die Erkenntnis zurück, daß die Leber den Spiegel jeder einzelnen Aminosäure im Blut reguliert. Bei Leberkrankheiten sind Störungen dieser Funktion die Ursache von Symptomen. Ein weiteres Teilprojekt waren Untersuchungen zum Stoffwechsel und Transport der Gallensäuren als Grundlage für das Verständnis von Störungen der Gallesekretion. Wichtige Beiträge aus Ihrem Arbeitskreis betreffen ferner die Charakterisierung ungewöhnlicher Gallensäuren, die Rolle des Harnstoffzyklus als pH-Regulator im System Leber/Niere, die Zonierung des Ammoniak- und Glutaminstoffwechsels in der Leber sowie molekularbiologische Untersuchungen über die Interaktion des Hepatitisvirus B mit der Leberzelle, um neue therapeutische Strategien zu entwickeln.

Es ist unmöglich, ein wissenschaftliches Lebenswerk in wenigen

Minuten angemessen darzustellen. Ihre Arbeiten haben sich über viele Jahre hinweg auf den Stoffwechsel und die Krankheiten der Leber konzentriert und Sie gehören – weltweit gesehen – zu den führenden Hepatologen. In einer Literatursuche per Computer fällt auf, daß Sie bis in die letzte Zeit hinein an Detailuntersuchungen beteiligt sind.

Sie haben sich auch einer umfangreichen wissenschaftspolitischen Tätigkeit nicht verschlossen. In Ihre Zeit als Vizepräsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft fällt Ihre Denkschrift »Zur Lage und Verbesserung der klinischen Forschung in der Bundesrepublik Deutschland« (1979), in der Sie sich mit dem Thema (berechtigterweise!) sehr kritisch auseinandersetzen. Daß es auf diesem Gebiet immer noch sehr viel Raum für Verbesserungen gibt, wissen nicht nur die direkt Beteiligten. Sie selbst haben in Freiburg das unter deutschen Verhältnissen Mögliche erreicht.

Lieber Herr Gerok, wir heißen Sie im Orden Pour le mérite herzlich willkommen und wünschen Ihnen für Ihre weitere Arbeit alles Gute.

Herr GEROK dankte mit folgenden Worten:

Herr Bundespräsident,
Herr Minister,
Herr Ordenskanzler,
meine Damen und Herren!

Was mich in diesem Augenblick bewegt, läßt sich in zwei Begriffen zusammenfassen: Dankbarkeit und Glück.

Zuallererst Dankbarkeit. Ich danke Ihnen, lieber Herr Zachau, für die so freundliche Einführung und die Schilderung meines wissenschaftlichen Weges. Es liegt im Wesen einer solchen Laudatio, daß nur die erreichten, aber nicht die vergeblich verfolgten Ziele Erwähnung finden. Ich danke den Mitgliedern des Ordens für das Vertrauen, das Sie mir durch die Aufnahme in Ihren Kreis erwiesen haben. Ich bin mir bewußt, daß dieses Vertrauen die Erwartung einschließt, daß das neu gewählte Mitglied des Ordens mit seiner wissenschaftli-

chen Erfahrung, aber auch mit dem Wissen, das durch seine persönliche Biographie geprägt ist, zum Leben des Ordens beiträgt. Ich werde mich bemühen, dieser Erwartung gerecht zu werden, und ich freue mich darauf. Mit großer Dankbarkeit denke ich heute auch an meine akademischen Lehrer, ohne die ich nicht hier stehen würde. Paradigmatisch und vor allem nenne ich hier Adolf Butenandt, der mich die harte, aber zugleich begeisternde Arbeit wissenschaftlicher Forschung gelehrt und dadurch meinen weiteren Weg geprägt hat. Danken möchte ich auch meinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern an der Medizinischen Universitätsklinik in Freiburg, die meine Arbeit nicht nur unterstützt, sondern ihr oft entscheidende Impulse gegeben haben. Schließlich erinnere ich mich heute dankbar an viele glückliche Fügungen in meinem Leben, die als solche erst in der Rückschau erkennbar waren. Sie zu beschreiben, ist hier nicht der Ort.

Damit ist das zweite Stichwort schon gefallen: Glück. Ich habe in meinem Leben in ganz außergewöhnlichem Maß das erfahren, was man mit dem Begriff »Glück« umschreibt. Ich meine damit, daß ich zu rechter Zeit den für mich maßgebenden Menschen, aber auch den stimulierenden Gedanken in Gesprächen und Büchern begegnet bin. Dazu gehört auch meine Berufswahl. Die Verbindung der wissenschaftlichen, oft abstrakten Durchdringung der Phänomene von Gesundheit und Krankheit mit der persönlichen, ganz konkreten Zuwendung zum einzelnen Patienten ist eine schwierige, manchmal bedrückende, aber sehr oft auch beglückende Aufgabe. Nach dem Abitur stand bei meinen Berufsplänen zur Diskussion, ob ich mich ganz der Musik zuwenden sollte. Ich habe mich damals für die Medizin entschieden. Aber das Glücksgefühl beim persönlichen Gestalten einer Sonate oder eines Streichquartetts hat mich durch all die Jahre in ganz anderen Beruf begleitet.

Glück kann man nicht erwerben, man kann es vielleicht – wie Fontane schreibt – erlernen, jedenfalls ist es kein Verdienst. Die Aufnahme in den Orden »Pour le mérite für Wissenschaften und Künste« betrachte ich als Geschenk, das ich glücklich und mit großer Dankbarkeit annehme.

HANS-GEORG GADAMER sprach die Laudatio auf EBERHARD JÜNGEL:

Wenn wir heute einen Theologen begrüßen dürfen, der in unsere Reihen eingetreten ist, so rundet sich damit unser Kreis auf eine nachdenkliche und vielsagende Weise. Als vor nun doch mehr als 150 Jahren der Orden gestiftet wurde, im Zeitalter der Spätromantik, war der Wissenschaftsbegriff der Moderne entschieden und auf die Theologie nur in besonderen Fällen wirklich anwendbar.

So kam es, daß erst zu Anfang unseres Jahrhunderts eine große Forscherpersönlichkeit, nämlich Adolf von Harnack, Meister der historischen Forschung und zugleich Theologe, Aufnahme in den Orden fand, der Gründung Alexander von Humboldts und seiner Zeitgenossen.

Beim Wiederaufbau des Ordens nach den unheilvollen Jahren des Dritten Reiches war es von den Theologen zunächst ein Alttestamentler, Gerhard von Rad, der in den Orden aufgenommen wurde. Es ist bezeichnend, daß ein heutiger Theologe innerhalb der protestantischen Theologie in jedem Fall ein intimes Verhältnis zum Alten Testament pflegt und in diesem Fall obendrein den ganzen großen Horizont des vorderen Asiens und Ägyptens zu seinem Forschungsgebiet zählt. Wenn ich mich recht erinnere, war der andere, der in diesen Zeiten dann auch im Orden Aufnahme fand, ein katholischer Theologe, Karl Rahner. Auch dieser Theologe von Rang war, wenn auch auf andere, auf philosophische Weise, weit in die Bewegung unseres Zeitalters eingedrungen und hatte eine gewichtige Stimme in unserem Geistesleben erlangt. Beiden Herren bewahren wir ein ehrendes Andenken.

Gleichzeitig aber hatte der Orden Rudolf Bultmann, den großen protestantischen Theologen unseres Jahrhunderts, zu sich gewählt – freilich in so hohem Alter, daß er seinen Anwesenheitswünschen und -pflichten nicht mehr nachkommen konnte. Aber wer Rudolf Bultmann gekannt hat, der hat sozusagen an einem lebendigen Beispiel die Spannweite geistiger Selbstdisziplin und religiöser Eindeutigkeit geradezu musterhaft vor Augen. Ihm, dem großen Vertreter der historisch-kritischen Exegese und der dialektischen Theologie,

der der Marburger Theologischen Schule eine neue Prägung verliehen hat, war die Arbeit am Text der Bibel selbst nicht nur eine historische, sondern auch eine religiöse und seelsorgerliche Aufgabe. Daß die unbestechliche, scharfsinnige Forschung dieses Mannes sein Verhältnis zur evangelischen Kirche manchmal etwas belastete, ist ja wohlbekannt.

Heute tun wir etwas sehr Bewußtes, wenn wir in Eberhard Jüngel einen evangelischen Geistlichen, der einen Lehrstuhl für Systematische Theologie in Tübingen innehat, in unsere Reihen bitten. Wir fühlen uns glücklich, abermals einen Mann von der geistigen Spannweite zu gewinnen, die dazu gehört, den höchsten Maßstäben der Wissenschaft und zugleich der philosophischen Auseinandersetzung mit der neuzeitlichen Aufklärung zu genügen. In diesem Sinne heißen wir Eberhard Jüngel unter uns willkommen. Er ist für uns auch dadurch besonders wertvoll, daß er aus dem deutschen Osten, aus Magdeburg, stammt und seine weitere Ausbildung und Lehrtätigkeit an der Theologischen Hochschule in Berlin stattfand, und das heißt, unter sehr exponierten Bedingungen. Seit langem ist er inzwischen Mitglied der Württembergischen Landeskirche. Wir begrüßen in ihm einen Mann, der allen Maßstäben der Wissenschaft in hervorragender Weise entspricht und der zugleich mit uns allen als Männern der Wissenschaft in einem Traditionszusammenhang steht, der unser Abendland, das christliche Abendland, als Namen trägt und es zugleich als Frage und Forderung in sich schließt.

Herr JÜNGEL dankte mit folgenden Worten:

Herr Bundespräsident,
Herr Ordenskanzler,
sehr verehrter, lieber Herr Gadamer!
Sehr verehrte Damen und Herren!

Die Wahl in den Orden *Pour le mérite* hat den Theologen und Pastor getroffen wie ein Blitz aus heiterem Himmel – wie ein Blitz freilich, der den Getroffenen, statt ihn in ihn verzehrende Flammen

zu setzen, vielmehr elektrisiert und mit *Spannung* erfüllt. Es war ein herrlicher Blitz.

Das Wohlwollen, dem ich diese hohe Auszeichnung verdanke und das auch aus den meine theologische Existenz verständnisvoll skizzierenden Worten spricht, bewegt mich.

Für einen evangelischen Theologen ist *le mérite*, ist das *meritum* nun allerdings ein ausgesprochen riskanter Begriff. Zwar nicht *pour le mérite*, aber *meriti causa* ist immerhin einst in Wittenberg die Reformation ausgebrochen, die dann zu dem 1530 vor Kaiser und Reich gesprochenen Satz geführt hat, daß kein Mensch propriis viribus, meritis aut operibus vor Gott gerecht zu werden vermag. Doch wer glaubt und bekennt, daß er *im Himmel*, daß er *vor Gott* keinerlei Meriten hat, der gewinnt die Freiheit, sich über die *irdische* Anerkennung, die die Aufnahme in den Orden Pour le mérite bedeutet, ganz einfach zu freuen. Ich freue mich von Herzen.

Es stimuliert mich in ganz besonderem Maße, daß ich fortan dieser Gemeinschaft von ungewöhnlich *wachen* Menschen anzugehören die Ehre habe. Sie wachen in sehr unterschiedlichen Lebensbereichen, sehr heterogenen Wissensgebieten mit sehr differenten Aufgaben. Doch bei Heraklit, dem Vorsokratiker, habe ich den Satz gelesen: Die Wachenden haben *eine gemeinsame* Welt. Das ist, weiß Gott, wahr. Der gemeinsamen Welt der Wachenden mich verpflichtend, aber auch voll spannender Neugier auf diese gemeinsame Welt – *danke* ich dem Orden Pour le mérite und insbesondere Ihnen, lieber Herr Gadamer.

BERNARD ANDREAE sprach die Laudatio auf GIORGIO STREHLER:

Lassen Sie mich mit einer Frage beginnen. Warum hat Giorgio Strehler, der wohl berühmteste Regisseur unserer Zeit, keine Filme gemacht? Ich glaube, deshalb, weil seine Figuren »Abend für Abend ins Leben wollen.« Im Film ist das Geschehen ein für alle mal festgeschrieben, bei den Bühnenstücken Strehlers ist jede Aufführung ein neues künstlerisches Ereignis. Hier scheint ein Widerspruch zu liegen, denn man weiß, mit welcher unendlicher Geduld Giorgio

Strehler seine Inszenierungen ausfeilt, bis sie perfekt sind. Wie kann aber etwas perfekt sein und doch jeden Abend anders? Das ist nur bei einer außerordentlichen Subtilität möglich. Es geht bei dem »anderen« nicht um grobe Improvisationen der Schauspieler, sondern es geht um die hauchfeine Veränderung, die die Menschen selbst, die als Schauspieler in die Haut einer Strehlerschen Gestalt schlüpfen, in ihrer tagtäglichen Gestimmtheit vor einem immer anderen Publikum in die Rolle einbringen. In solchen Feinheiten ist das Leben spürbar wie ein Puls. Im Film schlägt der Puls immer gleich, und das ist nicht das Interesse Giorgio Strehlers.

Dabei wird man sagen dürfen, daß Sie, verehrter Herr Strehler, besonders für den Anfang Ihrer Kunst, dem Film viel verdanken. Als Sie noch mitten im Zweiten Weltkrieg den ersten Schritt zur Bühne taten, wartete das italienische Theater auf eine Wiedergeburt. 1936, als Sie 15 Jahre alt waren, hatte Silvio d'Amico in Rom »Die Königliche Akademie der Dramatischen Kunst« begründet, die die notwendige Revolution aber nicht durchführen konnte, weil ihr keine feste Bühne zur Verfügung stand. Es gab nur Wanderbühnen, mit denen die Bemühungen der Akademie in einen bitteren, von Spott und Übelwollen begleiteten Kleinkrieg verwickelt wurden. Erst Sie haben mit dem Piccolo Teatro das Teatro stabile geschaffen.

Einen völlig neuen Impuls hatte dem italienischen Theater, das in einer kulinarischen Konvention in einer Art Gesellschaftskitsch verharrte, der Neorealismus des italienischen Films gegeben. Ich erinnere an »Fahrraddiebe«. Einer der größten neorealistischen Filmregisseure, Luchino Visconti, ist auch unter den Erneuerern des Theaters. Doch als unter diesem Einfluß der »filmische Naturalismus« im italienischen Theater zu einer szenischen Methode und Mode wurde, da erkannten Sie den gefährlichen Irrweg und wandten sich 1947 mit Goldonis »Arlecchino, servitore di due padroni« dem klassischen Genre zu. Schon die kleine Veränderung des Titels ist aussagekräftig. Goldoni nennt sein Stück »Diener zweier Herren.« Seine Hauptfigur ist Truffaldino, und mit diesem Stück versucht Goldoni gerade, die erstarrte Commedia dell'arte mit ihren Masken und Typen, für die Arlecchino steht, zugunsten einer psychologischen Cha-

meiner Konstellation sind Shakespeare, Goldoni, dann Brecht, das war mein Lehrer, und Beckett.« Obgleich auch für Sie, wie für Goethe, »William Stern der höchsten Höhe« ist, mit Brecht und Beckett unmittelbare und ungemein interessante persönliche Begegnungen stattfanden, werde ich mich in unseren fünf Minuten auf Goldoni beschränken, weil wir und vor allem Sie selbst in diesem Jahr seinen 200. Todestag begehen und weil die meisten Inszenierungen, die ich seit Ihrem »Sturm« von 1947 von Ihnen selbst gesehen habe, Stücke von Goldoni waren, ich nenne nur die »Baruffe Chiozzote«, »Servitore di due Padroni«, »Il Campiello«, die Sie alle in diesem Jahr in Mailand und Rom wiederholt haben.

Zum Schluß möchte ich ganz konkret werden und ein Theatererlebnis vor Ihrem inneren Auge, verehrtes Publikum, entstehen lassen, das ich kürzlich in Rom hatte. Goldonis »Il Campiello« in der Regie Giorgio Strehlers. Im Schlußbild des kleinen Platzes muß ein junges Mädchen, das höchst gekünstelt durch die bunte Welt des Venezianischen Karnevals getrippelt ist, Venedig verlassen und ihrem Cavaliere nach Neapel folgen. Es schneit, und die Bühne wird kalkig weiß und durch die gedämpften Geräusche leer. Gasparina, die Goldoni »una giovine caricata« nennt, ein aufgedrehtes junges Ding, über das man lachen kann, tritt an den Bühnenrand und nimmt Abschied, und plötzlich wird die Kunstfigur poetisch human. Man spürt einen Kloß im Hals, und wenn man nach rechts und links schielt, sieht man große Augen, aus denen Tränen rollen. Lachen und Weinen! Der Zuschauer geht nach Haus und nimmt sich vor, ein Besserer zu werden.

Schließen möchte ich mit dem Satz, den Sie meiner Schwägerin Birgit Lahann für ihr Büchlein »Hausbesuche. Zu Gast bei Künstlern Stars und Literaten«, auf den Weg gegeben haben. Ich zitiere Ihre Worte: »Und wenn wir Fehler gemacht haben zwischen uns und unserer Arbeit, sollten wir an jenes Gedicht von Brecht denken, das ich so liebe und das mit den Worten endet: Wir sahen uns an und begannen von vorn.«

Herr STREHLER dankte mit folgenden Worten:

Verehrter Herr Bundespräsident,
Herr Ordenskanzler,
verehrte und liebe Ordensmitglieder,
meine Damen und Herren!

Tiefbewegt und in großer Dankbarkeit nehme ich die Ehrenbezeigung entgegen, die mir heute zuteil wird.

Ich habe niedergeschrieben, was ich hier sage. Aber ich hätte nie gedacht, daß mir die deutsche Sprache, meine liebe Muttersprache, so weit entfernt war, daß ich davon so viel vergessen habe. Und gerade heute benötigte ich diese Sprache so sehr, um mein Glück und meinen Dank zum Ausdruck zu bringen. Es fehlen mir die Worte für all das, was ich Ihnen im Augenblick sagen möchte.

Aber, wenn mein deutscher Wortschatz auch sehr in Vergessenheit geraten und schwächer geworden ist, so kann ich doch sagen, daß meine Liebe für die deutsche Kultur ganz ungebrochen und sehr stark ist. Ich habe sie tief in mein Herz geschlossen.

Die deutsche Kultur bedeutet für mich: Die Sterne, an denen ich mich in all den Jahren meines beruflichen Lebens orientiert habe.

In den letzten fünf bis sechs Jahren habe ich unter der unbeschreiblichen Sonne von Goethe und seinem ›Faust‹ gelebt; Fragmente über Fragmente – tausende und abertausende Verse. Jeden Abend habe ich dieses Werk inszeniert und gespielt, das mehr ist als ein Hauptwerk. Abend für Abend bin ich fast blind geworden, weil die Sonne in jedem Wort und in jedem Moment so stark brannte, daß ich kaum sprechen, mich kaum bewegen konnte.

Ich glaube, daß man den ›Faust‹ vielleicht gar nicht spielen kann, so groß ist er. Und Stück um Stück vorrückend, habe ich noch nicht einmal den Homunkulus gespielt. So ist die Rechnung: von den 12 111 Versen, die Goethe hier geschrieben hat, habe ich nur 7 500 gespielt. Und ich hoffe, in den nächsten Jahren mit dieser Arbeit – nein, es ist mehr noch: eine Mission – fortfahren zu können.

Ich möchte auch noch sagen, daß ich um die Bedeutung und die

Wichtigkeit des Ordens Pour le mérite weiß. Ich weiß, welche Persönlichkeiten der Wissenschaft und Kunst aus aller Welt ihm angehört haben und angehören. Und ich finde, daß auch der Name – die Worte »Orden« in Deutsch und »pour le mérite« in Französisch – ein gutes Zeichen ist, ein gutes Zeichen für die Idee von Europa, für ein neues Europa. Ich habe gekämpft, 20, 30 Jahre, für ein Europa, das kein Traum bleiben darf, sondern Wirklichkeit, eine konkrete Wirklichkeit werden muß. Ein Europa, in dem man sicher leben kann, in Freiheit, in Demokratie, aber auch mit Toleranz; das für Menschenrechte und Gerechtigkeit steht, für Geist, Kultur und Kunst, Menschlichkeit und, wenn möglich, auch für ein wenig Freundlichkeit. Vielleicht ist das schwer in dieser Zeit. »Die wir den Boden bereiten wollten für Freundlichkeit«, sagte Brecht, »Konnten selber nicht freundlich sein.«

Ich kann Ihnen nur versprechen, daß ich meine Bemühungen um das alles mit immer größerer Anstrengung in den kommenden Jahren fortsetzen will.

Danke!

STIG STRÖMHOLM sprach die Laudatio auf MARTIN WALSER:

Herr Bundespräsident,
hohe Versammlung!

Welche Schriftsteller lassen sich einigermaßen getreu in Miniatur abbilden? Die Frage ist hier gar keine ausschließlich akademisch-theoretische – sie wird deshalb gestellt, weil es sich hier und nun darum handelt, das Bildnis eines hochbedeutenden, intensiv schöpferisch tätigen Schriftstellers in kürzester Zeit zu zeichnen. Ist das mit Martin Walser ohne Betrug oder Verrat möglich? Welche sind die Voraussetzungen einer bejahenden Antwort auf eine solche Frage? Es muß entweder ein charakteristischer fester Kern vorhanden sein, etwa ein thematischer Bergfried, um den die schöpferische Leistung aufgebaut wird, oder aber es muß ein wirklich erobertes, ein geträumtes oder geahntes geistiges Endziel geben, das etwa wie der

Verklärungsberg einer literarischen Wanderung dasteht. Auch wenn die eine oder andere Bedingung erfüllt ist, gibt es eine Mindestmaßgrenze des Möglichen. Während sich der Meister in der Beschränkung zeigt, läßt sich nur der Tor in das zwerghaft Eingeschrumpfte ein.

Wieland läßt sich in Miniatur abbilden, trotz des überragenden Reichtums des *œuvre*: eine skizzenhaft gezeichnete, intelligente Miniatur, genau vom Übergang zwischen Rokoko und Zopfstil. Mit Kleist ist es möglich, sogar mit dem schillernden Hofmannsthal. Die nötigen klaren Formeln sind vorhanden. Auch mit Herder, wohl noch mit Gerhard Hauptmann ... Thomas Mann? – nicht, oder vielleicht doch mit großer Schwierigkeit ein fragmentarisches, mit der größten auslegenden und präzisierenden Mühe und dem reichsten Talent gezeichnetes Kleinbild. Jedenfalls ein zweideutiges, unzuverlässiges, höchst persönliches Bildnis. – Gott weiß, ob morgen noch wahr.

Wer in seinen Werken explizit oder unausgesprochen, *für* jemanden oder etwas schreibt, der läßt sich meistens in Miniatur abbilden; wer *von* sich oder anderen erzählt oder – noch schwieriger – wer sich und die anderen prüfend untersucht, der hat mehr Raum nötig.

Das Dilemma des Miniaturmalers, sehr geehrter, lieber Herr Walser, besteht in Ihrem Fall jedenfalls nicht im Mangel an Vorbildern. Ihr Leben, vor 66 Jahren an den Ufern des Bodensees begonnen, seit 36 Jahren an denselben Ufern fortgesetzt, hat den angenehmen Schein eines fast Thomas Mann'schen wohlgeordneten zeitgenössischen Intellektuellenlebens, von Anerkennung, Preisen und Laudationes so reichlich gespickt, daß der Porträtmaler, der sich geistige Mühe sparen möchte, unschwer einen schönen Kranz von Zitaten binden könnte. Schon mit Ihrem zweiten größeren Werk, *Ehen in Philippsburg*, vom Jahr 1957, kam, wenn nicht die Anerkennung, so jedenfalls das starke Interesse der Kritiker sowie einer immer wachsenden Leserschaft. Mit *Halbzeit* (1960), dem monumentalen ersten Band der Anselm Kristlein-Trilogie, war Ihre Stellung in der deutschen Nachkriegsliteratur schon unbestreitbar. Das Format des Miniaturporträts erlaubt weder Erwähnung noch Charakterisierungs-

versuche der einzelnen Werke, von denen zuverlässige Quellen etwa ein halbes Hundert aufzählen. Noch ein paar Namen, einfach weil es sich um Bücher handelt, ohne die jede Beschreibung der modernen deutschen Literatur nicht nur unvollständig, sondern einfach unwahr, qualitativ falsch, wäre: *Brandung*, den großen Roman von 1985, wagt auch der Vorsichtigste als dauerndes Meisterwerk zu bezeichnen; für die Novelle *Ein fliehendes Pferd* (1978) läßt sich nach sorgfältiger Prüfung das anspruchvolle Epithet »Klassiker« verwenden. Und schließlich als vorläufig letztes Werk, der große Roman *Die Verteidigung der Kindheit*, ein energischer Versuch, die Teilung Deutschlands literarisch zu verarbeiten.

Auf die stille äußere Ordnung Ihres Daseins habe ich hingewiesen. Bei Banausen ist Ordnung Ziel und Verklärung. Bei den geistig Schöpferischen steht es anders. In Ihren Büchern herrscht auch Ordnung; viele der epischen Werke gehören sogar zu ein und derselben strukturierten Welt, einer zeitgenössischen westeuropäischen Welt, wo Ihre Helden und Antihelden kommen und gehen, zurückkehren und verschwinden. Aber die Ordnung, lieber Herr Walser, die in dieser Welt herrscht, und zu der Ihre klassisch ausgewogene Prosa beiträgt, ist nicht ein Ziel an sich – es ist Beschwörung des Chaos, wie die Gebärden äußerer Normalität Ihrer Gestalten häufig sorgfältig ausgedachte und mühsam errungene Überlebensstrategien sind.

Und deshalb, sehr verehrte Zuhörer, ist ein Miniaturporträt von Martin Walser vielleicht doch möglich. Zwar erzählt er *von* uns, uns Bürgern der heutigen Welt – erzählt sogar breit, üppig, lebendig, gelegentlich komisch, wie es einem großen Epiker geziemt – aber er stellt uns dabei so vor, daß wir uns erkennen, unseren eigenen Umgang mit Chaos und Überleben erkennen – daß wir das Schweigen des Erzählers mit eigenem Stoff ausfüllen möchten, daß wir die gestellten Fragen als eigene erleben, daß wir plötzlich einsehen, daß Walser, *von* uns erzählend, auch *für* uns spricht, wie die echten literarischen Schöpfer immer Fürbitter ihrer Zeitgenossen waren.

Seien Sie, lieber Herr Walser, im Kreis des Ordens recht herzlich willkommen.

Herr WALSER dankte mit folgenden Worten:

Ich möchte mich bedanken für die Aufnahme in diese traditionsreiche Gemeinschaft. Aber wenn ich sagen will, wie ich mir als Dankender vorkomme, dann kann ich es nicht einfacher ausdrücken als so: ich bin nicht unverlegen. Die deutsche Sprache möge mir die Windung, in die ich sie da zwingt, verzeihen. Ich kann nur hoffen, es gehe anderen nicht ganz anders, wenn sie sich in eine so traditionsreiche Gemeinschaft aufgenommen sehen. Schon zum zweiten Mal ersetze ich das historisch metallische Heraldikwort »Orden« durch das harmlos sentimentale Edelwort »Gemeinschaft«. Das kommt davon, daß ich mir als Jugendlicher versprochen habe, niemals einen Orden anzunehmen. Von der Möglichkeit, in einen solchen aufgenommen zu werden, wußte ich damals nichts. Ich habe dieses mir selbst gegebene Versprechen ein paar Mal gebrochen. Meine Begründung: Es ist zu spät, einen Orden abzulehnen, wenn man ihn schon kriegt. Du hättest dich aufführen müssen, daß du ihn gar nicht erst kriegt. Groucho Marx rät sogar, man soll nie in einen Verein gehen, der einen haben will.

Aber: ein Leben leben, heißt offenbar auch, ausprobieren, in wie vielen Widersprüchen man sich immer noch als derselbe fühlen kann. Den Deutschen, immerzu schwankend zwischen Traditionsstarre und -zerstörung, fällt der vernünftige Umgang mit Tradition schwer. Wie sollte man da nicht unverlegen sein. Ich habe ziemlich schnell JA gesagt, als mir die Möglichkeit, in diesen Orden aufgenommen zu werden, mitgeteilt wurde. Mich ziehen die vielen Sprachen an, die hier gesprochen werden: die des Chemikers, des Theologen, des Physikers, der Schauspielerin, des Juristen, des Archäologen, des Mediziners, des Geisteswissenschaftlers, des Mathematikers ...

Alle diese Sprachen wollen dasselbe: unser Dasein ausdrücken. Unverlegen oder nicht: das darf einen Schriftsteller anziehen. Ich verbringe die meiste Zeit allein in einem Zimmer – das ist ein schier unendliches Privileg –, aber dann und wann zu einer solchen Stimmen- und Ausdrucksvielfalt zu reisen –, das stelle ich mir schön vor.

Unter Menschen zu sein, die über ihre Arbeit nicht zu klagen haben —, darauf freue ich mich. Wer nicht zu klagen hat, bleibt sachlich. Das ist die am wenigsten erpresserische Form der Mitteilung. Und der Ausdruck wird ja auch um so schöner, je mehr er der Sache entspricht. Ob ich der Ausdrucksvielfalt dieses Ordens dienlich sein kann, weiß ich nicht. Auch deshalb bin ich nicht unverlegen. Deshalb danke ich.

ÖFFENTLICHE SITZUNG
DES ORDENS
IN DER AULA
DER UNIVERSITÄT BONN
AM 31. Mai 1994

BEGRÜSSUNGSWORTE
DES ORDENSKANZLERS

Herr Bundespräsident,
Exzellenzen, meine sehr verehrten Damen und Herren!

Ich eröffne die diesjährige öffentliche Sitzung des Ordens Pour le mérite und möchte Sie alle herzlich willkommen heißen.

Mein erster Gruß gilt dem Protektor des Ordens, Ihnen, hochverehrter Herr Bundespräsident. Auch an dieser Stelle möchten wir Ihnen herzlich danken, daß Sie dem Orden als ein hervorragender Protektor zehn Jahr lang in vielfältiger Weise verbunden waren.

Der Bundesminister des Innern, Herr Kanther, hat bereits gestern die Ordensmitglieder empfangen. Er bedauert, wegen anderer Termine an der heutigen Sitzung nicht teilnehmen zu können. An seiner Stelle begrüße ich Herrn Staatssekretär Kroppenstedt.

Die administrative Betreuung des Ordens liegt seit seiner Wiederbegründung durch Theodor Heuss beim Bundesministerium des Innern und ist dort vorzüglich aufgehoben. Wir sind dafür sehr dankbar.

Ich danke den Herren Botschaftern Italiens, der Niederlande, Polens und Schwedens, dem Gesandten der Schweiz sowie Vertretern der Botschaften Großbritanniens und der USA für ihr Kommen.

Ich begrüße die Vertreter der Kirchen und Glaubensgemeinschaften und heiße Minister und Staatssekretäre des Bundes und einiger Bundesländer willkommen, die Vertreter der Bundeswehr sowie die

Damen und Herren Abgeordneten des Bundestags und den Vertreter des Oberbürgermeisters der Stadt Bonn.

Ein besonderer Gruß und Dank gilt dem Hausherrn des Gebäudes, in dem wir heute tagen, Seiner Magnifizenz dem Rektor der Universität Bonn, Herrn Professor Huber.

Wir freuen uns über die Anwesenheit der Herren Präsidenten verschiedener Wissenschaftsorganisationen bei dieser Veranstaltung.

Persönlich begrüßen möchte ich die Angehörigen zweier kürzlich verstorbener Ordensmitglieder, Frau Dr. Walch-Paul und Angehörige der Familie Paul sowie Frau Beck-Mann. Wir werden Herrn Wolfgang Paul und Herrn Golo Mann stets in ehrender Erinnerung behalten.

Da wir in diesem Jahr ein besonders dichtes Programm haben, verzichte ich nach der Begrüßung auf eigene Ausführungen und möchte nur noch etwas zum Verlauf der Sitzung sagen.

Leider mußte Frau Maria Wimmer im letzten Augenblick Ihre Teilnahme absagen. Frau Legge-Schwarzkopf hat sich freundlicherweise bereit erklärt, den von Frau Wimmer verfaßten Nachruf auf Herrn Eugène Ionesco zu verlesen.

Im Anschluß an die Gedenkworte für die verstorbenen Mitglieder wird Herr Fischer-Dieskau den Festvortrag halten. Ich freue mich auf den Vortrag und möchte ihm schon jetzt meinen herzlichen Dank sagen.

Nach dem Vortrag werden wir Ihnen die im vergangenen Jahr neu gewählten Mitglieder vorstellen. Die Begrüßungsworte werden gesprochen

für Herrn Casper von dem schwedischen Juristen Strömholm,

für Sir Henry Chadwick von dem Tübinger Theologen Jüngel,

für Herrn Gehring von mir,

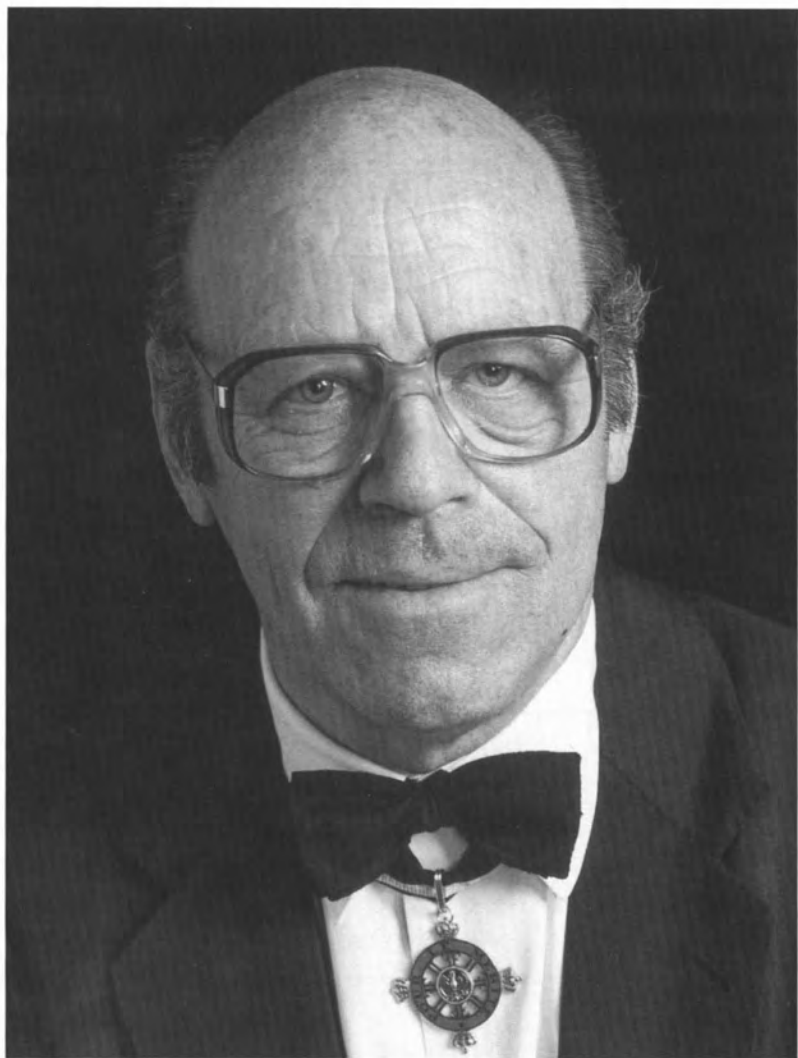
für Herrn Huber von seinem in Cambridge tätigen Fachkollegen Perutz

und für Herrn Reimann von Herrn Fischer-Dieskau.

Ich darf nun Herrn Maier-Leibnitz bitten, das Wort zu nehmen.

GEDENKWORTE

WOLFGANG PAUL
10. 8. 1913 – 7. 12. 1993



W. Paul

Gedenkworte für
WOLFGANG PAUL

von
Heinz Maier-Leibnitz

Der Tod von Wolfgang Paul ist ein großer Verlust für die Physik, und für alle, die ihn kannten und von ihm beeinflußt worden sind.

Er ist in München aufgewachsen, wo sein Vater, der als erster in der Familie studiert hatte, Professor für pharmazeutische Chemie an der Universität war. Wolfgang Paul besuchte ein humanistisches Gymnasium mit Latein und Griechisch, und das hat seinen Blick für später geweitet, denn er bemerkte bald bei sich eine große Neigung zur Naturwissenschaft. So beschloß er, Physiker zu werden.

Sein Vater organisierte ein Gespräch mit Sommerfeld, dem großen Theoretiker, der so viel für den Nachwuchs getan hat. Dieser bemerkte bei Paul eine praktische Begabung und riet zur Experimentalphysik, und er riet auch zu einem Praktikum in einem feinmechanischen Betrieb vor dem Studium. Ich glaube, daß das für Paul ganz wichtig war, denn so lernte er die Menschen und die Methoden kennen, durch die technische Ideen Gestalt gewinnen, mit einer Sorgfalt und einer Kunst, die auch für einen Naturwissenschaftler ein Vorbild ist.

Paul begann sein Studium an der Technischen Hochschule in München, und er hatte wieder Glück, denn er fand in Jonathan Zenneck

einen begeisterten und begeisternden Lehrer, der den Hörern die Schönheit und vor allem die Einfachheit physikalischer Gesetze nahebrachte. Nach dem Vorexamen ging er nach Berlin, wo es trotz des Dritten Reichs noch gute Physik und viele Anregungen gab. Der Theoretiker Richard Becker hat ihn beeinflusst, aber seine Heimat wurde das experimentelle Institut von Hans Kopfermann, dem er bald nach Kiel und später nach Göttingen folgte.

Dies war die entscheidende Phase seiner Ausbildung und seiner frühen Forschungstätigkeit. Er hätte keinen besseren Lehrer und keine bessere Institutsgemeinschaft finden können. Kopfermann war selbst noch Schüler und Mitarbeiter von James Franck gewesen, der so viel getan hat, um die neue Atomphysik zu einem fruchtbaren Gebiet des Fachs zu machen. Dabei wollte Kopfermann kein Spezialist sein, und das gelang, indem er seinen Studenten ganz verschiedene Themen gab und sie mit viel Freiheit, aber auch mit nützlichen Anregungen von ihm und von den Bearbeitern anderer Themen wirken ließ. Bei Paul entwickelten sich zwei Gebiete. Das eine betraf den Bau und die kernphysikalische Anwendung eines neuartigen Beschleunigers. Das andere, origineller, aber bescheidener im Aufwand, galt der Bewegung von Elektronen oder Atomen in elektromagnetischen Feldern.

1952 wurde Paul nach Bonn berufen, an ein schönes Institut mit vielen Studenten, und dort konnte er die Tradition von Kopfermann fortsetzen mit der ganzen Intensität, dem Ideenreichtum und der Zuneigung zu Jüngeren, die sich bei ihm angesammelt hatten und die auch seine Lehrtätigkeit bereicherten.

Damals kam die Zeit, als die kernphysikalische Forschung und ihre Anwendung nach dem Krieg wieder freigegeben und dann sehr gefördert wurden. Dies führte in Bonn zur Entwicklung und zum Bau immer größerer Beschleuniger und ihrer Anwendung. Aber auch das alte Atomgebiet und Pauls Arbeiten bei Kopfermann wurden nicht vergessen, und dazu kamen neue Methoden der Massenspektroskopie. Alles war ein internationaler Erfolg. Pauls Schüler belegten allmählich viele Lehrstühle, und es konnte nicht ausbleiben, daß er mehr und mehr als Berater und dann in leitenden Funktio-

nen bei der großen Entwicklung der Physik in Deutschland und international herangezogen wurde. Er war lange verbunden mit dem internationalen Institut CERN in Genf, zuletzt als Direktor der kernphysikalischen Forschung; er war maßgeblich beteiligt bei der Gründung und später bei der Leitung des größten deutschen Beschleunigerlaboratoriums DESY in Hamburg, und er war eine Zeitlang Direktor des neuen Kernforschungszentrums Jülich.

Überall, wo er wirkte, hat er in außergewöhnlichem Maße für intensive und fröhliche Zusammenarbeit gesorgt, überall Neues gesucht und mit lebhaften Diskussionen gefördert.

In den achtziger Jahren war Paul Präsident der Alexander von Humboldt-Stiftung. Hier konnte er viel für die internationale Zusammenarbeit und dabei für die Förderung junger Wissenschaftler tun, die aus aller Welt nach Deutschland kamen. Ich kann mir denken, daß ihn das ebenso gefreut hat wie alle, die mit ihm zu tun hatten. Und das gilt auch lebenslang für den menschlichen Bereich. Unabhängig vom Fach: Familie und Freunde waren immer eine ganz wichtige, harmonische Ergänzung.

Am Ende dieser Zeit kam der Nobelpreis, den er zusammen mit Hans Georg Dehmelt, der im Kreis der Kopfermannschule aufgewachsen ist, und dem Amerikaner Ramsey erhielt. Es gibt ein rührendes Bild anlässlich der Nachricht in Bonn. Dieses zeigt Paul nicht an dem großen Beschleuniger; vielmehr hält er statt dessen ein kleines Kästchen in der Hand, die Teilchenfalle für Elektronen oder Atome, die er drei Jahrzehnte vorher erfunden hatte und die den Beginn eines großen Gebiets mit vielen Anwendungen bedeutet. Dehmelt war damals beteiligt. Er hatte seitdem in den USA die Methode weiterentwickelt und damit die Nobelpreisanwendung ermöglicht, und die Anerkennung seines Schülers hat Paul besonders gefreut.

Dieses war der letzte der vielen Anlässe, sich über Wolfgang Paul zu freuen. Wir Physiker halten ja die Physik für eine schöne Wissenschaft, und ich bin geneigt zu glauben, daß ein wichtiger Grund dafür ist, daß es Physiker wie Wolfgang Paul gibt. Wir werden uns immer in großer Dankbarkeit an ihn erinnern.

WITOLD LUTOSLAWSKI

25. 1. 1913 – 7. 2. 1994



resutotkuvski

Gedenkworte für
WITOLD LUTOSLAWSKI

von
György Ligeti

Es sollten Begrüßungsworte sein – es ist so sehr traurig, daß ich statt dessen eine Gedenkrede halten muß. Vor einem guten Jahr habe ich Witold Lutoslawski noch bei bester Gesundheit getroffen, zufällig in San Francisco, zufällig an seinem 80. Geburtstag: er hat, ganz jugendlich wirkend, ein Konzert mit seinen eigenen Werken dirigiert, mit dem San Francisco Symphony Orchestra. Ich konnte mit ihm, mit seiner Frau Gemahlin und mit dem ebenfalls anwesenden großen polnischen Schriftsteller und Emigranten Czeslaw Milosz eine Torte teilen. Es war ein wunderbares Fest, denn zum ersten Male waren Mitglieder der Emigration und Mitglieder der polnischen Regierung zusammen: Es war nicht mehr *die* Regierung, deren Mitgliedern die Emigranten nicht die Hand schütteln würden, die Grüne der Emigration sind obsolet geworden.

Lutoslawski war kein Emigrant, aber stets ein aufrechter Mensch, der in Warschau, sowohl in der Zeit der Nazi-Besetzung als auch in jener der kommunistischen Diktatur, integer und rein geblieben ist. Als er 1913 geboren wurde, war jener Teil Polens noch russisches Gebiet. Lutoslawskis Vater wurde in der wirren Zeit des russischen Bürgerkrieges von den Bolschewisten hingerichtet. Als Hitler in Po-

len einfiel, war Lutoslawski in der polnischen Armee, kam in deutsche Gefangenschaft, konnte fliehen, lebte als Kaffeehaus-Pianist halb illegal in Warschau. Als sich nach dem Krieg die kommunistische Diktatur allmählich befestigte, war Lutoslawski als Komponist schon so bekannt, daß er nicht mehr totgeschwiegen werden konnte. Ich kenne es aus meinem eigenen Leben, wie das ist, wenn man Regimegegner ist, und dennoch sehr kleine Kompromisse macht. Wo enden die würdigen Kompromisse, wo beginnt der Opportunismus? Lutoslawski und ich kannten uns nicht, ich lebte, zehn Jahre jünger, in derselben politisch-moralischen Zwickmühle in Budapest. Beide flüchteten wir in die »harmlose« kompositorische Tätigkeit: pädagogische Musik und Volksliedbearbeitungen. So konnte man, noch unterhalb der Grenze zum Opportunismus, überleben – einigermaßen – und offizielle Aufträge für Werke, die das System preisen, sogar zurückweisen. Die tiefste Einsicht in die Zwickmühle hatte gerade Czeslaw Milosz, der die Emigration wählte, und schon in den frühen 50er Jahren sein bahnbrechendes Essay schrieb: »The captive mind«, in deutscher Übersetzung »Das verführte Denken«. Von aller politischen Literatur halte ich dieses kleine Buch für die schärfste Abrechnung mit den Mitläufern der Diktatur. Kein Wunder, daß »The captive mind« totgeschwiegen wurde, totgeschwiegen von den modischen Intellektuellen im Westen, die lieber Sartre lasen und verführt waren, ohne es zu wissen. 1956 gab es, nach Chruschtschows Anti-Stalin-Rede, die augenblickliche Destabilisation in der Moskauer Partei-Elite. Der Aufstand in Posen wurde geschickt unterdrückt, derjenige in Budapest mit totaler Brutalität. Die Destabilisation erlaubte aber, daß, mindestens in Polen, winzige Freiräume für echte Kultur sich öffneten. Lutoslawski gründete, zusammen mit gleichgesinnten Musikern, das Festival »Warschauer Herbst«. Diese Institution bildete über Jahre hinweg die einzige Insel der kulturellen Freiheit: die Programme wurden unabhängig von der Staatsmacht bestimmt. Nach der Verkündung des Ausnahmezustandes 1981 zog sich Lutoslawski von jeder Beteiligung am polnischen gleichgeschalteten Kulturleben zurück, er brach jede Berührung mit den Herrschenden und den Mitläufern ab. Inzwischen wurde er

weltberühmt durch seine eigene Kompositionstechnik, den »aleatorischen Kontrapunkt«, und durch das hohe künstlerische Niveau seiner originellen Musik. Ich gehe jetzt auf seine Stücke nicht im einzelnen ein. Seine Symphonien, Solokonzerte, seine Kammermusik und sein Liedschaffen gehören zum Vornehmsten und Formvollendetsten, das in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts komponiert wurde. Wir trauern um ihn, und ebenso um seine Frau Gemahlin, die vor kurzem ebenfalls verstarb.

FRANZ WIEACKER

5.8.1908 – 17.2.1994



Dr. F. Wieacke

Gedenkworte für
FRANZ WIEACKER

von
Helmut Coing

Wir trauern um den Tod eines großen Gelehrten, der dem Orden Pour le mérite seit 1969, also 25 Jahre, angehört hat: Franz Wieacker.

Wieacker ist am 5. August 1908 in Stargard geboren. Seine Schulzeit hat er zuletzt in Celle verbracht und anschließend in Tübingen, München und Göttingen studiert. Sein Dr.-Examen hat er mit 22 Jahren in Freiburg gemacht.

Schon im Alter von 25 Jahren wurde er habilitiert und nach wenigen Jahren an die Universität Leipzig, zunächst als außerordentlicher Professor, dann 1939 als ordentlicher Professor, berufen. Er ist dort gerne gewesen.

1948 wurde er Professor in Freiburg, 1953 in Göttingen. Dort ist er trotz mehrerer anderer Rufe geblieben.

Er war Mitglied zahlreicher Akademien, zum Beispiel der Academia dei Lincei in Rom, und hat eine große Zahl von Ehrendoktoren erhalten.

Die wesentlichen Forschungsgebiete von Wieacker waren das antike römische Recht und die Entwicklung des Privatrechts in der Neuzeit, sodann Probleme des bürgerlichen Rechts in der Gegenwart

und die Rechtsphilosophie. Sein Interesse und sein Wissen gingen aber über diese Gebiete weit hinaus; er war ein universell gebildeter Mann, wie man ihn heute kaum noch findet.

Wieacker hat sehr viele Artikel in seinem Forschungsgebiet und zwei sehr umfassende Darstellungen geschrieben, eine über das antike römische Recht und eine über die »Privatrechtsgeschichte der Neuzeit« in Deutschland. Beide Werke umfassen die Rechtsgeschichte mehrerer Jahrhunderte und beruhen auch auf einem vollständigen Studium der weiten, vorhandenen Quellen und Literatur.

Das eine Werk ist seine Römische Rechtsgeschichte im Rahmen des »Handbuches der Altertumswissenschaft«, dessen erster Band 1988 erschienen ist und an dem er immer weiter gearbeitet hat. Das Werk ist sowohl der Rechtswissenschaft wie der Altertumswissenschaft gewidmet; es reicht bis zum Ende der Republik und ist die umfassendste Darstellung der Entwicklung des römischen Rechts, die wir besitzen. Dabei ist hervorzuheben, daß das Recht sich im Altertum nur in Rom zu einer Wissenschaft entwickelt hat.

Das Buch über die neuere Privatrechtsgeschichte ist die erste und bisher einzige umfassende Darstellung der Rechtsentwicklung in Deutschland seit der Rezeption des römischen Rechts. Der erste Teil gilt der Wiederentdeckung des antiken römischen Rechts im Mittelalter und der Entstehung des kanonischen Rechts seit dem 12. Jahrhundert in Europa. Dann wendet sich das Buch der Entwicklung des gelehrten Rechts in Deutschland zu und behandelt die einzelnen Epochen: die Rezeption des römischen Rechts, den sog. *usus modernus*, d. h. seine Anwendung in Deutschland, das Naturrecht des 17./18. Jahrhunderts, die Pandektenwissenschaft des 19. Jahrhunderts und die Entwicklung und Entfaltung unseres Bürgerlichen Gesetzbuches von 1900.

Für jede Epoche werden die maßgebenden Gedanken, die juristische Literatur aber auch die Biographien bedeutender Juristen vollständig dargestellt. Am Schluß setzt sich Wieacker mit den modernen Rechtstheorien kritisch auseinander. Hier entwickelt er seine eigene Auffassung vom Recht. Es kann nicht kausal aus soziologischen oder

wirtschaftlichen Gegebenheiten entstehen; diese sind nur Tatsachen, die bei der Gestaltung des Rechts berücksichtigt werden müssen. Das Recht selbst aber beruht auf einem sittlichen Wert: der Gerechtigkeit.

Wieacker hat stets in enger Verbindung mit den Menschen gestanden, denen er begegnete. In besonderem Maße gilt dies für seine Schüler. Er hat sich immer wieder mit ihnen getroffen.

Wieacker war eine klare, aufrichtige Persönlichkeit, auf die man sich verlassen konnte. Er stand für seine sittliche Anschauung ein.

EUGÈNE IONESCO

26. 11. 1912 – 28. 3. 1994



Lupat Merca

Gedenkworte für
EUGÈNE IONESCO

von

Maria Wimmer

Verlesen von Elisabeth Legge-Schwarzkopf

Eugène Ionesco, dessen wir anlässlich seines Ablebens gedenken, schrieb: »Ich habe nie den Unterschied zwischen tragisch und komisch begriffen. Das Komische, unmittelbarer Einblick in das Absurde, enthält für mich mehr Verzweiflung als das Tragische. Das Komische ist ausweglos. Ich brauche das Wort Verzweiflung; in Wirklichkeit liegt das Komische aber jenseits – oder diesseits – von Verzweiflung und Hoffnung.

Ich habe versucht, wenn man sich so ausdrücken darf, das Komische dem Tragischen entgegenzustellen, um es in einer neuen theatralischen Synthese aufzuheben. Aber es ist gar keine eigentliche Synthese, denn die beiden Elemente schmelzen nicht ein, sondern bleiben nebeneinander bestehen, stoßen sich dauernd ab, bringen sich durch Kontrast ins hellste Licht, stellen sich aber auch gegenseitig in Frage, ja verneinen sich. Dank dieser Entgegensetzung entsteht ein dynamisches Gleichgewicht, eine Spannung.«

Ionescos Radikalität ist, das scheinbar Vereinte als unvereinbar zu sehen, das scheinbar Unvereinbare als das zu Vereinende. Das hat dem Autor, vor allem dem Theaterautor Ionesco, das Etikett »absurd« eingetragen. »Absurd« war für Ionesco aber nur die Tatsache,

daß die Menschen im Leben, in der Politik, der Literatur, nur dort einen Sinn sehen, wo diese Begriffe mit einer bestimmten Ethik übereinstimmen.

Ionescos Werk lädt ein, sich bewußt zu machen, daß wir alle dazu neigen, uns an Gewißheiten zu halten, die es aber so gar nicht gibt. Auch der Skeptischste von uns glaubt an etwas. Ionesco wußte, daß der Glaube die Nützlichkeit auf seiner Seite hat. Fruchtbar aber ist, so sah er die Wirklichkeit, allein die Illusion, sie allein war für ihn Ursprung.

Ionesco geht davon aus, daß Verblendung das nächstliegende ist und daß Wahrheit im Singular nicht existiert. Zu einer solchen Haltung gehört das Bewußtsein von der fortwährenden Veränderung unserer Wahrnehmungen und Sichtweisen, auch unserer Phantasien.

Er schreibt in seinen »Tagebüchern«:

»Wochenlang schien mir die Welt nicht mehr dieselbe zu sein. Als wäre eine gewisse feine, schleichende Veränderung eingetreten. Als hätte jemand bei einer komplizierten Maschine Schrauben gelockert, so daß sie zwar weiterfunktioniert wie bisher und doch für einen aufmerksamen Beobachter nicht ganz so wie bisher. Das Licht des Himmels hatte eine andere Farbe, die Stimme, die Töne ein kaum wahrnehmbar anderes Timbre. Eine kaum anormale Unstimmigkeit war da ... Als wären Risse in den Wänden einer Wohnung, so daß eindringen konnte, was man Wahnsinn nennt, gleich einem Giftgas, das, in genügender Menge in das Weltgebäude eingeführt, alles in die Luft gesprengt hätte.«

In Ionescos berühmtem Stück »Die Nashörner« spricht der unglückliche Béranger den programmatischen Satz »Ich kann mich nicht an das Leben gewöhnen«. Vielleicht ist es gerade diese skeptische Haltung, die es Béranger im Verlauf des Stückes ermöglicht, sich als einziger der fatalen Anziehungskraft eines Massenwahns zu entziehen: nach und nach verwandeln sich immer mehr Menschen in Nashörner. Zunächst diskutiert man die Gefahr, viele bestreiten ihre Existenz schlichtweg. Doch diejenigen, die dabei am lautesten Entwarnung schreien, gehen dann auch am schnellsten »mit der Zeit«. Béranger bleibt als einziger Mensch hin- und hergerissen von der

Verlockung, in der Masse dabei zu sein, und dem verzweifelten Gefühl, doch auf der richtigen Seite zu stehen – wenn auch als Einsamer. »Ich kapituliere nicht.«

Das Stück »Die Nashörner«, eine effektvolle Parabel auf die Irrtümer des 20. Jahrhunderts, auf Entindividualisierung und ideologischen Massenwahn verschaffte Ionesco Ende der fünfziger Jahre die Aufmerksamkeit auch des breiten Publikums. Zwar hatte er bereits zahlreiche Theaterstücke, Gedichtbände und literaturtheoretische Schriften veröffentlicht, aber die experimentellen Ansätze hatten nur ein Avantgarde-Publikum erreicht.

Eugène Ionesco wurde 1912 in Rumänien geboren, als Sohn eines rumänischen Rechtsanwalts und einer Französin. Jahrelang pendelte er zwischen den beiden Ländern, erst 1945 erwarb er die französische Staatsbürgerschaft. 1949 verfaßte er sein erstes Stück »Die kahle Sängerin«, in dem er mit den Konventionen des bürgerlichen Theaters abrechnete. Es folgten Werke wie »Die Unterrichtsstunde« und »Die Stühle« (beide 1954), in denen Ionesco die bürgerliche Normalität gnadenlos karikierte. Die 68er konnten mit dem Theater Ionescos nicht viel anfangen.

Unmittelbaren politischen Zuschreibungen hat sich der Dramatiker ausdrücklich entzogen. Die Folge: Ionesco verschwand langsam aus den Spielplänen. Der Autor zog sich aus der Öffentlichkeit zurück und wandte sich seiner zweiten Leidenschaft zu, dem Malen und Zeichnen.

Im Werk Ionescos ist der Gedanke an den Tod immer gegenwärtig. Das heißt, er wußte um die Vergeblichkeit und Wirkungslosigkeit seiner Kunst. Dieses Bewußtsein machte ihn unbestechlich und unbeeinflußbar für Moden und Ideologien.

Eugène Ionesco starb am 28. März dieses Jahres in Paris.

An seine Kritiker gerichtet hatte er gesagt: »Stücke werden nicht von Autoren geschrieben, sondern von den kommenden Generationen. Ich kann nicht voraussagen, ob meine Sensibilität und die der späteren Generationen übereinstimmen werden. Die späteren Generationen schreiben immer ein Stück, das auf dem des Dramatikers fußt, aber auf viele Arten vom ursprünglichen Werk abweicht.«

GOLO MANN

27. 3. 1909 – 7. 4. 1994



John Cross

Gedenkworte für

GOLO MANN

von

Horst Fuhrmann

85jährig verstarb in Leverkusen, wo ihm Pflege in seiner schweren Krankheit zuteil wurde, Golo Mann, »Schriftsteller und Historiker«: Unter dieser Doppelbezeichnung ist er vor über zwei Jahrzehnten in den Orden eingeführt worden. »Ich kann nur meiner Ergriffenheit Ausdruck geben darüber, daß ich ein Mitglied dieses Ordens, dieser Gesellschaft geworden bin«, waren seine Dankesworte, und er hat sich den Obliegenheiten, die ihm die Zugehörigkeit zum Kapitel auferlegte, gestellt, hat Redepflichten übernommen und Nekrologe gehalten, nicht auf Dichter und Schriftsteller merkwürdigerweise, nicht auf Erich Nossack, Marie Luise Kaschnitz oder Carl Zuckmayer, sondern auf den Soziologen Raymond Aron und auf Historiker, auf seinen Laudator Theodor Schieder und auf den von ihm wegen seines großen Tacitus-Buches verehrten Sir Ronald Syme.

Wer das Lebenswerk Golo Manns betrachtet, könnte versucht sein, ihn einen Spätentwickler zu nennen, aber Golo Mann selbst hat in seinen »Erinnerungen und Gedanken« – seiner bis 1933 reichenden Autobiographie, der er in einer ihn stets auszeichnenden Unbekümmertheit diesen eigentlich durch Bismarcks Alterswerk besetzten Titel gegeben hat –, hat in seinem Rückblick als Grund für das

erst späte Einsetzen seiner schriftstellerischen Tätigkeit mit geradezu brutaler Direktheit angegeben: »weil ich den Tod meines Vaters abwarten wollte«.

Der Zuordnung zum Vater ist er selbst im Orden *Pour le mérite* nicht entgangen, denn auch Thomas Mann gehörte ihm an, ohne sich freilich zu vergegenwärtigen, daß der Orden nicht eigentlich als Dekoration, sondern als, wie es in der Satzung heißt, »freie, sich selbst ergänzende Gemeinschaft« begriffen wird. Als Thomas Mann 1954 gefragt wurde, ob er, der Vertriebene, der sich bei seiner Rückkehr nach Europa, mißtrauisch gegenüber den Deutschen, ob West, ob Ost, in der Schweiz niedergelassen hatte, eine Zuwahl in das Kapitel annehme, antwortete er: »Das Kapitel soll ... (den Orden) mir frischweg verleihen.« Vater und Sohn im Orden sind so selten nicht: Jean Louis und Alexandre Agassiz, die Naturforscher Karl Friedrich und Otto Lessing sowie die beiden Schadows, Bildhauer und Maler, die Astronomen Friedrich Georg und Otto Wilhelm von Struwe, aber alle diese Paare, kaum noch in allgemeiner Erinnerung, gehören abgesunkenen Zeiten an und sind Künstler und Naturwissenschaftler, keine Literaten. Die Manns, die einzigen unseres Jahrhunderts, sind eine Ausnahme – auch hier. Über kaum eine andere deutsche Familie ist die Öffentlichkeit so umfassend unterrichtet wie über diese, deren Schreiberin Golo Manns Mutter Katja bewog, eine Selbstbiographie zu verweigern, damit es, wie sie sagte, in dieser Familie wenigstens einen Menschen gebe, der nicht schreibe.

Die Biographie Golo Manns liegt offen zutage. Da sind die herzlosen Indiskretionen des Vaters vom lügenden, häßlichen Knaben (der Herabgesetzte hat den Abdruck nicht verwehrt), die Erinnerungen der Mutter an den ungelenten Sohn, der sich neben dem älteren brillanten und brillierenden Geschwisterpaar Erika und Klaus so merkwürdig tolpatschig ausnahm und auf einer üppig blühenden Wiese stets die kümmerlichsten Blumen pflückte, usw. Biographische Einzelheiten die Fülle, nicht nur durch die Jugenderinnerungen: Kindheit in München, das von der europäischen Hocharistokratie mitbeschickte Elite-Gymnasium Salem des Reformpädagogen Kurt Hahn, die wenig glanzvolle Promotion eines Doktoranden,

sah, ist nicht ganz richtig. In den umtriebigen Jahren 1936 bis 1941 hatte er ein Buch zustandegebracht, das 1945 auf Englisch und 1947 auf Deutsch erschien: »Friedrich von Gentz, Geschichte eines europäischen Staatsmannes«, und bereits dieser Erstling zeigt die Eigenheiten Golo Mannscher Geschichtsschreibung.

Man kann sich fragen, warum Golo Mann sich gerade diesen Helden, einen denunziantenhaften Metternich-Agenten, den der Freiherr vom Stein von »wurmstichigem Gehirn und verbranntem Herzen« befand, zum Gegenstand seiner Studien ausgesucht hat, und man geht wohl nicht fehl in der Vermutung, daß hier der Publizist zum Publizisten fand: Gentz, ohne Regierungsamt und Vermögen, lebte von seiner Feder und von seinen orientierenden Ratschlägen. Golo Mann baut das Geschehen gleichsam von innen aus, beschränkt sich nicht auf das trockene Gerüst der Quellen, von denen Jacob Burckhardt sagte, daß sie, wenn man es ehrlich nimmt, stets fremd und langweilig wirken, sondern läßt den Helden denken, meditieren, durch Überlegungen Entschlüsse fassen, und wenn ein Akteur der historischen Bühne etwas sagt oder leistet, was der »historisierende Schriftsteller« Golo Mann vortrefflich findet, durchbricht er die Darstellung, zum Beispiel mit einem »Bravo Humboldt«. Der Propyläen-Verlag hat zeitig Golo Manns gestaltend darstellerisches Talent erkannt und ihm als Galionsfigur die Herausgeberschaft seiner zehnbändigen Weltgeschichte angetragen.

In der dünnen Luft der quellenkritischen Historie freilich fühlte sich Golo Mann nicht wohl (seine Edition der Erinnerungen des Prinzen Max von Baden ist von den Rezensenten – man kann es nicht anders nennen – rundweg verrissen worden), wie er auch keine Untersuchungen verfaßt und auf ausgiebige Archivstudien so gut wie ganz verzichtet hat. Als auf einem Historikertag der frühen sechziger Jahre, während er sprach, Unruhe entstand, weil die angesetzte Redezeit durch die Schuld des vorher aufgetretenen Referenten überzogen war, brach er seinen Vortrag mit den Worten ab, es sei wohl in der Tat besser, wenn er schlösse, er habe hier, vor Historikern, wenig zu sagen.

Aber gerade das war nicht der Fall. Golo Mann steht für eine Tu-

gend, die im weiten Raum deutscher Geschichtsbeschäftigung selten geworden ist: für die Erzählfreude, und gerade bei Golo Mann bestätigt sich, was der grundgelehrte Theodor Mommsen, selbst ein Stilist von hohen Graden, vom Geschichtsschreiber gesagt hat: er gehöre »vielleicht mehr zu den Künstlern als zu den Gelehrten«. War Golo Manns Studie »Vom Geist Amerikas« (1954) noch ein wenig dem Missionsauftrag der reeducation verhaftet, so schlug seine zu hohen Auflagen gekommene »Deutsche Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts« (1958) voll ein.

Bezeichnend der Einstieg; das Buch empfiehlt sich als vierten Band zu Ricarda Huchs »Deutsche Geschichte« (1934–1949), einer »historisierenden« Literatin, doch tritt bei Golo Mann zu der von Huch gepflegten Geschichtserzählung das Raisonnement, die »Betrachtung«, das Zurücktreten vom Geschehen, um es in den weiten Horizont der Menschheitsgeschichte einzuordnen.

Der große Wurf aber war die Wallenstein-Biographie (1971), die sich gegen harte Konkurrenz durchsetzte, ein mächtiger Band von fast 1400 Seiten. Nicht alle, die, von den hymnischen Besprechungen bewogen, sich das Werk zulegte, werden es von Deckel zu Deckel durchgelesen haben, aber auch Teillektüre bereichert: ein Wallenstein, der handelt, ein Wallenstein, der denkt, ein Wallenstein, der träumt. Die ganz und gar erfundenen Wachträume des wendigen kaiserlichen Feldherrn – an ihnen hat Golo Mann so sehr gelegen, daß er sie als »Nachtphantasien« getrennt veröffentlichte – haben die Zunfthistoriker dem Autor übelgenommen, und die Entfernung zum biedereren Historikerhandwerk wuchs, als das Werk zunächst durch einen Bildband und bald auch durch einen aufwendigen Fernsehfilm mit erster Besetzung ergänzt, beziehungsweise umgesetzt, wurde. Spätestens mit dem »Wallenstein« war Golo Mann eine eigene geistige Größe, nicht der Sohn des Vaters, zumal sich Schreibe und Sujet der beiden jetzt für jeden sichtbar unterschieden: »der kurze Satz Golo Manns und die Segmentierung seiner Sätze stehen der Prosa Thomas Manns konträr entgegen«; Golo Mann hielt sich fern vom Stil des »Zauberers«, auch wenn es bei ihm ein »bewußt-unbewußtes Anschreiben gegen Thomas

Mann« (H.-M. Gauger) gegeben haben mag. Hier, beim »historisierenden Schriftsteller«, gab es keinen Mynheer Peeperkorn, in dem sich Gerhart Hauptmann pikiert abkonterfeit erkannte, und nicht – »von mondäner Häßlichkeit, mit elegantem Schafsgesicht« – eine Jeanette Scheurl, für die Annette Kolb, die Freundin des Hauses, Modell gestanden hatte. Höchstens, daß die Frankfurter Adorno und Horkheimer, deren Sprache und Haltung er ohnehin abstoßend fand, »Lumpen« geschimpft wurden, weil sie einen Ruf nach Frankfurt verhindert haben sollen, aber das Salz verletzender Persiflage wurde niemandem in die Wunde gerieben.

Als Figur öffentlichen Interesses fand Golo Mann zunehmend die Aufmerksamkeit der Medien. Seine Ratschläge und Urteile waren hie und da widersprüchlich, manchmal sogar wunderlich, immer aber originell, und sie zeigten jene Sicht der Dinge, die schon dem Kind mit dem verhutzelten Blümchenstrauß eigen war. Der Wallenstein wurde, wenn man von der gattungsverschiedenen Jugendbeschreibung absieht, durch ein anderes großes Werk nicht überholt, die neu behandelten Gegenstände gingen stärker ins Literarische: Horaz, Tacitus, Augustin, Hölderlin, Kleist, Rückert etwa; das Sprachvermögen bewährte sich in Übersetzungen, deren Eigenheiten er auch theoretisch überdachte. Es entstanden Kostbarkeiten darstellerischer Kleinkunst über Rathenau und Wilhelm II. zum Beispiel; von nicht überbietbarem erzählerischem Charme ist seine »historische« Novelle »Lavalette«. Sie handelt von jenem Antoine-Marie Lavalette, dem späteren Grafen Lavalette, Napoleons Generalpostmeister, der 1815 in der Todeszelle seine Kleidung mit der seiner Frau wechselte, aus dem Gefängnis entwich und so der Hinrichtung entrann. In mehreren Fassungen hat Golo Mann die Erzählung herausgebracht und der Kernversion den Untertitel »Eine wahre Geschichte« gegeben; man möchte den Hinweis in dem Sinne verstehen, daß hier – im Menschlichen – wahre Geschichte vorläge.

Ein eigenes Kapitel ist Golo Manns Beziehung zur Poesie; sie floß in seine Schreibkunst ein, gehörte aber auch zu seiner Lebensausstattung. »Meine historische, literarische Bildung war nahezu aus-

schließlich deutsch; ich konnte ein paar hundert deutsche Gedichte auswendig«, schrieb er in seinem Erinnerungsbuch, und daß achtzig ihm präsent seien, versicherte er noch vor wenigen Jahren. Wenn er nicht einschlafen könne, sage er sich Gedichte auf, wie sich Blaise Pascal durch Lösen mathematischer Aufgaben den Kopfschmerz vertrieben habe. Es seien vor allem Balladen – bezeichnenderweise: Heine, vor allem Rückert (»einer der liebenswertesten unter den deutschen Dichtern«), aber auch Uhland und Bürger, dessen Gedicht »Der Kaiser und der Abt« über die Pfiffigkeit des St. Galler Schäfers Hans Bendix ihn besonders ergötzte: geschlagene 39 Strophen, die er – Sprache und Geschehen genießend – vorzutragen in der Lage war.

In den letzten Jahren lebte Golo Mann zurückgezogen, arbeitete an der Fortsetzung seiner Memoiren, von denen er Teile in Lesungen vortrug, die ihm aber offenbar immer schwerer von der Hand gingen. Die erzwungene Abkehr von der Öffentlichkeit bekümmerte ihn wenig; er war ohnehin, trotz aller Fähigkeit zur Repräsentanz und zu gestandener Rede, letztlich ein scheuer Mensch, und so ist er in Abgeschiedenheit gestorben. Seinem Wunsch entsprechend ist er auf dem Friedhof in Kilchberg bei Zürich beigesetzt worden, nicht im Grab der Eltern, sondern für sich, ein wenig abseits. So wollte es Golo Mann, »Schriftsteller und Historiker«, der eine Lücke hinterläßt, die der Historiker nicht schließen kann und auch der Schriftsteller nicht. Nicht minder fehlt uns der Mensch Golo Mann, der sich zu aller Zeit ein unbestechlich freies und nur sich selbst verpflichtetes Urteil bewahrt hat.

REDE VON
DIETRICH FISCHER-DIESKAU

DIETRICH FISCHER-DIESKAU

WELCHE FREIRÄUME HAT DER MUSIKALISCHE INTERPRET?

Immer wieder ist darüber zu staunen, wie wenige Menschen beim Anhören eines Musikstücks darüber nachdenken, welche nur engen Freiräume dem zur Verfügung stehen, der sich als Wiedergebender vor dem Publikum produziert.

Zwar ist ein Interpret, mittelbar als Regisseur oder Dirigent, unmittelbar als Schauspieler, Sänger oder Instrumentalist dazu gezwungen, sich, ob nun selbstherrlich oder nicht, zwischen Werk und hörendes Publikum zu drängen. Aber kommen diese Vermittler ohne das Werk aus? Regisseure ohne Bühnenstück, fuchtelnde Dirigenten ohne den nachfolgenden Klang würden uns eher zum Lachen bringen.

Also wäre mit Strawinsky festzustellen: »Der Begriff Interpretation umschließt die Grenzen, die dem Ausführenden auferlegt sind oder die er sich selbst bei seiner Ausübung auferlegt, um die Musik dem Hörer zu vermitteln«. So steht es in der »Musikalischen Poetik« von 1960. Ich würde hinzufügen wollen, daß das Werk, je bedeutender es ist, um so schärfer umrissen die Grenzen jener Freiräume angibt.

Der Konflikt der beiden Prinzipien Ausführung und Interpretation ist die Quelle vieler Irrtümer, Sünden, Mißverständnisse, die die zu-

treffende Übermittlung der musikalischen Botschaft verfälschen können. Zwischen einem Ausführenden und einem Interpreten besteht ein natürlicher Unterschied, den ich eher als ethisch denn als ästhetisch bezeichnen würde und der eine Gewissensfrage aufwirft.

Theoretisch kann von dem Ausführenden nur eine nüchterne Übermittlung des Notentextes erwartet werden, während vom Interpreten darüber hinaus eine gleichsam verliebte Hingabe zu fordern ist. Aber das ist nicht etwa gleichbedeutend mit einem Zusammentreffen von Ausführung und Absicht des Komponisten.

Diese Absicht ist in der vorausgegangenen Arbeit des Autors enthalten, die er leistete, indem er einen Extrakt zog aus der Bewältigung der Antinomien des Lebens. Inwieweit ihm geglückt ist, sie wirklich zu bewältigen und ihnen zum Trotz dem Leben gegenüber geöffnet zu bleiben, drückt sich in seinem Werk aus. Um das Werk aus den widerstrebendsten Empfindungen herauszukristallisieren, muß er sich auf bestimmte Grenzen und Gesetze zurückziehen. Erst dann wird das Werk so viel Plastizität erlangen, daß es in Noten (oder welchen Zeichen auch immer) aufgeschrieben werden kann, aus denen die Interpreten später ihre Anregungen empfangen. Also durchläuft der Komponist als erster einen Prozeß der Beschränkungen und schafft damit eine Gesetzmäßigkeit, die der Interpret anzuerkennen hat.

Worum handelt es sich bei der Absicht in einem Werk? Selbst, wenn es das Glück einem Interpreten, wie mir ziemlich häufig, vergönnt, mit dem Komponisten gemeinsam eine Aufführung vorzubereiten oder ins Aufnahmestudio zu gehen, erschöpft sich der Sinngehalt eines Werkes nie bei einer einzigen klanglichen Realisation. Das ist mir mit Witold Lutoslawski ebenso ergangen wie mit Frank Martin, Hans Werner Henze, Aribert Reimann oder Benjamin Britten. Musik kann immer nur im einzelnen Augenblick existieren, Interpretation gleicht einem Beispiel, einem Postulat. Werk und Ausführung fallen höchstens im Film oder bei elektronischer Musik zusammen, wo eine Wiedergabe der anderen aufs Haar gleicht. Natürlich hat die Ambivalenz denkbarer musikalischer Wiedergaben Konsequenzen, von denen hier einige skizziert werden sollen.

Ich konnte mich niemals ohne jeden Abstrich auf eine festgelegte Interpretation berufen. Ein Werk von neuem in Angriff nehmen, hieß immer auch, es ein weiteres Mal ändern. Und solche Änderungen sind deshalb unvermeidlich, weil Interpretation stets Augenblickscharakter besitzt. Wenn sie überhaupt stimmt, dann hier und jetzt. Sich aufs neue einfühlen, mit dem Werk zu leben, ruft einen äußerst produktiven Zustand hervor. Es wird eine Vorstellung vom Werk geschaffen, die durch den gesamten Prozeß der Wiedergabe erhalten bleiben müßte.

Aber es gibt eine Interpretation für und gegen das Werk. So griffen in der Vergangenheit etwa Dirigenten wie Richard Strauss im Falle des Mozartschen »Idomeneo« in die Struktur und orchestrale Machart eines Werkes ein, um das Werk für die Gegenwart »zu retten«. Nicht immer geschahen solche Änderungen von Partituren uneitel und ohne Willkür, mit dem strengsten Willen, dem Werk zu helfen, wie das bei Gustav Mahler der Fall war, der in Schumanns Symphonien zu erkennen glaubte, wo die in den Noten festgelegte Instrumentation unvollkommen, will sagen zu dickflüssig oder Hauptstimmen abdeckend, und mit dem Recht seiner podiumserfahrenen Ohren zu ändern sei.

Aber da fängt natürlich der Boden bereits zu schwanken an! Die Epoche freizügiger Behandlung von Partiturtextrn durch Dirigenten, wie dies im 19. Jahrhundert selbstverständlich war, ging in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu Ende. Selbst die erwähnten Symphonien von Robert Schumann werden heute »original« wiedergegeben, weil die Wissenschaft ihre Instrumentation als wichtige Vorstufe für den »Mischklang« des Wagner-Orchesters erkannt zu haben meint. Geblieben sind die »Striche« in den Bühnenwerken, für die aber in der Regel nicht die Dirigenten allein verantwortlich gemacht werden können. Gibt es eine Norm, nach der die »Richtigkeit« des Hingeschriebenen bemessen werden könnte? Steckt hinter Ungeschicklichkeiten des Autors nicht vielleicht eine Absicht?

Noch um 1930 riefen die Auseinandersetzungen um die Stellung des Interpreten gegenüber dem Werk kontroverse Meinungen hervor. In der Zeitschrift »Pult und Taktstock« wurde 1926 immerhin die

Anregung zur Diskussion gestellt, Aufführungen dem Schutz der öffentlichen Rechtsprechung zu unterstellen und entstellende Wiedergaben gerichtlich verfolgen zu lassen. Auch in Hans Pfitzners Schriften von 1926/1929 und in den Aufzeichnungen von Wilhelm Furtwängler schlagen sich die Auseinandersetzungen nieder. Gerade Furtwängler, der sich selbst als Komponist in der Tradition des 19. Jahrhunderts stehen sah, hat mit diesem Problem gerungen, wie seine zahlreichen Essays bezeugen. Als Hans Swarowsky seinen Artikel »Wahrung der Gestalt« schrieb, war die Entwicklung hin zur notengetreuen Wiedergabe gerade erst abgeschlossen.

Nach 1960 begegnen uns zahlreiche Wiedergabeversionen, die spürbar von dem Wunsch nach klarer Präsentation des Notentextes, Texttreue und Erfüllung stilistischer Anforderungen geprägt sind. Sie lassen aber auch – und das ist der Pferdefuß dieser Entwicklung – jegliches persönlichkeitsgeprägte Exponieren bei der Interpretation eines Werks vermissen. Diese Versionen haben einerseits den Vorteil, vor allem für die Musikkritik unangreifbar zu sein, und zugleich den Nachteil, daß sie sich voneinander kaum abheben. Es ist nicht anzunehmen, daß ihnen die Zukunft der Musikpflege gehört.

Für den Singenden muß es immer wieder darum gehen, mit der vom Komponisten vorgegebenen Wertigkeit »parole-musica« fertig zu werden. Dabei kam es darauf an, nicht stereotyp abzuwägen, welches Element möglicherweise zu bevorzugen sei, sondern die von Werk zu Werk differierenden Absichten des Komponisten herauszuspüren und sie mit der Zeit gleichsam unwillkürlich zu befolgen. Dabei mußte vor allem einmal der Musik wie in jeder gesanglichen Äußerung ihr Hauptrecht gesichert werden.

Im Gesang tritt aber ein irritierendes und doch sehr wesentliches Element hinzu. Für den Sänger ebenso wie für den, der ihn spielend oder dirigierend begleitet, ist es schwierig, die individuelle Charakteristik einer Stimme, des sängerischen Naturells, in die Selektion künstlerischer Gestaltungsmittel einzubeziehen. Denn natürlich gibt es Sänger mit vorwiegend kantabler und solche mit deklamatorischer Stimmveranlagung.

So wie der Weg eines Kindes zu durchlaufen und aus Tasten, Sehen und Hören ein Weltbild zu gewinnen war, so muß sich der Singende immer wieder sein eigenes Klangbild erobern. Bei vielen mag es lange dauern, ehe dem Ohr wirklich erkennbar wird, worin die ureigenen Möglichkeiten bestehen. Erst das Mysterium der Vorstellung vom Klang führt das Kind zur Sprache, und der Singende wird nur dann auf seinem langen Weg durch alle Klippen stimmlicher Art sicher geführt, wenn sich ihm sein ideales Klangbild bewußt erschließt, über alle Konstitutionsschwankungen und Verschleißerscheinungen hinaus. Bevor der Sänger seinen Mund zum Singen öffnet, sollte er den zu erzielenden Klang bereits imaginiert haben.

Der Motor des Veränderns steht bei den Musikvermittlern nicht still. Täte er es, so stünde auch die künstlerische Produktivität des Ausführenden still. Dafür wären viele Begründungen anzuführen: Das Reifen, das Sich-Setzen der Werke, womit gewöhnlich gemeint ist, daß der Interpret immer tiefer in den Kontext eindringt, in das Umfeld eines Stückes und die Art, wie es gemacht ist. Ganz zu schweigen von der wechselhaften Rezeption musikalischer Stile durch das Publikum. Wer also von gesungener Interpretation spricht, meint eine Fülle von Momentaufnahmen. Eine aus Hunderten von Takes zusammengestückelte Studioproduktion ist in diesem Sinne ebenso eine temporäre Bestandsaufnahme wie ein Live-Mitschnitt, bei dem es ja die Möglichkeit kollagierenden Zusammenfügens nicht gibt, oder auch wie die Hinweise eines Sängers an die Nachwuchsgeneration. Auch bei ihnen handelt es sich um einen momentanen Stand von Einsichten und Ansichten, um gegenwärtiges Können und gegenwärtigen Kunstverstand. Als ich 1948 meine erste Aufnahme der »Winterreise« Franz Schuberts machte, war mir der Blick auf das übrige Werk des Komponisten noch weitgehend verschlossen.

Es läßt sich also wohl festhalten: Interpretation ist Ausschnitt aus einem fortlaufenden Geschehen. Und sie stellt deshalb eine Annäherung dar, deren Einswerden mit dem Werk letztlich relativ bleibt.

Der schöpferische Impuls beim Interpretieren setzt aber nicht erst

beim Finden von Tempo, Agogik und Dynamik ein. Es braucht ihn schon, um Sprache in Gesang zu verwandeln, und wir können hier nur andeuten, was dazu getan werden kann. Wie verschmelzen Singen und Sprechen miteinander auf ideale Weise? Beide bedient der Atem, und ihn richtig zu behandeln, bedeutet auch, daß alle Akzente, auch etwa solche maßloser Leidenschaft an Opernhöhepunkten, aus der überlegenen Ruhe eines geregelten Luftstromes gestaltet werden sollten. Nur so wird vermieden werden können, was in den Regiekünsten unserer heutigen Inszenatoren gerne zugelassen wird: sich zu überschreien oder die Stimme aufzurauen.

Nun verläuft das psychophysische Geschehen des Singens in einem Kreislauf, dessen Aufbau sich der Forschung erst in Ansätzen enthüllt hat. Das motorische Zusammenwirken aller Funktionen beim singenden, sprechenden, gehenden, vor allem atmenden Menschen ist uns in seiner gelenkten Harmonie eigentlich noch durchaus rätselhaft. Kommt hier ein Wille zum Zuge, der nur wirken und auftrumpfen will, so mag daraus durchaus eine momentane Steigerung des Eindrucks resultieren. Aber meist zieht sie radikale Störung nach sich. Im Singen müssen die Kräfte ausbalanciert werden, muß sich das Tun auch hingeben können, sollte das Passive im Aktiven möglich sein, müssen die »zweierlei Gnaden« des Ein- und Ausatmens aus Goethes »West-östlichem Divan« bestimmend bleiben.

Mit den Jahren ist mir klar geworden, daß dies für alle Lebensvorgänge Geltung hat, daß sich das Singen zum Gleichnis des Lebens überhaupt vertiefen kann. Der Bewegung des Atmens, der jeweiligen Stellung des Kehlkopfs, der Arbeit des Zwerchfells, die sich immer neu herstellt, konnte als einer notwendigen und unbewußt gewordenen Voraussetzung vertraut werden. Nun – eine solche Selbstverständlichkeit ließe sich auch dort erreichen, wo künstlerisch gestaltet wird. Geht einer noch so konzis vor, so sollte nicht alles »strategisch« festgelegt werden: niemand muß spüren, wie etwas zustande gekommen ist.

Nehmen wir den Idealzustand an, der Interpret sei frei von allem Störenden in sich und aus seiner Umgebung, so muß er etwas produzieren, was der Komponist ihm kaum vorgeben kann: Spontaneität,

mit der er eben nicht nur wiederholt. Dazu darf man sich an Aristoteles erinnern, für den ein »Flötenspieler im Halbschlaf« die denkbar naheliegendste Verkörperung des Künstlers bedeutete. Freilich bleiben die Probleme, über die er ein Leben lang nachgedacht hat, auf seiner Tagesordnung, ja, sie fangen erst mit zunehmender Reife an, sich ihm wirklich zu klären. Er weiß, um mit Picasso zu reden, daß es sehr lange dauert, jung zu werden.

Alle gewonnene Fertigkeit dient nicht sich selbst, sondern ist dazu da, eine der Voraussetzungen für den zutreffenden Vortrag, für den warmen und zugleich schönen, maßvollen Ausdruck der Empfindung zu bilden. Mit Clara Schumann sollten wir danach suchen, uns nicht im Flüstern oder Donnern zu erschöpfen. Es hat berühmte Dirigenten gegeben, die das ganze »Deutsche Requiem« von Brahms im *pianissimo* heruntersäuselten und glaubten, damit etwas dem Stück Dienliches vollbracht zu haben. Weit verbreitet ist der Irrglaube bei denen, die singen, daß im Kampf um die Palme *fortissimo* zu singen das Erstrebenswerteste sei. Extreme Lautstärkegrade tun nicht not, um eine lebendige, erregende Wiedergabe zu schaffen. Im Gegenteil: Die bewegte Mitte sichert uns die Balance zwischen Zuviel und Zuwenig. Ähnlich verhält es sich mit der Agogik, die Artur Schnabel im Sinn hatte, als er postulierte, ein Interpret unternehme »eine freie Wanderung auf festem Grund«. Was einer erreicht hat, wartet darauf, durch den Klang erhellt zu werden. Mit ihm soll das, was zwischen den Noten steht, und das ist nach Gustav Mahler das Wesentliche, aus dem Schweigen befreit werden, zugleich aber auch das, was notiert ist, unverletzt daraus hervorgehen. Dazu ist vieles gefordert: Geist, Phantasie, Sensibilität, Disziplin und ein gesundes Mißtrauen gegen mögliche Zur-Schau-Stellung.

Es ist nun zu fragen, woher die verbreitete und vielfach berechnete Skepsis gegen die »nachsöpferische« Interpretation stammt. Natürlich würden heute die Übertriebenheiten mancher Musiker von einst, die willkürlichen *rubati* aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg, die allerorten angebrachten *portamenti* und vieles andere nur noch entrüstetes Gelächter auf sich ziehen. Es kommt aber noch ein weiteres hinzu, daß – anders als in der Zeit des Aufkommens von

Konzerten – es heute verbreitet die Befürchtung gibt, einem Interpreten, der denkt, müsse das Wesentliche seiner Leistung, das Unbewußte nämlich, verlorengehen. Ein unziemlicher Vorwurf, den man einst auch Gellert und Gottsched machte, als sie über neue Formen dramatischer Darstellung nachdachten. Damals spottete man, sie zerstückelten die Intensität des Gefühls, indem sie es reflektierten.

Dies läuft auf den kritischen Kontext einer verbreiteten, durch die Plattenindustrie fleißig geförderten Verteidigung von glattem, unpersönlichem Perfektionismus hinaus. Was im Ablauf einer musikalischen Interpretation einander an Phänomenen folgt, sollte nie als zufällig zusammengekommen empfunden werden. Im Gegenteil: Künstlerische Organisation ist gefragt. Wer also den Intellekt gesangsfeindlich schilt, verachtet ein sicher geleitetes Vorgehen, das über den Durchschnitt routinierter Imitation hinauswill.

Soll jener Moment der Verzauberung, der die Wiedergeburt eines Werks vor vielen Hörern zustandebringt und das Publikum zu einer verstehenden Gemeinschaft umformt, uns endgültig verloren gehen? Das geschähe, wenn wir das Greif- und Meßbare zum alleinigen Maßstab machten und es vom Gesetz des Konsums sanktionieren ließen. Das Kunstwerk entzieht sich dem leise. Ein Glücksergebnis stimmiger Wiedergabe kann man nicht wollen, denn es handelt sich um ein Ingenium des Hervorbringens, das willenlos und ursprünglich geschieht. Zum Künstler gehört dennoch ein Anteil von Wissen, der zwar im Augenblick der Interpretation vergessen werden darf, der aber bei der Erarbeitung unverzichtbar bleibt.

Musik kann erst dann wiedergegeben werden, wenn sie in ihren immanenten Stimmigkeiten oder Unstimmigkeiten wahrgenommen und geprüft wurde. Manche Interpreten vergeuden ihre Zeit damit, zwar wohlvorbereitete, aber schlackenlose Unterhaltung zu liefern, also dem Zeitgeist in den internationalen Musikzentren zu dienen. Aus ihren Interpretationen scheint der Prozeß des Werdens oft wie ausgeklammert – jenes den Werken immer neu zu entlockende Wachsen, das dem Hörer ein verpacktes Endresultat vorenthält. Das Kunstwerk soll sich nicht in Einzelheiten zerfasern, aber auch nicht im Unverbindlichen aufgehen. Jeglicher Schematismus ist der Ober-

flächlichkeit verdächtig. Übrigens gehört zu solchen automatischen Denkschranken auch die weithin akzeptierte Trennung des Liedsängers von dem in der Oper. Junge Talente schlagen solche Beschränkungen zum Glück immer öfter in den Wind, obwohl sie um die Gefahren wissen, auf der Bühne im Repertoire-Betrieb überbeansprucht zu werden. Das Studium von Opernpartien reichert die Ausdrucksskala des reinen Konzertsängers an, es mehrt auch seine Kraftreserven. Dem Opernsänger wiederum geht beim Studium der Lieder eine Welt von gesangstechnischen Aufgaben auf, die er auf der Bühne nicht hätte ahnen können. Ein Rangunterschied ist für den Unterricht abzulehnen. Denn beide, der Operndarsteller und der Liedgestalter, sind allzu oft vergeblich gefordert, den Klang der menschlichen Stimme in Text und Musik zu bewahren und zu bewähren, sich vom Hemmungslosen wie vom Nüchternen gleich weit zu entfernen.

Wer hier resigniert, scheint von der Erfahrung des Kulturlebens unserer Zeit bestätigt zu werden. Derart umfassend und alles durchdringend herrschte verzerrende Parodie noch nie. Kunst darf auf Schönheit verzichten, Musik braucht ein Gefühl nicht auszudrücken, ein Drama scheut den Zusammenhang, eine Theater-Aufführung kümmert sich nicht mehr um den Stil oder Wortlaut des Werkes. Begriffe werden vertauscht, Grenzen verwischt, das Gültige verneint. Auf solchem Humus konnte in den vergangenen hundert Jahren gedeihen, was sich fälschlich »nachsöpferisch« nennt, mit samt allen seinen Auswüchsen.

Der Musiker steht in einem sich ständig verändernden Spannungsfeld von ästhetischen Voraussetzungen, von vokalen wie instrumentalen Gesetzmäßigkeiten und der persönlichen Intuition. Welche Möglichkeiten hat er? Er verhält sich häufig pragmatisch. Selten äußern sich bedeutende Musiker, die zu ihrer interpretatorischen Haltung befragt werden, wortreich oder auch nur grundsätzlich. Der berühmte Dirigentenlehrer Hans Swarowsky verwies, indem er einen zu weit gefaßten Interpretationsbegriff ablehnte, darauf, »daß die Interpretation in den richtig gelesenen Noten bereits vorhanden ist und daß es nicht einer Auslegung, sondern höchstens einer Ausfüh-

nung bedarf, die das Werk nicht etwa neu belebt, sondern das ihm innewohnende Leben erschließt«. Ähnlich der Dirigent Joseph Keilberth: wenn er eine Brahms-Symphonie mit den Berliner Philharmonikern probiere, dann hätten bei dieser Arbeit eben bestimmte Musiker Dienst. Bei den Bläsern produziere der Oboist einen persönlichen, seinem Instrument, seiner Schulung, seiner Muskulatur entsprechenden Ton. Darauf müsse sich ein Dirigent natürlich einstellen, mit dem angebotenen Klangmaterial arbeiten, seine Tempi mit den Atemreserven der Bläser abstimmen. Führe er dann dasselbe Stück mit einem anderen Orchester, in einem anderen Saal, mit anderen Instrumentalisten auf, ändere sich das klangliche Ergebnis entsprechend. Wozu brauchen wir also Interpretation?

Solcherlei Pragmatik vertraut darauf, das Werk sei in seiner Eigengesetzlichkeit unmißverständlich, es bedürfe lediglich einer Ausführung der darin niedergelegten Ideen, und diese Umsetzung hinge wesentlich von den Aufführungsumständen ab. Blicken wir auf den Sologesang, läßt sich darauf sogar noch leichter schließen: Schon durch die Formung in einem spezifischen, individuellen Stimmklang geschieht eine Interpretation. Die Oper zeigt dieses Phänomen am deutlichsten: Welch eine Spannbreite lag zwischen den unterschiedlichen Ergebnissen, zu denen bei den gleichen Noten etwa die Baritone Titta Ruffo und Giuseppe de Luca oder die Soprane Maria Müller und Elisabeth Rethberg kamen. Ist Interpretation durch Sänger vor allem eine Typ-Frage, etwas Automatisches, das sich nur bedingt steuern läßt und durch die Physis des Menschen vorgegeben ist?

Natürlich ist sie das, aber keineswegs ausschließlich. Von Stück zu Stück muß der Singende klären, welche stimmliche Klangfarbe mit den Noten intendiert ist, wo sie der Komponist durch die Spannungslagen der Tessitura und etwa den Orchestersatz der Begleitung, durch Ausdrucksvorschriften festgelegt hat. Es beginnt der komplizierte Vorgang, die vom Stück geforderten Färbungen oder Nuancen in die eigenen Stimmfarben umzusetzen. Dabei kann es aber nicht bleiben, sie sind mit den ureigenen, auf das Gedicht und die Musik reagierenden Gefühlsschwingungen nachzuerleben.

Der Weg zu diesen inneren Quellen läuft immer Gefahr, in gleichsam autistische Selbstanalyse zu entarten. Und es hilft dem Vortragenden erschreckend wenig, wenn er auf historische Stimmcharaktere rekurriert, denen Partien auf den Leib geschrieben wurden, also die Ariadne wie Maria Jeritza, den Wozzeck wie Leo Schützendorf oder den Mandryka wie Alfred Jerger zu singen versucht. So sehr wir uns auf eine historisch verfahrenende Interpretationserforschung freuen, ja auf sie gespannt sind, der mitunter mühsame Weg zum sängerischen Ich bleibt keinem Sänger oder Instrumentalisten erspart.

Zu den genannten Irritationen kommen andere: Agenturen, die Schallplattenindustrie oder auch Opernregisseure boykottieren häufig das sorgfältige Herausfinden der im Werk vorgegebenen Farben und Charaktere. Sie besetzen nämlich Partien gegen den Strich, nach dem Grundsatz, modernistische Tendenzen seien interessanter, auch wenn sie zu unbefriedigenden Resultaten führen. Der Vorwurf, dahinter stünden zweifellos marktwirtschaftliche Interessen, wird meist mit dem Hinweis abgewehrt, unkonventionelle Besetzungen könnten neue Aspekte eines Werkes aufdecken. Es läßt sich aber an vielen Beispielen nachweisen, daß daraus weniger Innovatives als für die Stimmen Destruktives erwuchs.

Sehen wir einmal von der stimmlichen Vorarbeit ab, so ist festzuhalten, daß niemand, der in die Gedankenwelt eines Komponisten einzudringen sucht, um die Knochenarbeit der Texterschließung herumkommt. Das wird mir jedesmal deutlich, wenn ein sängerischer Solist ohne Rücksicht auf die Worte musikalisch gut einstudiert erscheint und dennoch völlig versagt, weil ihm die Beziehung zum Text abgeht. Dann fühlt sich der Dirigent oder der Lehrer widerwillig als Prompter, der den Sängern nachliefert, was sie leider oft anderen überlassen: das Notierte und das Gemeinte wirklich zu entziffern.

Besonders bei der Probenarbeit in der Oper wird die Sache prekär, wenn die verschiedenen Hilfesteller ganz verschiedene Ansichten über ein und dieselbe Stelle haben. Mit Schrecken erinnere ich mich an die kontroversen Ratschläge des Dirigenten Fricsay und des Re-

gisseurs Ebert, als wir den »Don Giovanni« in Berlin einstudierten. Immer häufiger fehlt eine einleuchtende Absprache des vorbereitenden Teams.

Was muß denn da aufeinander abgestimmt werden? Zum einen, was sich der Interpret selbst vorstellt, zum anderen das, was dirigentisch, instrumentalistisch oder gesangstechnisch gesetzmäßig geworden ist. Bühnensänger oder Schauspieler sehen sich häufig damit konfrontiert, daß der Notentext und die regieliche Choreographie irritierend auseinanderstreben, sofern sie nicht bewußt zueinander in Beziehung gebracht werden.

Den Proben für eine Neueinstudierung gehen Besprechungen von Dirigent und Regisseur voran, die eine Übereinstimmung bis in kleinste interpretatorische Details zum Ziel haben. Diese Übereinstimmung muß auf dem Weg des »Konsensus« gefunden werden; einseitiges Beharren auf vorgefaßten Standpunkten widerläuft selbst den extremsten Erscheinungen von Belcanto- und Literatur-Oper. Danach wird der Bühnenbildner hinzugezogen und erneut das ganze Projekt in Klavierproben durchgenommen, wobei anhand eines Bühnenmodells bereits Stellung und Beleuchtung konzipiert werden können. Dann werden die Korrepetitoren und der Chordirektor mit dem Interpretationskonzept vertraut gemacht, die dieses auf Solisten und Chor übertragen. Es sollte einerseits nicht so eng sein, daß es den Protagonisten keinen Raum für ihre interpretatorische Eigeninitiative läßt, andererseits aber konkret genug, die Leistungen aller Mitwirkenden zu formen.

Stand ich als Liedersänger allein auf dem Podium, so gingen Neigung und Vorschrift häufig genug auseinander. Nur ein Beispiel: Im Lied »Wohin« aus Schuberts »Schöner Müllerin« legt man seinen Ehrgeiz darein, den geheimnisvollen Nixenreigen im Bächlein suggestiv zu färben, was leichtfällt, wenn das vorgeschriebene pp im Klavier einfach mitgemacht wird. Dann aber folgt »Lass singen, Gesell, lass rauschen«, mit dem der junge Wanderer das geheimnisvolle Wispern abwiegelt, und der Impuls liegt nahe, hier behertzter mit der Lautstärke umzugehen. So mancher macht sich damit auch selbst Mut. Der Text legt solch freies Lossingen nahe, die Musik

nicht. Schubert läßt es bei dem irrisierend-gedämpften Klang. Das geht über Fragen der Dynamik hinaus: wird die Notation erkannt und nachvollzogen, hält sie eine genaue Interpretationsvorstellung fest; der berauschte Ausdruck richtet sich nach innen. Natürlich wird es kaum einem Zuhörer auffallen, wenn solche Nuancen nicht beachtet werden. Wer hier verfälscht, tut niemandem weh, aber er setzt sich über Schuberts klare Vorstellungen hinweg. Immer wieder mußte ich darauf hinweisen, daß gerade durch das Beibehalten einer Farbe innerhalb strukturell zusammenhängender Teile einleuchtendere syntaktische und inhaltliche Klarheit erreicht werden kann als mit locker produzierter Abwechslung. Aber es gibt zwischen dem, was notiert und fixiert ist, und der Ausführung eine Menge von Unterschieden, wobei entscheidend das Moment der Expressivität, das des persönlichen Ausdrucks mitwirkt. Mehr als jede instrumentale lebt die sängerische Wiedergabe durch den, der sie ausführt. Sie kommt mir wie ein siamesischer Zwilling der Stimme vor, verwachsen in ihren Klang, ihre Resonanz.

Deshalb habe ich bei mir und bei vielen Schülern immer versucht, das Verhältnis zwischen dem Wesen einer Stimme, dem Menschen, der dahinter steht, und dem Anspruch des Notentextes auszubalancieren. Interpretation als gesungene Entäußerung setzt den Weg ins eigene Innere voraus. Claude Simon hat ihn mit der Arbeit eines Forschers verglichen, »der in einem unbekanntem Land umherirrt und sich bemüht, dessen Karte zu erstellen«. Kaum etwas ist beim Erkunden dieser Landschaft selbstverständlich. Selbst Stücke, die tausendmal auf den eigenen Programmen gestanden haben, können plötzlich Aufregung, Zweifel und Ängste auslösen.

Sich mit dem Werk auf die hier angedeutete Weise auseinanderzusetzen, heißt also nicht, sich ausschließlich auf die Wiederholung von zuvor Angelerntem zu beschränken. Es geht letztlich auch darum, sich nicht vorrangig mit Interpretationen anderer zu befassen, sondern lediglich mit dem zu studierenden Werk. Nicht die Lady Macbeth der Callas, nicht Gerard Souzays Gestaltung der Lieder von Duparc oder Peter Schreiers Belmonte gilt es zu imitieren, so großartig eine jede dieser Leistungen für sich genommen auch sein mag,

sondern sich mit den nachschöpferischen Bedingungen zu konfrontieren, die einem Musikwerk innewohnen. Natürlich kommen da die Rezeptionsgeschichte, das Selbstverständnis des Komponisten in seiner Zeit oder die unterschiedlichsten Werkausgaben zu Hilfe, weil sie uns viel von der Aufführungsgeschichte verraten. Aber das waren für mich immer begleitende Erkenntnisse, die die eigenständige, von Neugier geführte Erlebnisfähigkeit nicht tangieren. Sich objektive Kriterien für die Vorbereitung zu verschaffen, sich handwerklich, stimmtechnisch, schauspielerisch oder mit vergleichender Repertoirekenntnis auseinanderzusetzen, aus alledem kann nicht resultieren, was durch Interpretation eigentlich erreicht werden soll.

Ich habe dem Wort »interpretieren« immer das Wort »übermitteln« vorgezogen, das mir besser auszusprechen scheint, was denen aufgetragen ist, die Licht auf ein Musikwerk werfen sollen. Es gab eine Epoche, in der ein Übermittler alle Rechte für sich in Anspruch nahm und in der das Werk dem Vandalismus der Interpreten ausgesetzt war. Da der »Übermittler« im Augenblick der Wiedergabe unumschränkt herrscht, allein verantwortlich ist, muß ein solches Vorgehen als ebenso verführerisch wie verfehlt gelten. Zwar gewinnt der Interpret mitunter durch eigenmächtige Zutaten an Profil, aber das Werk verliert. Zutreffend kann eine Wiedergabe nur sein, wenn sie macht, daß ich den Komponisten, auch den Interpreten vergesse, alles vergesse außer dem Werk. Ich stehe vor Rembrandts »Heimkehr des verlorenen Sohnes« in der Eremitage zu St. Petersburg. Ist das Bild schlecht beleuchtet, sehe ich es zwar nicht, aber es ist doch da. Es handelt sich darum, es an einen Platz zu bringen, wo ich es sehen kann.

Ausübende Künstler jeden Gebietes unterscheidet und sondert die eigenartige Problematik, mit dem Werk eins zu werden, sich mit dem zu verlebendigenden Stoff in Übereinstimmung zu bringen. Welten liegen zwischen den Extremen: dem Intendanten, der händereibend den massiven Protest des Publikums bei einer sinnentstellenden Aufführung begrüßt, weil er mit Aufsehen in der Presse und neugierigen Kartenkäufern rechnen kann. Daneben der überlieferte Gewissenskonflikt des Wagner-Sängers Schnorr von Carolsfeld, der

daran zweifelte, ob er überhaupt den Tristan singen sollte, da er doch eine Stelle des Gedichtes nicht verstand.

Ich bin überzeugt, daß das Kunstwerk alle Interpreten überragt, daß es sie zur Wachsamkeit, zu immer erneutem Wunsch nach Annäherung, zum Wiederfinden des schon oft Gefundenen zwingt. Heißt das nun, die Rolle des Interpreten ungebührlich verkleinern, der ja nicht einfach das Werk erhellen, klären muß, sondern vielmehr ein neues, unvorhergesehenes, unerwartetes Licht auf es werfen soll?

Im Gegenteil: Für mich bedeutet das, seine Aufgabe in scharfem Licht zu sehen und zu behaupten: Wer hinter dem Werk verschwindet, der ist der überlegene Interpret. Natürlich muß er außerordentlich sein, um sein ganzes Sein, seine Identität dem Werk anheimzugeben, in ihm aufzugehen, damit es in vollem Umfang wirksam wird. Das gilt übrigens auch und vor allem für jene Regisseure, die einem fortschreitenden Wahnsinn huldigen, indem sie behaupten: »Ich sehe das so!« Heute tun sie das zumeist, um den Sinn des Werkes, den sie nicht erkannten oder nicht sehen wollten, zu verfälschen, und sie sind auch noch stolz darauf. Sie ahnen nicht, wie unendlich weit der Spielraum innerhalb des schwarzen Punktes auf der Zielscheibe ist, den sie bei sinnvoller Wiedergabe träfen.

Natürlich ist es immer möglich, die Handschrift einer großen Interpretation zu erkennen. Aber ich muß Ihnen ehrlich sagen, daß ich sie lieber vergesse, daß ich nichts als das Werk zu hören wünsche. Nach einem Konzert, in dem Furtwängler die Dritte Symphonie von Brahms dirigiert hatte, ging ich zu ihm und sagte etwa: »Sicher wollen manche Menschen, daß ich ihnen beschreibe, wie Sie diese Symphonie dirigiert haben. Das könnte ich nicht. Ich weiß nur, daß ich die Dritte nie so eindrucksvoll gefunden habe.« Er hatte sein ganzes Licht auf das Werk gerichtet, und nicht das der Symphonie auf sich. Ich hatte das Werk in seinem vollen Glanz vernommen, da seine Strukturen nachvollzogen worden waren. Den Interpreten zu vergessen, vernachlässigt ihn nicht etwa, es stellt ihn sehr hoch, denn das Licht eines, der nichts ist, kann auch nichts erleuchten.

Geschieht es nicht manchmal, daß einer, der dasselbe Stück hundert-
te von Malen, Konzert nach Konzert, gespielt hat, mit der Zeit eine

gewisse Nachlässigkeit entwickelt? So sagte mir ein großer russischer Pianist, er habe Schuberts B-Dur-Sonate so oft gespielt, daß sie ihn langweile. Das ist ein sehr tragischer Fall, der eines Priesters nämlich, der aufgehört hat zu glauben. Ich habe keine religiöse Berufung gehabt, ich bin kein Priester gewesen, ich habe keinen Glauben verloren, bin also nicht zu urteilen berechtigt. Aber ich versuche, es mir vorzustellen. Wahrscheinlich würde ich mich zwingen, das zu bewahren, was äußere Funktionen den Hörern übermitteln können.

Muß der Priester vor aller Welt eingestehen, daß er den Glauben verloren hat? Nein, denn das hieße, Zweifel in Menschen säen, die zu schwach sind, sich zu verteidigen; das hieße, aus individuellen Motiven meine Funktion, meine Macht über die Hörer und ihre Realität hervorzuheben. So wäre die Kunst vor allem eine Kunst von Trugbildern?

Ich hatte das Glück, von einer intelligenten Mutter aufgezogen zu werden. Sie liebte mich genug, um in ihrer Beurteilung meiner Schwächen unbarmherzig zu sein. Eines konnte sie nicht zulassen: den Mangel an Aufmerksamkeit, ein Phänomen, ohne das nicht das leiseste Bewußtsein von sich selbst möglich wird. Dies scheint mir im Frühstadium meines Lebens am häufigsten gefehlt zu haben, und es ist wohl im Grunde eine Form von Charakterschwäche. Als mir die Stimme, vielmehr das Bewußtsein für sie, geschenkt wurde, fand ich endlich die Kraft der Konzentration, die an Wichtigkeit alles überragt.

Um beim Thema zu bleiben: sich auf die Wiedergabe eines Werkes einzustimmen, muß besessen machen, Bereitschaft ankündigen, sich der Wirklichkeit des Künstlerischen hinzugeben. Das kontrastiert natürlich zur weitaus größeren Zahl jener Menschen, die nur in der Daseinsrealität befangen bleiben. Zu werten, auszuwählen und für Qualität empfindlich zu werden, führt zu jener schöpferischen Phantasie, die gestaltet. Was dabei an speziellen Techniken zum Aufbau einer Wiedergabe gehört, verwechselt der unbefangene Hörer leicht mit dem viel Wesentlicheren, nämlich damit, daß die Technik nur zur Beseitigung der Schwellen zwischen dem Subjekt

Zwar tritt immer wieder einmal die Täuschung ein, es sei so etwas wie Vollendung gelungen. Aber daraus zu schließen, es handle sich um unwandelbar Endgültiges, wäre Selbstbetrug. Noch weniger geht es an, in das Konzert eines Fachkollegen zu gehen und die eigene Darstellung desselben Stückes als Einwand gegen eine andere zu gebrauchen. Es hilft wenig, wenn der kritische Hörer das, was er von früher her und von anderen Werken weiß, in das momentane Hören hineinprojiziert. Sein Urteil wird nicht vorurteilsfrei ausfallen.

Im Gesang fällt es ohnehin schwerer als bei Pianisten oder Dirigenten, Leistungen gerecht zu bewerten. Denn nicht zwei Stimmen gleichen einander, noch weniger zwei Talente. Es sind zusätzlich übersteigerte Forderungen, die heute an Reife und Übersicht des Interpreten wie die des Hörers gestellt werden. Man stelle sich vor, irgendeiner der namhaften Virtuosen oder Sänger des vorigen Jahrhunderts hätte auch nur annähernd so vieles Entlegene oder selten Aufgeführte neben den angestammten Perlen des Repertoires bewältigen sollen. Heute ist ein ungleich weiter greifender geistiger Akt gefordert, Erscheinungen zusammenzufassen, ihre Verhältnismäßigkeit in ein geordnetes Miteinander zu bringen. Übrigens scheinen mir die Möglichkeiten, den Ausdruck des gleichen Gehalts zu variieren, grenzenlos.

Der Sänger lerne von neuem, ebenso gesanglich-musikalisch wie sprachlich-deklamatorisch zu artikulieren. Bleiben wir nicht bequem und »erfreulich«, sondern hören wir auf das, was uns die Musik zu sagen hat. Sind wir den frei? Freiheit ist solange fragwürdig, wenn in ihr nur Eitelkeit und Eigensinn liegt. Ich denke an Virtuosen, die Stücke der Klassiker so spielen, als seien sie ihnen langweilig und sie müßten etwas dazu tun, sie unterhaltender zu machen. Schöne Stimmen sind kein Selbstzweck, sondern vermitteln dienend die Komposition, die uns an die Hand nimmt und uns etwas beibringt. Oder, um mit Schiller und seinem wunderbaren Gedicht »Das Glück« zu schließen: »Freue dich, daß die Gabe des Lieds vom Himmel herabkommt, / Daß der Sänger dir singt, was ihn die Muse gelehrt: / Weil der Gott ihn beseelt, so wird er dem Hörer zum Gotte; / Weil er der Glückliche ist, kannst du der Selige sein.«

AUSHÄNDIGUNG DER ORDENSZEICHEN
AN NEUE MITGLIEDER

Übergabe der Ordenszeichen durch den Ordenskanzler
HANS GEORG ZACHAU an

GERHARD CASPER, SIR HENRY CHADWICK,
WALTER GEHRING, ROBERT HUBER,
ARIBERT REIMANN

bei der öffentlichen Sitzung in der Aula der Rheinischen
Friedrich-Wilhelms-Universität, Bonn am 31. Mai 1994

STIG STRÖMHOLM sprach die Laudatio auf GERHARD CASPER:

»Wenn Joseph daheim auf dem Hof mit dem Hausmeier Mont-kaw zwischen den Tischen der Handwerker hindurchging, ihre Arbeit musterte und aufmerksam den Rapporten lauschte . . . , so beglückwünschte er sich, daß es ihm gelungen war, sein Ansehen unter den Werkenden zu schonen . . . ; sie hätten es sonst schwerer gehabt, einen allgemeinen Kopf in ihm zu erblicken, geschaffen zur Über- und Aufsicht«.

Von Joseph wird hier gesprochen, Thomas Manns Joseph, dem Ernährer, der bald selbst Hausmeier des Potiphar, und später Pharaos erster Ratgeber, sein wird. Sein Leben und seine Tätigkeit unter Fachleuten und Spezialisten als *allgemeiner* Kopf, der anerkannt oder jedenfalls geduldet werden muß, um seine Über- und Aufsicht ausüben zu können, ist der Lebenssituation eines heutigen Universitätsrektors ähnlich, der mit immer gelehrteren Gelehrten aus allen Fakultäten so umgehen muß, als ob er alles verstünde oder jedenfalls

ahnte. Von einem solchen allgemeinen Kopf werde ich kurz sprechen, und zwar von *Gerhard Casper*, der im Jahre 1964, nach Eroberung der Würde eines Dr. iur. utr. in Freiburg im Breisgau, mit 27 Jahren Assistant Professor of Political Science an der University of California at Berkeley wurde, um 28 Jahre später zum hohen Amt des Präsidenten der hochangesehenen Stanford University berufen zu werden, einem Amt, das eben damals, im Jahre 1992, nicht nur einen zugleich soliden und beweglichen allgemeinen Kopf, sondern auch eine besonders starke Persönlichkeit verlangte. Die Universität, wo die Über- und Aufsicht Gerhard Casper anvertraut wurde, befand sich in einer schweren Krise. Nach sorgfältiger Prüfung haben ihm die Verantwortlichen den Auftrag gegeben, das bedrohte Haus zu leiten.

Wie hatte sich Gerhard Casper für diese schwierige Aufgabe vorbereitet? Der Hamburger Student, der auf dem Weg zur Promotion in Freiburg ein Ll. M. in Yale erworben hatte, lehrte zunächst in Chicago, wo er den *cursus honorum* eines amerikanischen Hochschullehrers durchlief: Ordinarius 1969, Dekan der juristischen Fakultät zwischen 1979 und 1987, Provost der Universität 1989–1992. Die Forschung und Lehrtätigkeit in der Hauptstadt des Middle West wurde nicht nur mit vielen Aufträgen in der amerikanischen Juristen- und Gelehrtenwelt bereichert, sondern auch durch längere Gastprofessuren in Belgien und Deutschland unterbrochen.

Wenn Gerhard Caspers Eignung zu akademischen Leitungsaufgaben schon in dieser Skizze des äußeren Lebenslaufes zum Ausdruck kommt, bestätigt seine bisherige wissenschaftliche Leistung den Eindruck der Vielseitigkeit, des Willens und der Fähigkeit, breiten Überblick und grenzüberschreitendes Verständnis zu gewinnen. In seinen Arbeiten, wo das amerikanische Recht und das amerikanische Gerichtswesen eine zentrale Rolle spielen, gehen Rechtswissenschaft, politische Theorie und empirisch-soziologische Ansätze eine geistig reiche Verbindung ein.

Der Orden *Pour le mérite* heißt in der Person Gerhard Caspers einen allgemeinen Kopf willkommen, einen Gelehrten, der zugleich zur Über- und Aufsicht geschaffen ist.

Herr CASPER dankte mit folgenden Worten:

Sehr verehrter Herr Bundespräsident,
Herr Ordenskanzler,
meine Damen und Herren,

vor einem der Hauptgebäude der Stanford University stehen zwei überlebensgroße Statuen von früheren Mitgliedern des Ordens Pour le mérite: die des in der Schweiz geborenen Naturforschers und Professors an der Harvard University Louis Agassiz und die seines Förderers Alexander von Humboldt. Agassiz war der erste amerikanische Wissenschaftler, der Ordensmitglied wurde. Nach Amerika war Agassiz von einer Professur in Neuchâtel berufen worden, zu der ihm Humboldt verholfen hatte. Der zweite Amerikaner, ebenfalls 1860 aufgenommen, war der aus Savannah, Georgia stammende John Frémont, der bei der Erforschung Kaliforniens eine große Rolle gespielt hat.

Sowohl die Stifter der Stanford University, Jane und Leland Stanford, wie auch ihr erster Präsident, der Ichthyologe David Starr Jordan, waren von den wissenschaftspädagogischen Vorstellungen Agassiz' stark beeinflusst. Agassiz' Sohn, notabene – Alexander, später seinerseits in den Orden aufgenommen, verhalf meinem Vorgänger Jordan zu *seiner* ersten Lehrstelle. Wenn Sie mir dieses anachronistische Gedankenspiel erlauben, gehen die Verbindungen zwischen Mitgliedern des Ordens Pour le mérite für Wissenschaften und Künste und Präsidenten von Stanford auf die Zeit *vor* der Gründung der Universität im Jahre 1891 zurück.

Michael Polanyi hat einmal von der »apostolischen Sukzession« der Wissenschaftler gesprochen. Meine Ehrung betrachte ich als symbolisch: indem Sie mich ehren, ehren Sie die Universität im weltweiten Zusammenhang, ehren Sie die »apostolische Sukzession der Wissenschaftler«, ehren Sie die Gelehrtenrepublik, die von der Universität meines verehrten Kollegen Strömholm, Uppsala, über meine deutsche Alma mater, die Albert-Ludwigs-Universität in Freiburg, eben nach Stanford und darüber hinaus reicht.

Man sagt gelegentlich von etwas Schönerem, daß es »die Verwirklichung eines Traumes« sei. Kein Ausdruck wäre unangebrachter, um meine Reaktion auf meine Wahl zu beschreiben. Der Orden Pour le mérite ist mir natürlich seit meiner Hamburger Kindheit bekannt, aber eben schon allein deshalb etwas, das fern lag. Nun sehe ich mich, einen geborenen Hanseaten, als »ausländisches Mitglied«, als Amerikaner, in einen »preußischen« Orden gewählt, der bereits 1860 von der amerikanischen Wissenschaft Notiz genommen hat, sogar von Kalifornien. Ich bin zutiefst dankbar für die Anerkennung der nie endenden Arbeit, die so wichtig ist: nämlich die Universität zu erhalten, als die Stätte des In-Frage-Stellens von alten, neuen, und neuesten Orthodoxien, als den Ort, wo, wie Stanfords Motto in deutscher Sprache hofft, »die Luft der Freiheit weht«.

EBERHARD JÜNGEL sprach die Laudatio auf SIR HENRY CHADWICK:

Herr Bundespräsident,
Herr Ordenskanzler,
meine Damen und Herren,
verehrter Herr Chadwick!

Der Orden Pour le mérite für Wissenschaften und Künste heißt in der Person Henry Chadwicks einen Gelehrten willkommen, der im besten Sinne des Wortes *alteuropäisch* genannt zu werden verdient. Schon die akademischen Institutionen, in denen er gelernt, geforscht und gelehrt hat, verkörpern wie nur wenige sonst weit zurückreichende Kontinuitäten. Im *Eton-College* begann sich der akademische Himmel für ihn zu öffnen. Später wanderte er zwischen Cambridge und Oxford mehrfach hin und her. Und zuletzt kehrte er gar an die Anfänge der Universität Cambridge zurück, als er als *Master of Peterhouse* die Leitung des 1284 gegründeten ältesten säkulareren College übernahm. Im curriculum seiner theologischen Existenz sind unübersehbar jene Institutionen präsent, die unser sich neu ordnendes Europa mit seinen mittelalterlichen Ursprüngen eindrücklich verbinden.

Ja, in der theologischen Zunft ist Sir Henry Chadwick selber so etwas wie eine Institution geworden: eine Institution, die uns allerdings noch sehr viel weiter in die Vergangenheit zurückweist. Seine gelehrten Forschungen gelten vor allem der Alten Kirche, ihren neutestamentlichen Ursprüngen und ihren bis in unsere Gegenwart reichenden komplexen Strukturen. In den unterschiedlichsten Genera historischer Darstellung ist er gleichermaßen zu Hause: neben minutiöse text- und überlieferungsgeschichtliche Untersuchungen treten breit angelegte Gesamtdarstellungen. Einzelne die Geschichte des Christentums prägende Gestalten hat er monographisch gewürdigt. Daß Augustinus und Boethius dazu gehören und daß Origenes nicht fehlt, läßt das besondere Interesse des Historikers an der Begegnung des christlichen Glaubens mit den Kulturen des Mittelmeerraumes, insbesondere mit deren politischen Traditionen und den philosophischen Entwürfen der Spätantike erkennen. »Was hat Athen mit Jerusalem gemein?« Die Frage der Alten ist auch Chadwicks Frage.

Wie *in* dieser Begegnung die in die spätantike Gesellschaft hineinwachsende Kirche sich mit der heidnischen Welt kritisch auseinandersetzte und gerade so zur letzten Bewahrerin des antiken Kulturerbes wurde, wie *aus* dieser Begegnung die vielgestaltige Theologie und die für lange Zeit tragenden europäischen Lebensformen hervorgegangen sind, wie sich Kirchenrecht, kirchliche Ämter, das Mönchtum, aber auch Liturgie, Kirchenmusik und sakrale Architektur entwickelt haben – das alles ist Gegenstand mehrerer gelehrter und bei aller Gelehrsamkeit ausgesprochen spannend geschriebener Bücher, die sich einer intimen Kenntnis der Quellen, der souveränen Beherrschung des Stoffs und glänzender Darstellungsfähigkeit verdanken. Hier vermag ein pünktlicher Analytiker am historischen Detail die geschichtlichen Zusammenhänge aufzuzeigen, und zwar so, daß selbst das Skurrile lehrreich wird – mitunter sogar sehr viel lehrreicher als das scheinbar Normale. Hier vermag ein scharfsinniger Forscher spannend zu erzählen, wie es gewesen ist, und zwar so, daß auch der sogenannte Laie unter den Lesern Satz für Satz gefesselt wird. Hier vermag ein in der Tradition verwurzelter Theologe

der Gegenwart zu verstehen zu geben, inwiefern Herkunft immer auch Zukunft bedeutet. Die von Henry Chadwick betriebene Patristik ist jedenfalls alles andere als theologische Archäologie. Seine Texte bedürfen denn auch keines »geneigten Lesers«. Sie *machen* den Leser vielmehr geneigt.

Es versteht sich von selbst, daß ein Historiker dieses Zuschnitts auch in anderen Epochen der Kirchengeschichte Gegenstände findet, an denen sich sein Forschergeist erprobt und bewährt. Seine Publikationen machen denn auch vor Mittelalter, Reformation und Neuzeit keineswegs Halt. Lessings theologische Schriften hat er mit einer instruktiven Einleitung in englischer Übersetzung herausgegeben. Den Einfluß der deutschen protestantischen Theologie auf die englische Kirche im 19. Jahrhundert hat er ebenso untersucht wie das Verhältnis der Romantik zur Religion.

In allen seinen Opera aber sieht man die *fides quaerens intellectum* am Werk. Mit Augustin könnte Henry Chadwick sagen: *Credo ut intelligam*: ich glaube, um zu verstehen. Doch über Augustinus hinausgehend würde er wohl hinzufügen, daß das Verstehen seinerseits wiederum den Glauben intensiviert, so daß die *fides quaerens intellectum* eigentlich eine Zirkelstruktur hat: *fides quaerens intellectum quaerentem fidem*, ein Glaube, der das Verstehen sucht, das seinerseits wiederum den Glauben sucht.

Und so kann es denn auch nicht überraschen, daß der Gelehrte auch als Mann seiner Kirche in vielfacher Hinsicht tätig war und ist. Ich lasse es bei einem einzigen Hinweis bewenden. Ist es uns doch ohnehin nicht gegeben, wie Bismarck einmal bemerkt hat, »den ganzen Menschen zu Papier oder über die Zunge zu bringen«. So mag also der Hinweis genügen, daß Henry Chadwick seit mehr als zwei Jahrzehnten an den Gesprächen zwischen der anglikanischen Kirche und der römisch-katholischen Kirche maßgeblich beteiligt ist und daß er hin und wieder auch mit Papa persönlich zu konferieren pflegt. Kurzum: wir haben es mit einem Wissenschaftler zu tun, der auch außerhalb seiner Zunft weltweit bekannt ist. Freche Studenten sagen, Sir Henry sei nicht nur berühmt, sondern er sei für seine Berühmtheit berühmt. Etwas ähnliches, wenn auch geziemender for-

muliert, muß sich wohl auch die Queen gesagt haben oder haben sagen lassen, als sie Henry Chadwick zum Knight of the British Empire schlug.

Nach dem Zweiten Weltkrieg haben Sie, Sir Henry, sich im Auftrag Ihrer Kirche um deutsche Flüchtlingslager gekümmert: ein auch für die heutige Zeit beispielgebendes Verhalten! Daß wir diesen homo humanus, der als gelehrter Historiker und als Theologe mit seinem wissenschaftlichen Œuvre nicht nur die Vergangenheit mit der Gegenwart vermittelt, sondern in der Gegenwart auch zwischen Konfessionen, Nationen, vor allem aber zwischen Mensch und Mensch vermittelt – daß wir diesen ritterlichen Menschen im Orden Pour le mérite heute öffentlich willkommen heißen können, erfüllt mich persönlich nicht nur deshalb, aber doch ein wenig auch deshalb mit besonderer Freude, weil ich in diesem Orden unter so vielen mehr oder weniger frommen Weltkindern nun, Gott sei Dank, nicht mehr das einzige schwarze Schaf, will heißen: der einzige Theologe bin. Ich begrüße den geistlichen Bruder als Ordensbruder und tue es in der Gewißheit, daß der ganze Orden meine Freude teilt.

SIR HENRY CHADWICK dankte mit folgenden Worten:

Herr Bundespräsident,
Herrn Ordenskanzler,
verehrte Damen und Herren!

Ich habe mit meiner Arbeit einen Versuch unternommen, wahre Kirchengeschichte zu schreiben und getrennte Christen zu vereinen. Es fehlen die Worte, um meinen Dank gebührend zum Ausdruck zu bringen. Nie zuvor war ich so erstaunt, wie über die Nachricht, zum Mitglied des Ordens Pour le mérite für Wissenschaften und Künste – darf ich sagen, dieser königlichen Gemeinschaft – gewählt worden zu sein.

Ich danke Ihnen sehr.

HANS GEORG ZACHAU sprach die Laudatio auf WALTER GEHRING:

Verehrter Herr Bundespräsident, meine Damen und Herren!

Ich freue mich, Ihnen Herrn Walter Gehring als neues auswärtiges Mitglied des Ordens Pour le mérite vorstellen zu dürfen.

Herr Gehring ist Entwicklungsbiologe oder, genauer gesagt, Entwicklungsgenetiker. Die Entwicklungsgenetik befaßt sich mit der folgenden Thematik: In jeder befruchteten Eizelle gibt es zwei Genome, das des väterlichen und das des mütterlichen Organismus. Darin ist die gesamte Information zur Entwicklung des neuen Organismus enthalten – sein Bauplan. Die Information ist eindimensional festgehalten in den linearen Makromolekülen der DNA. Wie entsteht aus der eindimensional geschriebenen Information der dreidimensionale Organismus? Man hat das bei vielen Tierspezies untersucht, aber bei keiner hat man die Prinzipien so weitgehend verstanden wie bei der Taufliege *Drosophila melanogaster*. Seit etwa 80 Jahren ist dieses kleine Insekt ein wichtiges Forschungsobjekt, unter anderem weil es eine kurze Generationszeit hat, eine für den Experimentator wichtige Eigenschaft. Andererseits hat die *Drosophila* viele Eigenschaften, die man auch bei höheren Tieren findet. Es sind Eigenschaften, die sich bei Mutationen im Genom verändern und die man dann in Genkarten lokalisieren und im einzelnen studieren kann.

Walter Gehring wurde 1939 in Zürich geboren und hat auch dort studiert. In seiner Diplomarbeit befaßte er sich mit dem interessanten Phänomen der herbstlichen Vogelzüge nach dem Süden, die er durch Radarbeobachtungen am Züricher Flugplatz verfolgte. Er hat also als ein »richtiger Biologe« angefangen. Mit der Doktorarbeit bei dem berühmten Züricher Entwicklungsbiologen Ernst Hadorn begann seine Beschäftigung mit Themen, die er in der einen oder anderen Form immer noch verfolgt. Es ging damals um die sogenannten Imaginalscheiben von *Drosophila* und um den Vorgang der Transdetermination. Er fand eine Mutante, die ein Paar Beine statt der Antennen trug, und nannte sie *Nasobemia*, eingedenk Christian

Morgensterns Tier, das auf seinen Nasen ging. Wie man durch Gehring's weitere Arbeiten heute weiß, kartiert die Mutation im Antennapedia Locus des Drosophila-Genoms. Sie sehen, daß die Drosophilisten in ihrer Namensgebung für Mutationen erfindungsreich sind. Es ist nicht immer Morgenstern oder griechisch wie bei der Mutante Nanos. Es gibt die Mutanten Knirps, Krüppel, hunchback, Hucklebein, fushi tarazu.

Nach der Promotion im Jahr 1965 verbrachte Walter Gehring fünf Jahre an der Yale University in den USA als Postdoctoral Fellow und dann als Associate Professor. Seit 1972 ist er Professor am Biozentrum der Universität Basel.

Als Anfang der 70er Jahre die Methoden der Gentechnologie entwickelt wurden, hat Walter Gehring die Gelegenheit schnell genutzt; denn es war klar, daß dort die Werkzeuge geschaffen wurden, mit denen man die ihn interessierenden Probleme angehen konnte. So wurden in seinem Labor Genbanken von Drosophila-DNA erstellt und abgesucht nach Genen für Hitzeschockproteine, nach repetitiven Elementen – und natürlich nach dem Antennapedia-Gen. Die weiteren Arbeiten führten dann zur Entdeckung der Homöobox in den homöotischen Genen und der entsprechenden Proteindomäne, der sogenannten Homöodomäne. Die Homöobox ist im ganzen Tierreich eine Art Landmarke für Entwicklungsgene. Heute kennt man nicht nur die Raumstruktur der Homöodomäne, sondern auch die des entsprechenden Protein-DNA-Komplexes. Die Strukturuntersuchungen sind im wesentlichen das Verdienst des Kernresonanzspektroskopikers Kurth Wüthrich in Zürich, mit dem Walter Gehring zusammengearbeitet hat.

Es ist eine faszinierende Vorstellung, daß die Ausbildung einer so komplizierten Struktur wie eines Insektenbeins über eine Kaskade von Genen und Genprodukten letztlich durch ein Gen gesteuert wird. Es ist eine der Pionierleistungen von Walter Gehring, daß er die Wirkungsweise dieses Steuerungsgens in molekularen Einzelheiten aufgeklärt hat. Das Schwergewicht der Arbeiten von Gehring's Gruppe lag und liegt bei funktionellen und mechanistischen Studien der Entwicklungsgenetik von *Drosophila melanogaster*. Bei

den jetzt laufenden Arbeiten wird sicher noch viel Interessantes herauskommen. Wir wünschen Walter Gehring viel Erfolg.

Die Arbeiten von Walter Gehring sind durch mehrere Preise ausgezeichnet worden. So ist er unter anderem Mitglied der National Academy of Sciences der USA und der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina.

Herr GEHRING dankte mit folgenden Worten:

Hochverehrter Herr Bundespräsident,
Herr Ordenskanzler,
sehr verehrte Damen und Herren!

Auf der Suche nach der Wahrheit ist ein Wissenschaftler bestrebt, möglichst tief in die Geheimnisse der Natur einzudringen. Jeder Naturwissenschaftler bohrt sozusagen ein Loch in die Erde. Der eine legt ein breites Bohrfeld an und bleibt naturgemäß mehr an der Oberfläche. Der andere, und zu denen zähle ich mich, bohrt ein möglichst tiefes Loch, das dann relativ schmal wird. Dieses Vorgehen birgt jedoch eine Gefahr in sich, nämlich, daß man mit seinem Kopf so tief im Loch steckt, daß man den Horizont aus den Augen verliert. Man muß also von Zeit zu Zeit an die Oberfläche kommen und über den Rand des eigenen Bohrlochs hinausschauen, um zu sehen, was der Kollege im Nachbarbohrloch zutage gefördert hat.

Der Orden *Pour le mérite* bietet dazu die ideale Gelegenheit. Seine Mitglieder haben nicht nur redlich gesucht und gebohrt, sondern auch gefunden. Der Orden umfaßt aber auch Künstler. Als Künstler hat Picasso einmal gesagt: »Ich suche nicht, ich finde!« Als Wissenschaftler sind wir auf das Suchen angewiesen.

Für die Aufnahme in diesen illustren Kreis der Suchenden und Findenden möchte ich mich sehr herzlich bedanken.

MAX PERUTZ sprach die Laudatio auf ROBERT HUBER

Robert Huber erforscht die Atomstruktur der Proteine mit Hilfe der Röntgenkristallographie. Das ist eine, durch Max von Laue 1912 entdeckte, physikalische Methode, mit der man erkennt, was die Welt im Innersten zusammenhält. Man sieht damit die einzelnen Atome, nicht nur in den verhältnismäßig einfach gebauten Gesteinen, sondern auch in den enorm komplizierten Molekülen der lebenden Natur. Man sagt, sogar der Erzbischof von Canterbury bestehe zu 90% aus Wasser, aber die übrigen 10% bestehen hauptsächlich aus Proteinen. Nicht nur Haut, Muskel, Haare, Nägel und Gedärme, sondern alle chemischen Reaktionen, die uns lebendig machen, werden von Proteinen beschleunigt, und für jede der vielleicht an die hunderttausend verschiedenen chemischen Reaktionen besteht ein spezielles, nur für die Beschleunigung dieser einzigen Reaktion benötigtes Proteinmolekül. Die verschiedenen Proteinmoleküle bestehen aus Hunderten, Tausenden oder sogar Zehntausenden genau geordneter Atome; und jedes dieser vielerlei Proteinmoleküle hat seine nur ihm eigene, einzigartige Atomstruktur. Vor der Röntgenkristallographie waren das schwarze Schachteln, von denen man weder wußte, wie sie aussahen, noch wie sie funktionierten, aber heute hat man schon mehrere hundert dieser Strukturen gelöst.

In Deutschland war es Huber, der die erste und lange Zeit einzige Schule der Proteinkristallographie aufbaute. Sein erster Erfolg war die Lösung der Struktur des Hämoglobins einer Fliegenlarve. Blödsinnig unwichtige Zeit und Geldverschwendung, so etwas! Es stellte sich aber heraus, daß dieses Insektenhämoglobin dem menschlichen frappant ähnlich sieht, und so erkannten wir erstmalig, daß die Natur, wenn sie ein Molekül einmal erfunden hat, es dann durch Hunderte Millionen Jahre Entwicklungsgeschichte mit nur geringen Variationen anwendet und ausnützt.

In unserem Körper besteht ein Gleichgewicht zwischen Proteinen, die andere Proteine spalten und abbauen, und wieder anderen Proteinen, die sie daran hemmen. Huber ist die weltführende Autorität über Struktur und Wirkungsweise solcher Proteine, von welchen

viele medizinisch wichtig sind. Huber trug auch führend zu unserer Kenntnis der Antikörper bei, den Proteinen, die uns vor Infektionen schützen. Letztlich war er beteiligt an Michels und Deisenhofers Strukturanalyse des photochemischen Reaktionszentrums, ein dem Chlorophyllkomplex der grünen Pflanzen ähnliches Protein, das die Strahlenenergie des Sonnenlichts in die chemische Energie des Lebens umsetzt. Für diese Arbeit erhielten sie 1988 den Nobelpreis für Chemie.

Die Atomstruktur der lebenden Materie ist überwältigend kompliziert und gleichzeitig genauestens geordnet. Huber ist es gelungen, zusammen mit seinen Schülern und Mitarbeitern, unseren Einblick in sie auszudehnen und zu vertiefen.

Herr HUBER dankte mit folgenden Worten:

Verehrter Herr Bundespräsident,
Herr Ordenskanzler,
lieber Herr Perutz,
meine Damen und Herren!

Im Alpenland gab es vor nicht langer Zeit den Beruf der Strahler. Das waren Leute, die in den Bergen Mineralkristalle suchten und davon ihr Auskommen oder ein Zubrot hatten. Mineralkristalle sind in den Alpen kaum noch zu finden, die Strahler sind ausgestorben, und das Wort ist fast ganz aus dem Schatz unserer Sprache verschwunden.

Nun, ich zähle mich zu den modernen Strahlern, die Kristalle in der Biologie suchen, Proteine kristallisieren und deren Strukturen mit Hilfe von Röntgenstrahlen aufklären. Ein Ende dieser Zunft ist nicht in Sicht. Im Gegenteil: Die Komplexität der Biologie erscheint um so größer, je mehr wir darüber wissen. Unser Unwissen wächst mit unserem Wissen. Wissen in der Biologie bedeutet aber Wissen über die Moleküle und ihre Struktur. Biologische Funktion ist an intakte unzerstörte Molekülstruktur gebunden. Ein gekochtes Ei ist tot und nur noch zum Verzehr geeignet.

Heute bin ich auch Strahler im übertragenen Sinne, aus Freude über die Aufnahme in den Orden Pour le mérite für Wissenschaften und Künste und ganz besonders über die freundlichen Worte von Max Perutz, dem Gründer der Proteinkristallographie, dem Vater dieser Wissenschaft. Alles, was wir getan haben, verdanken wir am Ende Ihnen, Herr Perutz.

Vielen Dank!

DIETRICH FISCHER-DIESKAU sprach die Laudatio auf
ARIBERT REIMANN

Mir ist die Ehre und Freude widerfahren, einen großen Musiker, einen begnadeten Komponisten und einen Freund in unserem Kreise willkommen zu heißen: Aribert Reimann. Und diesen Namen auszusprechen, heißt, an eine ganz große Ausnahme in der heutigen Zeit zu denken: er nahm, schon vom Elternhaus her und durch frühe Liebe zur Lyrik, seinen Ausgang von der menschlichen Stimme, vom Gesang, und, das ist das Besondere, er blieb ihm bis heute gewogen, einem Gesang, der sich wirklich noch so nennen darf. Das soll nicht heißen, sein rein instrumentales Œuvre präsentierte sich nicht ebenso umfassend.

Er weiß um die Gegebenheiten, die Gefährdungen und Reizsamkeiten des Stimmorganismus und bewährte dies nicht nur als Schaffender, sondern seit vielen Jahren ebenso als ein ungemein geliebter und hochverehrter Meister des Liedgesangs für junge Menschen. Als Partner am Klavier führt er, der hervorragende Pianist, sensibel und vorsichtig auch seine sängerischen Solisten. Er spürt untrüglich, was in den Stimmen verborgen, was ihnen möglich ist. Vor allem aber läßt er sich davon leiten, wenn er für sie komponiert.

Vielleicht am deutlichsten wurde dies in seiner Oper »Troades«, in der jede der agierenden Frauengestalten, als ich die Premiere hörte, überraschend genau ihren Part, die ihr gleichsam leitmotivisch zugehörigen musikalischen Merkzeichen, aus der je am perfektsten entwickelten Stimmfähigkeit beziehen durfte. Viel ist über den Anteil geredet worden, den ich an der Entstehung seiner Oper »Lear«

hatte. Mehr als ein paar wiederholte Erinnerungsworte und ein mißglückter Libretto-Entwurf meinerseits sind es nicht gewesen. Es gab keine Anweisungen von mir, wie denn die Tessitura für die Stimme auszusehen hätte, ob von der Kraft her dies oder jenes anders einzuteilen sei oder ähnliches mehr. Nur eines darf ich dankbar feststellen: Die Stücke, die dem »Zyklus« nach Paul Celan für Bariton und Orchester, einem von ihm besonders geliebten und immer wieder musikalisierten Dichter, folgten, enthielten sämtlich vorbereitend die dunkle Farbe, die massiven Ballungen im Blech oder Flächen in den Streichern aller Höhenlagen, die den Weg zum »Lear« wiesen. Vor allem denke ich an das »Wolkenlose Christfest«, die Songs nach Sylvia Plath oder die Variationen für Orchester. Aber auch von Nachwirkungen des »Lear« kann man natürlich sprechen, wie sie in der Oper »Das Schloß« nach Kafka hörbar wurden. Bei diesem Komponisten entwickelt sich ein Werk folgerichtig aus dem anderen.

Reimann steht in seiner Zeit und ist doch ein Unzeitgemäßer. Die Stringenz, mit der er sich während der vier Jahrzehnte, die ich ihn nun schon kenne, entwickelte, ausgehend von der Zweiten Wiener Schule einerseits und seinem Mentor im Geiste Boris Blacher andererseits, hat gezeigt, welche einen verantwortungsfreudigen und an Inspiration reichen, an dem Ausdruck dienenden Klangideen unerschöpflichen Künstler wir an ihm haben. Er ließ Moden und kurzlebige Experimente, von denen sich andere gern verleiten ließen, schlicht beiseite, um den immer direkteren Weg zu einer Ausdruckskunst zu finden, die die Impulse unserer Zeit oder ihre Belastungen aufnimmt, sie keineswegs ignoriert. Aber zugleich bekennt sie sich dazu, der Kunst Ureigenes wirken zu lassen, nämlich die Menschen anzurühren, sie an den musikalischen Vorgängen innerlich zu beteiligen, sie als Hörer über ihr Selbst hinauszuhoben. Schließt man von Reimanns konzentrierter, konzeptionsbestimmter Arbeitsweise auf den Weg, der vor ihm liegt, so wird er auch künftig einer Sprache mächtig sein, die nachvollzogen und weitergetragen werden kann.

Herr REIMANN dankte mit folgenden Worten:

Herr Präsident,
Herr Ordenskanzler,
meine Damen und Herren,

es gibt Dinge, die kann man sich vorstellen und die treten dann auch gelegentlich ein. Es gibt aber Dinge, die kann man sich überhaupt nicht vorstellen, und wenn sie doch eintreten, verschlägt es einem die Sprache und den Atem. Ich bin zutiefst dankbar, daß ich jetzt auch dem Orden Pour le mérite angehören darf und danke allen, die mich in diesen Orden gewählt haben. Ich danke vor allem Dir, lieber Dieter, für deine Worte. Du bist einer der ganz wenigen, die mich wirklich verstehen. Dies nicht zuletzt dank unserer mittlerweile 36-jährigen Freundschaft und Zusammenarbeit. Ich bin, wenn ich die Reihe der Namen durchgehe, die dem Orden in der Vergangenheit angehörten und heute angehören, bei aller Freude, daß ich mich zu diesem Kreis nunmehr hinzuzählen darf, doch auch beschämt. Denn, wie gesagt, das Nichtgegläubte kann ich immer noch nicht glauben.

Es gibt, gerade unter den Komponisten und Dichtern, doch einige, deren Werk mich fast mein ganzes Leben lang beschäftigt und begleitet hat und weiter begleiten wird.

Besonders in Zeiten zunehmender Kulturlosigkeit, wo der Sinn für Werte und Ethik in erschreckendem Maße verlorengeht, wie wir alle wissen, ist das interdisziplinäre Gespräch ungeheuer wichtig, wie auch das Austauschen von Gedanken und Erkenntnissen und das Einanderverstehen neben dem Miteinandersprechen. Ich glaube, es gibt keinen anderen, besser geeigneten Ort als den Orden Pour le mérite, wo sich alle Wissenschaften und Künste begegnen. Ich hoffe, daß ich die Anforderungen, die mit der Aufnahme in den Orden verbunden sind, erfüllen kann und freue mich auf die nächsten Zusammenkünfte. Vielen Dank!

ANHANG

Aus der Chronik des Ordens
1993/1994

1. Zuwahlen 1993–1994

2. Berichte über die

Ordenstagung in Bonn 1993

Interne Tagung in Bad Schachen 1993

Ordenstagung in Bonn 1994

Interne Tagung in Schwerin 1994

3. Bildteil

ZUWAHLEN

Am 8. Juni 1993 in Bonn:

Inländische Mitglieder

Prof. Dr. ROBERT HUBER (Chemiker)

Prof. ARIBERT REIMANN (Komponist und Pianist)

Ausländische Mitglieder

Prof. Dr. GERHARD CASPER (Rechtsgelehrter)

Prof. Sir HENRY CHADWICK, DD, FBA, KBE (Kirchenhistoriker)

Prof. Dr. WALTER GEHRING (Biologe)

WITOLD LUTOSLAWSKI (Komponist)

Am 31. Mai 1994 in Bonn:

Inländische Mitglieder

Prof. Dr. ALBRECHT DIHLE (Altphilologe)

Prof. Dr. LUDWIG FINSCHER (Musikwissenschaftler)

Prof. Dr. ERNST-JOACHIM MESTMÄCKER (Rechtsgelehrter)

Ausländisches Mitglied

Prof. Dr. FRITZ STERN (Historiker)

TAGUNGSBERICHTE

Die offizielle Ordenstagung in Bonn 1993

Unter Vorsitz des Ordenskanzlers, Hans Georg Zachau, trafen die in- und ausländischen Ordensmitglieder am 7. Juni 1993 zu einer Vorbesprechung der Kapitelsitzung im Palais Schaumburg zusammen. Bei der Kapitelsitzung am 8. Juni vormittags waren nur die inländischen Mitglieder zugegen.

An den Sitzungen nahmen teil:

Bernard ANDREAE
Karl Dietrich BRACHER
Hendrik B. G. CASIMIR
Helmut COING
Gordon A. CRAIG
Manfred EIGEN
Albert ESCHENMOSE
Horst FUHRMANN
Hans-Georg GADAMER
Wolfgang GEROK
Herbert GIERSCH
Rolf GUTBROD
Hermann HAKEN
Friedrich HIRZEBRUCH
Eberhard JÜNGEL
Sir Bernard KATZ
George F. KENNAN
Ernst KITZINGER
Heinz MAIER-LEIBNITZ
Wolfgang PAUL
Albrecht SCHÖNE
Stig STRÖMHOLM

Martin WALSER
Carl Friedrich von WEIZSÄCKER
Franz WIEACKER
Maria WIMMER (zeitweise)
Hans Georg ZACHAU

Werner BROCHAT vom Bundesministerium des Innern
als Protokollführer

Nach Begrüßung der Teilnehmer durch den Ordenskanzler wurden die anstehenden Nachwahlen und andere Ordensangelegenheiten besprochen.

Anschließend fand auf Einladung des Bundesministers des Innern, Rudolf Seiters, vertreten durch den Parlamentarischen Staatssekretär Dr. Horst Waffenschmidt, im Hotel Königshof ein Mittagessen statt, an dem neben den Ordensmitgliedern und ihren Damen Vertreter aus Diplomatie, Presse und Verwaltung teilnahmen.

Am Nachmittag besichtigten die Mitglieder des Ordens und ihre Damen den neuen Plenarsaal des Deutschen Bundestages.

Am Abend fand der traditionelle Empfang des Rektors der Universität Bonn, Prof. Dr. Max Huber, statt.

Zum Schluß der öffentlichen Sitzung am Nachmittag des 8. Juni überreichte der Ordenskanzler den neuen Mitgliedern Karl Dietrich Bracher, Albert Eschenmoser, Wolfgang Gerok, Eberhard Jüngel, Giorgio Strehler und Martin Walser das große Ordenszeichen.

Bei einem Abendessen in der Villa Hammerschmidt auf Einladung des Herrn Bundespräsidenten fand die Ordenstagung einen festlichen Abschluß.

Interne Tagung 1993

Die interne Tagung der Ordensmitglieder fand vom 25. bis 28. September 1993 in Bad Schachen statt.

Es nahmen teil:

Bernard ANDREAE
Hansjochem AUTRUM
Karl Dietrich BRACHER
Hendrik B. G. CASIMIR
Gerhard CASPER
Sir Henry CHADWICK
Helmut COING
Albert ESCHENMOSER
Horst FUHRMANN
Hans-Georg GADAMER
Wolfgang GEROK
Herbert GIERSCH
Sir Ernst GOMBRICH
Rolf GUTBROD
Hermann HAKEN
Robert HUBER (zeitweise)
Eberhard JÜNGEL
Sir Bernard KATZ
Stephan KUTTNER
Heinz MAIER-LEIBNITZ
Wolfgang PAUL
Stig STRÖMHOLM
Martin WALSER
Victor F. WEISSKOPF
Carl Friedrich von WEIZSÄCKER
Maria WIMMER
Franz WIEACKER
Hans Georg ZACHAU

Vom Bundesministerium des Innern:

Thomas CONRAD als Protokollführer
Brunhilde REHM

Nach Begrüßung der Ordensmitglieder im Sitzungssaal des Hotels Bad Schachen am 26. September überreichte der Ordenskanzler den anwesenden neuen Ordensmitgliedern Gerhard CASPER, Sir Henry CHADWICK, Walter GEHRING und Robert HUBER die Urkunde über die Mitgliedschaft im Orden, das Krönchen auf Bandsteg und die Miniatur des großen Ordenszeichens.

Den Nachmittag des 26. September nutzten die Mitglieder – unter Beteiligung der Damen – zu einer Diskussionsrunde über ein philosophisch-theologisches Thema, den Vormittag des 27. September zum Thema »Einfluß der Wissenschaft – Verantwortung der Wissenschaftler«.

Die interne Ordenstagung klang mit einem Ausflug nach St. Gallen mit Besichtigung der Stiftskirche und -bibliothek und einem anschließenden Abendessen in Bregenz aus.

*Interne Tagung des Ordens Pour le mérite für Wissenschaften
und Künste
am 26. und 27. September 1993 in Bad Schachen*

Die Diskussionen im Kreis der Ordensmitglieder waren diesmal zwei Themen gewidmet.

Die Aussprache über ein philosophisch-theologisches Thema hatten die Herren E. Jüngel und H. G. Gadamer vorbereitet.

Das Thema »Einfluß der Wissenschaft – Verantwortung der Wissenschaftler« wurde einführend durch die Herren H. Maier-Leibnitz und C. F. von Weizsäcker dargestellt; ergänzende Beiträge kamen von den Herren H. B. G. Casimir, H. Giersch und V. F. Weisskopf.

Die Diskussionen, die der Tradition des Ordens folgend nicht aufgezeichnet wurden, waren bei beiden Themen lebhaft. Im folgen-

den werden schriftliche Fassungen bzw. Kurzfassungen der Vorträge sowie eine Diskussionsbemerkung zum letzten Vortrag wiedergegeben.

EBERHARD JÜNGEL

ZUM WESEN DES CHRISTENTUMS

I.

Was ist das eigentümlich Christliche? Was ist das Wesen des Christentums? Dieser Frage soll ich mich stellen. Ich zitiere zunächst zwei Antworten:

1. »Das Christentum ist die paradoxe Wahrheit, ... daß das Ewige einmal in der Zeit gegenwärtig geworden ist.«¹ Mehr braucht man nicht zu wissen. »Selbst wenn die [diesem Ereignis des Zeitlichwerdens der Ewigkeit] gleichzeitige Generation nichts anderes hinterlassen hätte als die Worte: ›Wir haben geglaubt[,] daß der Gott anno so und so sich gezeigt hat in der geringen Gestalt eines Knechts, unter uns gelebt und gelehrt hat, und alsdann gestorben ist« – das ist mehr als genug ...; denn diese kleine Anzeige, dies weltgeschichtliche N.B. reicht zu ...«.² So Kierkegaard, der das Christentum als Ausdruck des Glaubens an die Menschwerdung Gottes und als nichts anderes begriffen wissen will. Doch jenes kleine weltge-

¹ S. Kierkegaard, Das Buch über Adler, Gesammelte Werke, 36. Abt., neugeordnet und übersetzt von H. Gerdes, 1962, 49f.

² S. Kierkegaard, Philosophische Brocken oder ein Bröckchen Philosophie, hg. von Johannes Climacus, Gesammelte Werke, 10. Abt., übersetzt von E. Hirsch, 6. Tausend, 1967, 101.

schichtliche *Nota Bene* hat es in sich. Denn der Glaube an die Menschwerdung Gottes bestimmt zutiefst die Existenz derer, die daran glauben, ja nach deren Selbsteinschätzung nicht nur ihre eigene Existenz, sondern die Existenz der Welt. Und insofern gehört zu dieser ersten, der Kierkegaardschen Antwort auf die Frage nach dem Wesen des Christentums, die zweite, die reformatorische Antwort: »Letztendlich ist das Christentum *Freiheit*: Postremo, libertas est christianismus.«⁵ Diese knappe Wesensbestimmung des Christentums durch den jungen Melanchthon hat offensichtlich auch philosophisch überzeugt. Mit freilich anderen Konnotationen als der Reformator haben später z. B. Fichte⁴ und Hegel⁵ das Christentum als *Religion der Freiheit* aufgefaßt und dabei wiederum der Reformation eine wesentliche Rolle für die geschichtliche Verwirklichung der als Wesen des Christentums verstandenen Freiheit zuerkannt. Und selbst Karl Marx hat – wohl im direkten Anschluß an Hegel, der in der französischen Revolution »in anderer Gestalt die luther'sche Reformation vollbracht« sah⁶ – als »Deutschlands *revolutionäre* Vergangenheit ... die *Reformation*« identifiziert, insofern »Luther ... die Knechtschaft aus *Devotion* besiegt«, dafür allerdings »die Knechtschaft aus *Überzeugung* an ihre Stelle gesetzt hat.«⁷

³ *Ph. Melanchthon*, *Loci communes*. 1521, hg. von *H. Engelland*, in: *ders.*, *Werke in Auswahl*, hg. von *R. Stupperich*, Bd. II/1, 1952, 128, 23.

⁴ Vgl. *J. G. Fichte*, *Die Staatslehre, oder über das Verhältniss des Urstaates zum Vernunftreiche*, in: *J. G. Fichte's sämtliche Werke*, hg. von *I. H. Fichte*, Bd. 4 (2. Abt., Bd. 2), 1845 = 1965, 369–600, 522, 531ff.

⁵ Vgl. *G. W. F. Hegel*, *Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie*, Bd. 1: *System und Geschichte der Philosophie*, hg. von *J. Hoffmeister*, 1940, PhB 166, 63; *Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte*, hg. von *F. Brunstädt* (Reclam), 1961, 359, 459. Dazu *W. Pannenberg*, *Die Bedeutung des Christentums in der Philosophie Hegels*, in: *ders.*, *Gottesgedanke und menschliche Freiheit*,² 1978, 78–113.

⁶ Vgl. *G. W. F. Hegel*, *Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie*, *Sämtliche Werke. Jubiläumsausgabe*, hg. von *H. Glockner*, Bd. 19, ⁴1965, 526.

⁷ *K. Marx*, *Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. Einleitung*, *Marx – Engels – Werke*, Bd. 1, 1961, 385f.

2. Ich halte die Kennzeichnung des Christentums als *Glauben an die Menschwerdung Gottes* und eben deshalb als *Religion der Freiheit* für zutreffend und möchte sie im folgenden ein wenig explizieren. Vorausgesetzt ist bei dem folgenden Versuch, das Wesen des *Christentums* zu bestimmen, immer, daß das Wesen der *Religion* – jedenfalls aus der Sicht des Christentums – »weder Denken noch Handeln«⁸ ist, weder theoretisches Wissen noch moralische Praxis, sondern eben *Glauben*. Glauben aber ist ein die eigene Existenz sammelndes, ein mein ganzes Leben konzentrierendes *Vertrauen auf Gott* und als solches zwar keine Erfahrung in der Reihe weltlicher Erfahrung, wohl aber eine Erfahrung mit diesen weltlichen Erfahrungen: eine Erfahrung mit der Erfahrung, in der der Glaubende sich inmitten aller Bedrohung durch die Möglichkeit des Nichtseins als von Gott ins Sein gerufen und zu ewigem Sein bestimmt erfährt. Daß der solchermaßen vom Denken und vom Handeln unterschiedene Glaube – Schleiermacher nannte ihn eine »eigene Provinz im Gemüte«⁹ – dann, schon um sich selbst zu verstehen, seinerseits das *Denken* ruft und also als *fides quaerens intellectum* existiert, und daß er, weil er die Welt zu einem wenigstens halbwegs gelingenden Gleichnis des Reiches Gottes gestalten will, zum *Handeln* anleitet: daß der Glaube sich also mit Denken und Tun *verbindet*, darf doch nicht darüber hinweg täuschen, daß Religion in ihrem Wesen weder Denken noch Handeln, sondern eben *Glauben*¹⁰ ist. Unter dieser Voraussetzung soll nun nach dem Proprium der *christlichen Religion* gefragt werden.

⁸ F. D. E. Schleiermacher, *Über die Religion. Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern* [1799], PhB 255, hg. von H.-J. Rothart, 1961, 29.

⁹ A.a.O. 20.

¹⁰ Die *fides quaerens intellectum* intendiert also keine sich vom Glauben emanzipierende Gnosis, sondern eine durch den *intellectus fidei* ermöglichte Intensivierung des Glaubens, so daß es sich nahelegt, von einer *fides quaerens intellectum quaerentem fidem* zu reden.

Dabei muß der Fragende sich allerdings eines *methodologischen Problems* bewußt sein, das mit der Frage nach dem Wesen des Christentums unlösbar verbunden ist: eines methodologischen Problems, das sich bereits anmeldet, wenn z. B. der *Reformation* eine besondere hermeneutische Funktion für die Bestimmung des Wesens des Christentums zuerkannt wird. »Mit welchem Recht?« – werden römisch-katholische oder orthodoxe Christen fragen. Und damit ist das methodologische Problem unübersehbar zur Stelle. Es läßt sich in die Frage kleiden, *wo* genau sich das Wesen des Christentums zu erkennen gibt. Ich illustriere zunächst die Bedeutung dieses methodologischen Problems an einer klassischen Kontroverse.

II.

Unter dem Titel »Das Wesen des Christentums« hat der frühere Kanzler dieses Ordens Adolf von Harnack zu Beginn dieses Jahrhunderts eine vielbeachtete Vorlesung für Hörer aller Fakultäten gehalten, die alsbald veröffentlicht wurde und – in 14 Sprachen übersetzt – eine außerordentliche Verbreitung fand.¹¹ Obwohl der Ausdruck »Wesen des Christentums« vermutlich eine pietistische Wortbildung ist,¹² ist er nach einer Bemerkung von Ernst Troeltsch erst durch Harnacks Vorlesungen »ein allgemein bekannter und ge-

¹¹ *A. v. Harnack*, Das Wesen des Christentums. Neuauflage zum fünfzigsten Jahrestag des ersten Erscheinens mit einem Geleitwort von *R. Bultmann*, 1950.

¹² Als ältester bekannter Beleg gilt eine Predigt des Bengel-Schülers *Ch. A. Crusius*, die *J. A. Ernesti* 1762 in seiner Zeitschrift »Neue theologische Bibliothek« besprochen hat. *Ph. J. Spener* (Der Evangelische Glaubens-Trost, 1695, Bd. 2, 105) nennt, rückbezogen auf das Christentum, die Wiedergeburt »das rechte Wesen davon«. Vgl. *H. Hoffmann*, Zum Aufkommen des Begriffs »Wesen des Christentums«, Zeitschrift für Kirchengeschichte, Jg. 45, 1927, 452–459, 456f.

brauchter«¹⁵ Ausdruck geworden. Troeltsch bemerkt das in kritischer Absicht und stellt gegenüber dem geläufig gewordenen Gebrauch des Ausdrucks, aber auch im Sinn einer kritischen Rückfrage an Harnacks Vorgehen, die Frage »Was heißt »Wesen des Christentums«?¹⁶ Die Frage ist in der Tat unerlässlich.

1. Harnack hatte seine Aufgabe, das Wesen des Christentums zu bestimmen, »als eine rein historische« verstanden. Es ging ihm darum, »das Wesentliche und Bleibende in den Erscheinungen auch unter spröden Formen zu erkennen, es herauszuheben und verständlich zu machen«.¹⁴ Gegenstand dieser angeblich rein historischen Fragestellung ist die Verkündigung Jesu und die »Gesamterscheinung der von ihm ausgegangenen Wirkungen«.¹⁵ Den »geschichtlichen Befund, gegliedert, aber in seiner Totalität« darzustellen »und aus ihm das Wesentliche« zu »entnehmen«,¹⁶ ist das Ziel des angeblich rein historischen Verfahrens, von dem ausdrücklich jede »apologetische und ... religionsphilosophische Betrachtung« ausgeschlossen sein soll.¹⁷

Troeltsch hielt einen solchen methodologischen Standpunkt indessen für eine Selbsttäuschung. Obwohl er Harnacks historische Kunst bewunderte und die Ergebnisse seiner Geschichtsforschungen weitgehend übernahm, widersprach er der hermeneutischen Einstellung Harnacks mit der Forderung, sich der systematischen Voraussetzungen bewußt zu werden, die ein »Suchen nach dem Wesen des Christentums« einschließt. Denn nach dem »Wesen des Christentums« fragen, das heißt für Troeltsch: »das organisierende und hervorbrin-

¹⁵ E. Troeltsch, Was heißt »Wesen des Christentums«?, in: Die Christliche Welt, 1903, wieder abgedruckt in: *ders.*, Zur religiösen Lage, Religionsphilosophie und Ethik, Gesammelte Schriften, Bd. 2, ²1922 = 1962, 386–451, 386.

¹⁴ A. v. Harnack, a.a.O. XVII.

¹⁵ A.a.O. XVIII.

¹⁶ A.a.O. XXII.

¹⁷ A.a.O. 4.

gende Prinzip der Fülle von Lebenserscheinungen suchen, die wir das Christentum nennen«. ¹⁸ Doch welche Lebenserscheinungen zählen wir zu *Recht* zum Christentum, so daß sie auf dasselbe »organisierende und hervorbringende Prinzip« zurückgeführt werden können? Welche sich als christlich verstehenden Lebenserscheinungen sind hingegen eher als *Entartungen* des Christentums anzusehen, so daß sie gerade nicht auf dasselbe »organisierende und hervorbringende Prinzip« zurückverweisen, also nicht als Ausweisungen des Wesens des Christentums in Betracht kommen? Und nach welchem *Kriterium* kann man derart unterscheiden?

Nach dem Urteil Troeltschs vermag die angeblich rein historisch-induktive Fragestellung Harnacks diesen Fragen nicht zu genügen und also die Aufgabe der Wesensbestimmung nicht zu lösen. Ist doch die »Wesensbestimmung« nach Troeltsch »eine Aufgabe höherer Ordnung«, die sich nur »an dem Punkte des Uebergangs der empirisch-induktiven Geschichte zur Geschichtsphilosophie« ¹⁹ angemessen stellen und lösen läßt.

2. Das von Troeltsch markierte methodologische Problem war in anderer Gestalt auch früheren Zeiten vertraut: so z. B. dem *Pietismus* mit seiner Frage nach dem »wahren Christentum« bzw. nach seinem »rechten Wesen«. In wieder anderer Gestalt war das Problem der *Aufklärung* vertraut mit ihrer Unterscheidung zwischen »zufälligen Geschichtswahrheiten« (bzw. »Verités de Fait« oder »Verités Positives«) und – durchaus in der Geschichte anschaulich werdenden – »notwendigen Vernunftwahrheiten« (bzw. »Verités de Raison« oder »Verités Eternelles«) ²⁰ und der ihr parallel gehenden Unterscheidung zwischen vernünftigem (natürlichem) Religionsglauben und

¹⁸ E. Troeltsch, a.a.O. 394.

¹⁹ A.a.O. 398.

²⁰ Vgl. *G. E. Lessing*, Über den Beweis des Geistes und der Kraft, Gesammelte Werke, Bd. 8, hg. von *P. Rilla*, ²1968, 12; *G. W. Leibniz*, Essais de Théodicée, in: *ders.*, Die philosophischen Schriften, Bd. 6, hg. von *C. J. Gerhardt*, 1978, 1–471, 50 u. 404.

statuarischem Kirchenglauben (Geschichtsglauben). Das Problem stellt sich verschärft, wenn man wie Fichte der Meinung ist, daß das Christentum in »seinem wahren Wesen noch nie zu allgemeiner und öffentlicher Existenz gekommen« ist und dennoch bereits »gewirkt« habe, »um nur erst sich selbst den Weg zu bahnen und die Bedingungen seiner öffentlichen Existenz hervorzubringen«.²¹

Troeltsch hat daraus dann die Konsequenz gezogen, daß für die Bestimmung des Wesens des Christentums der jeweilige als wahrhaft christlich behauptete Standpunkt ausschlaggebend sei, insofern ihm eine eminent kritische Funktion bei der unerläßlichen Unterscheidung des Relevanten und Irrelevanten, des Wesentlichen und Wesenswidrigen oder auch nur Unwesentlichen zukommt: »Der protestantische Standpunkt gegenüber dem katholischen, der kirchliche gegenüber dem individualistischen, der sektenhafte gegenüber dem kirchlichen, die Kirche, Sekte und Mystik zusammenschauende Synthese: alles das sind als Wesensbegriffe zugleich kritische Stellungnahmen und Ausscheidungen des Unwesentlichen oder Wesenswidrigen«.²² Troeltsch folgerte daraus, daß der »einheitliche Gedanke des Wesens ... doch überhaupt nur im Denken des zusammenfassenden Historikers« existiere, und zwar »nicht bloß« als »*Abstraktion aus den Erscheinungen, sondern zugleich*«, als »*Kritik an den Erscheinungen*«.²³

3. Den Maßstab für diese sich gleichermaßen als Abstraktion und als Kritik vollziehende Wesenserfassung findet das Denken nach Troeltsch nur so, daß sich der Denkende »rein dem Eindruck der Sache hingibt«. Das aber vermag nur »eine zugleich exakt-historisch gebildete und religiös-ethisch durchgearbeitete Persönlichkeit«.²⁴ Dadurch kommt nun aber ein ausgesprochen persönliches und sub-

²¹ J. G. Fichte, Die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters, in: *ders.*, a.a.O., Bd. 7 (3. Abt., Bd. 2), 1846 = 1907, 3–256, 186.

²² E. Troeltsch, a.a.O. 406.

²³ A.a.O. 406f.

²⁴ A.a.O. 408.

jektives Moment in die Wesensbestimmung des Christentums, so daß diese »niemand anbewiesen und aufgezwungen werden kann«. Das ist allerdings sachgemäß. Im Grunde läuft die Aufgabe einer Wesensbestimmung des Christentums auf dasselbe hinaus »wie die immanente Kritik irgendeines Buches«. An die Stelle des historischen Beweises tritt die historische Meisterschaft, die durch die Ko-präsenz anderer Meister korrigierbar ist. »Daß der Historiker wirklich den Hauptzug richtig treffe, wirklich die Verkehungen und die Zufälle scharf erkenne, das hängt lediglich von seiner Vertiefung in die Tatsachen und von der Reife seiner Urteilskraft ab, ist also eine Sache historischer Meisterschaft. Die verschiedenen Meister können sich hier gegenseitig korrigieren und durch solche Korrektur die Erkenntnis fördern. Die Stümper, die Doktrinäre, die Fanatiker, die Engherzigen, die Subalternen und die Spezialisten [sic!] aber sollen die Hand davon lassen.«²⁵

Bleibt freilich die Frage, *wo* man bei der »Vertiefung in die Tatsachen« den besten »Eindruck der Sache« empfängt. Harnack hatte *den historischen Jesus und seine Verkündigung*, also die anfänglichste Tatsache, auf die sich das Christentum bezieht, privilegiert. Daran ist insofern anzuknüpfen, als auf jeden Fall der in den neutestamentlichen Schriften erkennbare *Ursprung* des Christentums konstitutiv für dessen *Wesen* ist. Doch die Frage nach dem *Ursprung* des Christentums wirft ein neues, ja sie wirft das eigentliche Problem im Blick auf die Bestimmung des Wesens des Christentums auf.

4. Harnack nannte das, was Jesus zu sagen hatte (im Anschluß an Mt 5,1 ff. 28 f. und Lk 4,18–21) »sein Evangelium«:²⁶ »Was ist christliche Religion? Wo haben wir den Stoff zu suchen? Die Antwort erscheint einfach und zugleich erschöpfend: *Jesus Christus und sein Evangelium*«. ²⁷ Da aber »jede große, wirksame Persönlichkeit einen Teil ihres Wesens erst in denen offenbart, auf die sie wirkt«, muß als

²⁵ Ebd.

²⁶ Vgl. *A. v. Harnack*, a.a.O. 180, Anm. zu 6.

²⁷ A.a.O. 6.

»Stoff« der christlichen Religion auch die »Geschichte des Evangeliums« berücksichtigt werden, »wenn wir sein Wesen kennen lernen wollen«. ²⁸

Doch Harnack selber hatte – historisch durchaus zutreffend – konstatiert, daß »das Evangelium, wie es Jesus verkündigt hat«, nicht die Person Jesu selber zum Gegenstand der Verkündigung hat: »Nicht der Sohn, sondern allein der Vater gehört in das Evangelium, wie es Jesus verkündigt hat, hinein«. ²⁹ Angesichts dieser historisch durchaus zutreffenden Bemerkung erhebt sich nun allerdings die entscheidende Frage, ob ohne den *Glauben an Jesus als den Sohn Gottes, als den Christus, als den Herrn* – oder wie immer die sogenannten christologischen Hoheitstitel lauten – überhaupt von christlicher Religion bzw. vom Christentum die Rede sein kann. Immerhin wird im Neuen Testament der Ausdruck *Evangelium* überwiegend gerade nicht als Bezeichnung dessen, was Jesus verkündigt hat, gebraucht, sondern vielmehr als Bezeichnung derjenigen Verkündigung, die den Verkündiger Jesus nun seinerseits verkündigt: als Christus, Sohn Gottes usw. Harnack hat denn auch in einer später angefügten Anmerkung ausdrücklich eingeräumt: »Daß Jesus in das Evangelium, wie es Paulus und die Evangelien verkündigt haben, nicht nur hineingehört, sondern den eigentlichen Inhalt dieses Evangeliums bildet, braucht nicht erst gesagt zu werden«. ³⁰

²⁸ A.a.O. 6f. Folglich »können wir auch die christliche Religion nur auf Grund einer vollständigen Induktion, die sich über ihre gesamte Geschichte erstrecken muß, recht würdigen«: a.a.O. 7.

²⁹ A.a.O. 86.

³⁰ A.a.O. 183, Anm. zu 86; Harnack meint denn auch, in seinen Vorlesungen gezeigt zu haben, wie »es zu diesem Übergang [sc. von dem Evangelium, wie es Jesus verkündigt hat und in das er nicht hineingehört, zu dem von Paulus und den Evangelisten verkündigten Evangelium, dessen eigentlichen Inhalt Jesus Christus bildet] gekommen ist und inwiefern er zurecht besteht« (ebd.). Doch genau diese Aufgabe haben die berühmten Vorlesungen Harnacks wohl eher verharmlost als gelöst.

5. Dann aber stellt sich als die eigentliche Grundfrage der christlichen Theologie die Frage, »wie es zu verstehen ... ist, daß aus dem Verkündiger Jesus der Verkündigte Jesus Christus wird«. Rudolf Bultmann hat in dieser – von ihm in scharfer Präzision gestellten – Frage »das Problem der neutest. Theologie überhaupt« wahrgenommen und systematisch erläuternd hinzugefügt: »Es kann auch als das Problem des Inkognito Christi bezeichnet werden«. ⁵¹ Das Problem des Inkognito Christi aber ist identisch mit dem kleinen weltgeschichtlichen *Nota Bene* – wie Kierkegaard formuliert hatte –, »daß der Gott anno so und so sich gezeigt hat in der geringen Gestalt eines Knechts, unter uns gelebt und gelehrt hat, und alsdann gestorben ist«. ⁵² Denn daß der Verkündiger zum Verkündigten geworden ist, das läßt sich nur verstehen, wenn sich Gott selbst mit dem ihn und sein Reich verkündigenden Jesus so identifiziert hat, daß man von einer Menschwerdung Gottes reden muß. Genau das aber glauben die Christen. Und sie glauben zugleich, daß auch dieser ihr Glaube aus dem geglaubten Ereignis der Menschwerdung Gottes allererst hervorgegangen ist. Der christliche Glaube weiß sich durch das, was er glaubt, begründet. Er weist also ständig von sich selber weg, indem er auf seinen *Grund* hinweist, der zugleich sein *Gegenstand* ist. Diese Zirkelstruktur ist dem christlichen Glauben wesentlich. Es gehört zum Wesen des Christentums, daß zwar dessen Wahrheit sich nur dem Glauben erschließt, daß aber der Glaube in strikter Selbstlosigkeit nicht an sich selber, sondern allein an seinem Grund und Gegenstand interessiert ist: eben an der geglaubten Menschwerdung Gottes in Gestalt der Identifikation der Ewigkeit mit der Zeit des Menschen Jesus. Doch mit der Rede von

⁵¹ Karl Barth – Rudolf Bultmann, Briefwechsel 1922–1966, hg. von B. Jaspert, Karl Barth-Gesamtausgabe, Bd. V/1, 1971, 63. Vgl. R. Bultmann, Theologie des Neuen Testaments, hg. von O. Merk, ⁹1984, 35.

⁵² S. Kierkegaard, Philosophische Brocken oder ein Bröckchen Philosophie, hg. von Johannes Climacus, a.a.O. 101; R. Bultmann bezieht sich in seinem Brief an Karl Barth auf dieses »weltgeschichtliche N. B.«.

der Menschwerdung Gottes sind wir bereits von der formalen, methodologischen Problematik zur materialen Bestimmung des Wesens des Christentums übergegangen.

III.

Das Christentum unterscheidet sich von allen anderen Religionen – aber auch von allen möglichen Lebenseinstellungen und Weltanschauungen – sehr elementar dadurch, daß die Christen sich zu einem Menschen als ihrem Gott bekennen. Das Christentum ist definiert durch den Glauben an Jesus Christus. Insofern ist das Wesen des Christentums in einem *Namen* ausgesagt.

1. Für diesen Namen ist es allerdings charakteristisch, daß er Ausdruck eines *Geheimnisses*, eines *Mysteriums* ist. Ich betone: eines *Geheimnisses* und nicht etwa eines *Rätsels*. Wer des Rätsels Lösung kennt, für den hat das Rätsel seine Rätselhaftigkeit verloren. Wem sich indessen ein Geheimnis so erschließt, daß er *verstehend* in es einzudringen vermag, für den steigert sich die Geheimnishaftigkeit des Geheimnisses noch. Das Geheimnis sperrt sich also gegen das Verstehen nicht, sondern es will ergriffen und verstanden werden, und je intensiver es ergriffen und verstanden wird, desto geheimnisvoller wird es. Goethe hat durchaus auch den biblischen Begriff des *μυστήριον* erfaßt, wenn er – freilich im Blick auf die Natur – formuliert: »So *ergreifet* ohne Säumniß/Heilig öffentlich Geheimniß«. ³⁵ Das gilt erst recht von dem Mysterium, das mit dem Namen Jesu Christi gegeben ist.

Dieser Name war ja ursprünglich kürzer. Zu Lebzeiten hieß der Träger dieses Namens nur *Jesus*. Aus *Jesus* ist dann *Jesus Christus* geworden. *Christus*, hebräisch *Messias*, der *Gesalbte*, war ursprünglich ein Titel, der die im Namen Gottes kommende endzeitliche Richter-

³⁵ *J. W. v. Goethe*, Epirrhema, Weimarer Ausgabe, Bd. 3, 1890, 88.

und Erlösergestalt bezeichnete, deren Wort und Tat endgültig, definitiv ist. Von einem bestimmten Zeitpunkt an – vermutlich erst nach seinem Tod – wurde dieser Titel (neben anderen sogenannten Hoheitstiteln wie »Herr«, »Menschensohn«, »Heiland«, »Davidsohn«, »Sohn Gottes« usw.) dem Menschen Jesus zugelegt. Damit sollte die religiöse Gewißheit zum Ausdruck gebracht werden, daß in der Geschichte dieses Menschen Gott selbst auf definitive Weise richtend und erlösend am Werke war: Gott war in Christus, die Welt mit sich versöhnend – formuliert der Apostel Paulus diese Gewißheit (2Kor 5,19). Das Christentum entstand, als der Glaube an Jesus *als* den Christus (*als* den Herrn, *als* den Menschensohn, *als* den Heiland, *als* den Davidsohn, *als* den Gottessohn usw.) entstand. Dieses »christologische Als« – wie ich es nennen möchte – birgt das eigentliche Geheimnis der Person, an die die Christen glauben und von der her sie sich selbst verstehen.

Dabei ist dies allerdings entscheidend, daß alle sogenannten christologischen Hoheitstitel nicht nur für ihren Träger bedeutsam sind, sondern auch für die, die ihm diese Titel bekennd zusprechen. Die christologischen Hoheitstitel qualifizieren nicht nur den Titulierten, sondern auch die Titulierenden, und zwar so, daß sie sich nun von dem Titulierten her ganz neu verstehen. Sie gewinnen ein neues Selbstverständnis, das Selbstverständnis von *Christen*, in dem sie sich zu Jesus als den Christus bekennen.

Von den vielen Titeln ist der Christustitel dann so sehr mit der Person des Menschen Jesus verschmolzen, daß er aufhörte, ein bloßer Titel zu sein, und zum Bestandteil des Namens dieser Person wurde. Der Träger dieses Namens ist damit gekennzeichnet als diejenige Person, deren Geschichte über alle Geschichte entscheidet. Die Antwort auf die Frage nach dem Wesen des Christentums ist also letztlich die Antwort auf die Frage, wie und warum es zum Glauben an Jesus *als* den Christus – oder kürzer: zum Glauben an Jesus Christus – gekommen ist. Wer die Namenserweiterung von *Jesus* zu *Jesus Christus* verstanden hat, der hat das Wesen des Christentums verstanden.

Steht doch mit dieser Namenserweiterung nicht nur das Verständnis

jener Person, die vor nunmehr fast zweitausend Jahren gelebt hat, zur Entscheidung. Mit dem Namenszusatz, der aus Jesus den als Christus, als Kyrios, als Sohn Gottes geglaubten Menschen werden ließ, steht zugleich zur Entscheidung, was in Wahrheit *Gott* genannt zu werden verdient und was *wahres Menschsein* bedeutet. Und da Menschsein immer im Kontext der *Welt*, da Menschsein immer nur als Schon-in-der-Welt-Sein sich ereignet, steht mit dem Verständnis des Namens Jesus Christus für den Christen nicht weniger als das Verständnis von Gott, Mensch und Welt, also nicht weniger als alles auf dem Spiel.

2. Wer das Eigentümliche oder das Wesen des Christentums bestimmen will – und dadurch zumindest indirekt und implizit auch eine Entscheidung über das Verhältnis des Christentums zu anderen Religionen, Lebenseinstellungen und Weltanschauungen trifft –, darf also nicht von der Voraussetzung ausgehen, daß zumindest die sogenannten Weltreligionen eine relativ große Menge gemeinsamer Überzeugungen und Grundeinstellungen haben und daß dann »zu diesem allen Gemeinsamen nur in jeder« Religion »noch einiges Besondere hinzukomme«. Gegen diese »herrschende Ansicht« hatte bereits Schleiermacher die grundlegende Einsicht geltend gemacht, »daß in allen [sc. Religionen »der höchsten Stufe«] zwar dasselbe sei, aber in jeder alles auf andere Weise«. ⁵⁴ Schleiermacher leitet mit diesem Grundsatz dazu an, die Religion in einer gewissen Analogie zur individuellen menschlichen Person zu begreifen, für die ja ebenfalls gilt: »jeder Mensch hat alles das, was der andere [auch hat], aber alles anders bestimmt«. ⁵⁵ Ist aber in allen Religionen alles, jedoch in jeder Religion alles auf andere Weise, dann kann das Christentum sich zu anderen Religionen nicht »verhalten ... wie die wahre [sc. Religion] zu den falschen«. Hat jede Religion alles, was

⁵⁴ F. D. E. Schleiermacher, Der christliche Glaube nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche im Zusammenhange dargestellt, aufgrund der zweiten Auflage ... hg. von M. Redeker, Bd. 1, § 10, ⁷1960, 66.

⁵⁵ A.a.O. 67.

die andere auch hat, aber alles anders bestimmt, dann muß auch für das Verhältnis der Religionen zueinander die »Maxime« gelten, »daß der Irrtum nirgend an und für sich ist, sondern immer nur an dem Wahren, und daß er [sc. der Irrtum] nicht eher vollkommen verstanden« wird, »bis man seinen Zusammenhang mit der Wahrheit ... gefunden hat«. ⁵⁶

Die für die Kennzeichnung des Wesens des Christentums entscheidende Frage lautet dann: *wodurch* in ihm alles das, was die anderen Religionen auch haben, unverwechselbar bestimmt ist. Bei der Beantwortung dieser Frage wird man zugleich auf den *geschichtlichen Ursprung* der jeweiligen Religion zurückgehen müssen, auf so etwas wie eine – mit dem »besonderen Anfang« einer Religion identische – »Urtatsache«. ⁵⁷ Und diese Urtatsache fällt im Falle des Christentums zusammen mit dem Entstehen des Glaubens an Jesus als den Christus, also mit dem Entstehen der religiösen Gewißheit, daß Gott in der Geschichte des Menschen Jesus definitiv geredet und gehandelt hat: nämlich die Welt versöhnend. Setzt man an die Stelle des Ausdrucks »Versöhnung« den Ausdruck »Erlösung«, dann läßt sich mit Schleiermacher der wesentliche Unterschied des Christentums von allen anderen Religionen dadurch bestimmen, daß im Christentum »alles ... bezogen wird auf die durch Jesus von Nazareth vollbrachte Erlösung«. ⁵⁸

⁵⁶ A.a.O. § 7, 50f.

⁵⁷ Vgl. Schleiermacher, a.a.O. § 10, 68 u. 71. Für Schleiermacher ist allerdings der »besondere Anfang« eine »äußerliche« Größe, während die Modifikation »alles dessen, was in jeder ausgebildeten Glaubensweise derselben Art und Abstufung auch vorkommt«, als »innerliche« Gestaltung verstanden wird: a.a.O. § 10, 64.

⁵⁸ A.a.O. § 11, 74. Schleiermacher ordnet das Christentum allerdings den *monotheistischen* Glaubensweisen der *teleologischen* Richtung zu. Als monotheistische Religionen nennt er das Judentum, das Christentum und den Islam. Die teleologischen Religionen sind dadurch charakterisiert, daß in ihnen »die vorherrschende Beziehung auf die sittliche Aufgabe den Grundtypus der frommen Gemütszustände bildet«: a.a.O. § 9, 61. Ihr Leitbild oder Ideal ist das *Reich Gottes*, für das es werktätig zu

Alles! Ich beschränke mich jetzt allerdings darauf, am *Gottesgedanken* – und damit implizit an dem ihm korrespondierenden *Verständnis des Menschen* – deutlich zu machen, inwiefern der Glaube an Jesus als den Christus und an die durch ihn vollbrachte Versöhnung bzw. Erlösung für die christliche Religion konstitutiv ist. Dabei wird dann auch die Frage ihre Antwort finden, *wie und wodurch* es zum Glauben an Jesus als den Christus, also zum Glauben an einen in der Einheit mit Gott existierenden Menschen gekommen ist. Das Entstehen dieses Glaubens ist im Kontext des Judentums keineswegs selbstverständlich und im Kontext der griechisch-römischen Religiosität erst recht nicht. Der christliche Glaube ist in seiner zentralen Aussage vielmehr »den Juden ein Skandal und den Heiden eine Torheit« (1Kor 1,23). Und wer dieses Befremdliche am Christentum nicht versteht, der hat auch das Christentum nicht verstanden.

IV.

Das Christentum teilt mit anderen Religionen die Überzeugung, daß die »endliche und ... als endlich erkannte Welt (räumlich und zeitlich: die Welt der 100 Milliarden Sonnen, die vom ›Urknall‹ her geworden sind) ... einen von ihr verschiedenen, absoluten, unendlichen Urgrund« hat, »den wir Gott nennen« und der auf keinen Fall »als mit der Welt identisch verstanden werden« kann.⁵⁹ Dem eigentümlich Christlichen nähert man sich, wenn man genauer nach dem

(Fortsetzung Anmerkung 38)

werden gilt. Den teleologischen Religionen entgegengesetzt sind die von Schleiermacher so genannten *ästhetischen* Glaubensweisen, die in den frommen Gemütszuständen »das Sittliche dem Natürlichen unterordnen«: a.a.O. § 9, 59. Das sind vor allem die griechische Vielgötterei (Leitbild und Ideal ist die *schöne Seele*) und der Islam (mit dem Ideal des *Sich-Schickens in unabänderliche göttliche Schickungen*).

⁵⁹ K. Rahner, Über den Absolutheitsanspruch des Christentums, in: *ders.*, Schriften zur Theologie, Bd. 15, 1983, 174.

Verhältnis des unendlichen Gottes zur endlichen Welt fragt. Denn mit dem Begriff des »Urgrundes« ist dieses Verhältnis ja nur erst sehr unscharf angegeben.

1. Das Christentum teilt speziell mit dem Judentum die Auffassung, daß dieses Verhältnis von Gott und Welt als *Schöpfung aus dem Nichts*, als *creatio ex nihilo* zu verstehen ist, und zwar als *creatio ex nihilo mere negativo*. Damit ist behauptet, daß Gott allein *von sich selbst her* ist, während alles andere Sein *ganz und gar restlos von diesem ungeschaffenen göttlichen Sein her* ist, und daß jedes andere Sein als von Gott *gewolltes* und *bejahtes* Sein wirklich wird. Schöpfung heißt, daß Gott anderes als er selbst *bejaht* und deshalb *werden* läßt. Das eigentlich Kreative ist dabei nicht primär der Machtakt des »aus Nichts etwas Machens«, sondern die *Bejahung* dessen, was *werden* soll. *Ja* – ist das schöpferische Urwort, durch das die Kreatur um ihrer selbst willen interessant wird.

Ex nihilo besagt im besonderen, daß Gott in seinem schöpferischen Akt an nichts als an sein eigenes Sein anknüpft. Schöpfung ist demgemäß verstanden als Akt *göttlicher Freiheit*. Doch eben diese schöpferische Freiheit, der sich alles nichtgöttliche Sein verdankt, ist nicht nur die *Herkunft* der geschaffenen Wirklichkeit. Judentum und Christentum verstehen die Schöpfung vielmehr so, daß die Kreatur in der Gestalt des *Menschen* an dieser Freiheit des Schöpfers teilzunehmen bestimmt ist, so daß die Freiheit nicht nur als *Herkunft*, sondern auch als *Zukunft* des Geschöpfes und insofern als *Sinn der Schöpfung* behauptet werden kann. Das Vermögen der Freiheit arbeitet nie nur für den, der es hat, sondern stets zugleich auch für andere. Freiheit will immer an sich selbst teilgeben. Frei sein heißt deshalb immer: befreiend wirken. Und umgekehrt: wer nicht befreiend wirkt, der ist auch selber nicht frei.

Das gilt bereits für die Freiheit des Schöpfers, die sich dem Geschöpf mitteilen will. Daraus folgt, daß die »schlechthinnige Abhängigkeit« des Geschöpfes vom Schöpfer die Selbständigkeit des Geschöpfes nicht etwa bedroht, sondern vielmehr begründet. »Radikale Abhängigkeit und echte Wirklichkeit des von Gott herkömftig Seien-

den wachsen im gleichen und nicht im umgekehrten Maße«. ⁴⁰ Die Freiheit und Selbständigkeit des menschlichen Geschöpfes unterscheidet sich von der Freiheit des Schöpfers allerdings dadurch fundamental, daß der Mensch seine Freiheit *verwirken* kann und faktisch auch immer wieder *verwirkt*.

Nach christlichem Verständnis geschieht dies vor allem dadurch, daß der Mensch die Freiheit selber mißversteht als das Vermögen, sich durch sein eigenes Handeln als Person zu konstituieren und sich als Person selbst zu besitzen. Paulus nannte das »Selbstrechtfertigung durch die eigenen Werke«. Ich will das am Besitzgedanken kurz erläutern.

2. Daß der Mensch *etwas* haben muß, um leben zu können, ist der Bibel selbstverständlich. Doch der seine Freiheit mißverstehende und verwirkende Mensch will nicht nur etwas haben. Er will sich selber haben und meint, wenn er sich selbst besitzt, wie Gott zu sein. Selbsthabe, Selbstbesitz, *possessio sui* ist sein Ideal. »Ich bin. Aber ich habe mich nicht. Darum werden wir erst« – kann man z. B. in Ernst Blochs Tübinger Einleitung in die Philosophie ⁴¹ lesen. Aber auch der unvergleichliche Kant behauptet von dem Menschen, der durch die moralische Stärke seines Willens in Befolgung seiner Pflicht *tugendhaft* geworden ist, er »allein« sei »frei, gesund, reich, ein König usw. . . .: weil er sich selbst besitzt«. ⁴² Wenn ich mich habe, bin ich nach dieser Auffassung ein freier und insofern auch erst ein menschlicher Mensch. Und um mich zu haben, um von mir Besitz ergreifen zu können, muß ich handeln – sei es tugendhaft (Kant), sei es revolutionär (Bloch). Durch mein Handeln konstituiere ich mich als Person, und Personsein heißt Selbstbesitz.

Nach christlichem Verständnis hingegen ist der durch sein eigenes Tun sich selbst in Besitz nehmende Mensch das genaue Gegenteil

⁴⁰ K. Rahner, Grundkurs des Glaubens, 1976, 86.

⁴¹ E. Bloch, Tübinger Einleitung in die Philosophie, Gesamtausgabe, Bd. 13, 1970, 13.

⁴² I. Kant, Metaphysik der Sitten, Akademie-Ausgabe, Bd. 6, 1907, 405.

eines freien Menschen. Frei sein heißt: sich selbst loslassen können, um gerade so handlungsfähig zu werden und durch das eigene Tun etwas anfangen zu können in dieser Welt. Die Unterscheidung von Schöpfer und Geschöpf macht geltend, daß der Mensch gerade nicht sein eigener Schöpfer ist, daß er sich nicht durch sein eigenes Tun als Person konstituieren kann und daß er im Blick auf sich selbst besitzlos ist, also seine Freiheit verwirkt, wenn er sich durch seine Werke als Person konstituieren will. Der Schluß z. B. von unmenschlichen Taten auf das Subjekt solcher Taten als einer unmenschlichen Person ist nach christlichem Urteil illegitim⁴³ – genauso illegitim wie die Identifikation der Person mit ihren gelingenden Leistungen. Und mit dem Willen, sich selbst zu besitzen, begreift sich der Mensch nach dem Modell der *Dinge*, die er hat, verdinglicht er sich also selbst und ist gerade so statt ein freies Ich sein eigener Knecht. Er bedarf der Befreiung, um aufs neue frei zu werden: der Befreiung von sich selbst. Die aber widerfährt ihm nur, indem er sich als Geschöpf von seinem Schöpfer unterscheidet und eben dadurch aus einem Habenden wieder ein Seiender wird, der sich durch sein bloßes Dasein bereits als Person gerechtfertigt weiß.

3. Ist Schöpfung nicht nur der Allmachtsakt des Hervorbringens von bisher nicht Seiendem, sondern dessen Bestimmung zur Teilhabe an der schöpferischen Freiheit Gottes, dann enthüllt sich als das eigentliche göttliche Motiv des Schöpfungsaktes die *Liebe*, die darauf bedacht ist, mit anderem *zusammen zu sein, im Bunde zu sein*. Im Akt der Schöpfung betätigt sich das Sein Gottes als schöpferische Liebe. (Nach christlicher Auffassung ist denn auch allein die Liebe im strengen Sinne des Wortes schöpferisch, kreativ. Denn allein die Liebe kann aus nichts etwas machen. »Amor Dei non invenit, sed creat suum diligibile«.⁴⁴)

⁴³ Die Kategorie des *Unmenschen* ist nach theologischem Urteil selber eine unmenschliche Kategorie.

⁴⁴ *M. Luther*, Weimarer Ausgabe, Bd. 1, 365, 2.

Erweist sich aber als eigentliches Motiv der Schöpfung die Liebe, die darauf bedacht ist, mit anderem zusammen zu sein (im Bunde zu sein), dann sind *Seinsaussagen* im theologischen Urteil grundsätzlich *Relationsaussagen*. Sein heißt Zusammensein. Und alles, was das Zusammensein hindert oder gar zerstört, ist schöpfungswidrig.

V.

Erst auf diesem Hintergrund wird die *religiöse Polemik* verständlich, durch die sich das alttestamentliche Judentum und das neutestamentliche Christentum von »toleranteren« Religionen unterscheiden. In überspitzt anthropomorpher Redeweise ausgedrückt, ist es die *Eifersucht der Liebe*, die keine anderen Götter neben sich duldet.

1. Christentum und Judentum sind sich denn auch, als sie als Religionen auseinandertraten, dennoch darin einig geblieben, daß der von ihnen verehrte Gott der einzig wirkliche, der wahre Gott ist, daß mithin jedwede Verehrung anderer Götter als Götzendienst und Aberglauben zu identifizieren sei. Im Alten Testament werden die mit Jahwe konkurrierenden Gottheiten, deren numinoser Rang zunächst nicht bestritten wurde, schließlich als Vanitäten, als Nichtse und Impotenzen karikiert (Jes 41,24). Sie sind weder des Vertrauens noch der Furcht der Menschen wert (2Kön 5,15; 19,15ff.; Jes 43,11; Ps 96,5). Im Blick auf sie entstand die – von Nietzsche dann rezipierte – Rede vom Tod der Götter (Ps 82,7; Jes 2,18.20; 24,21ff.; Lev 26,30). Im Neuen Testament werden sie als φύσει μὴ ὄντες θεοί (Gal 4,8) dem einzig wahren Gott gegenübergestellt, der als Vater Jesu Christi mit diesem zusammen allein des Glaubens würdig ist. Die Heidenchristen werden im Blick auf ihre heidnische Vergangenheit, in der sie doch als Verehrer ihrer heidnischen Gottheiten durchaus religiöse Menschen waren, dennoch pointiert ἄθεοι ἐν τῷ κόσμῳ, in dieser Welt Gottlose, Atheisten also, genannt (Eph 2,12). Das Christentum bleibt dem Judentum darin verwandt, daß seine

Gottesverehrung von polemischer Exklusivität ist. Dabei verbindet sich die Rede von dem einen und einzigen Gott mit dem Begriff der Wahrheit. Der lebendige Gott ist der wahre Gott (1Thess 1,9). Christ werden heißt, zur Erkenntnis der Wahrheit kommen (1Tim 2,4; Hebr 10,26), so daß die Verehrung der heidnischen Gottheiten als ein durch Unwissenheit und Irrtum gekennzeichnetes Verhalten erscheint (vgl. Jer 10,25 u. Ps 78,6 mit Gal 4,8f.; Act 17,30; Tit 3,3). Ist in ihnen – nach der Einsicht Schleiermachers – zwar auch alles präsent, was im Christentum präsent ist, aber alles in anderer Weise, so muß man dann wohl sagen, daß in ihnen alles in einer den wahren Gott problematisierenden Weise präsent ist.

2. Genau diese Entgegensetzung des einen wahren Gottes und der Götter, die doch von Natur (φύσει) keine Götter sind, entspricht nun aber paradoxerweise einer im Heidentum selbst, genauerhin in der Philosophie der Griechen entstandenen Entgegensetzung, der sie auch terminologisch verpflichtet ist.⁴⁵ Denn die neutestamentliche Rede von den Göttern, die von Natur keine Götter sind, ist philosophischen Ursprungs. Von dem Sokratesschüler Antisthenes wird überliefert, er habe unterschieden zwischen dem einen Gott, der von Natur Gott sei, und den vielen durch das Gesetz zur Verehrung bestimmten Göttern: τὸ κατὰ νόμον εἶναι πολλοὺς θεοὺς κατὰ δὲ φύσιν ἕνα.⁴⁶ Augustinus nimmt auf diese vorchristliche Entgegensetzung Bezug, wenn er eine aus den »Antiquitates rerum humanarum et divinarum« des Varro († 27 v. Chr.) referierte Dreiteilung von mythischer, politischer und natürlicher Theologie auf die richtigere Zweiteilung von dei naturales und dei ab hominibus instituti reduziert wissen will.⁴⁷

⁴⁵ Zum folgenden vgl. *W. Jäger*, Die Theologie der frühen griechischen Denker, 1953, 9–12, 217–220.

⁴⁶ *Philodemos*, Περί εὐσεβείας, 72, Gomperz; zit. nach *W. Jäger*, a.a.O. 220. Vgl. *Cicero*, De natura deorum I, 13, 32.

⁴⁷ Vgl. *Augustinus*, De civitate Dei, VI,6 mit IV,27 und VI,5, Corpus Scriptorum Ecclesiasticorum Latinorum (= CSEL), Bd. 40/1, 280–283, 197–199, 278–280.

Die mythische Theologie der Dichter, die die Götter allzumenschlich zur Sprache bringt, und die politische Theologie, die darüber entscheidet, welche Götter von Staats wegen anzubeten und durch welche heiligen Handlungen und Opfer sie zu verehren sind, setzen nach Augustinus an die Stelle des einen und wahren Gottes menschliche Erfindungen, während die natürliche Theologie wenigstens als entfernter Anknüpfungspunkt für die christliche Theologie – nach Augustin die »wahre Theologie« – in Betracht kommt, insofern die natürliche Theologie dem Polytheismus und der Partikularität des *genus fabulare* und des *genus civile theologiae* die Einzigartigkeit und die Universalität Gottes entgegensetzt. Doch die natürliche Theologie kennt, insofern sie sich an der $\Phi\acute{\upsilon}\sigma\iota\varsigma$ orientiert, Gott nur als Höchstform von Welt, nicht aber als den *weltjenseitigen* und nur in souveräner Freiheit, so aber tatsächlich *zur Welt kommenden* Gott.

3. Es ist denn auch kennzeichnend, daß die Religiosität der Griechen das Wort *Gott* ursprünglich nur als Prädikatsbegriff kennt.⁴⁸ Es ist für die heidnische griechische Religiosität charakteristisch, daß von $\theta\epsilon\acute{o}\varsigma$ nicht etwas ausgesagt wird, sondern vielmehr umgekehrt von einem Ereignis gesagt wird: Es ist $\theta\epsilon\acute{o}\varsigma$.⁴⁹ *Gott* kommt denn auch nicht im Vokativ vor; es ist »von Haus aus kein ›Wort des Anrufs‹«, sondern »eine im Nominativ ausgerufene Feststellung«. ⁵⁰ Für das so gebrauchte Wort *Gott* ist es bezeichnend, daß es wie »selbstverständlich mit dem anerkannten höchsten Wert prädikativ verbunden werden« mußte.⁵¹ Der so verstandene Gott mußte zum Inbegriff des höchsten Wertes werden. Werte aber sind Unterscheidungen innerhalb der Welt. Und auch der *höchste* weltliche Wert gehört zum Sein der Welt. Die vorchristliche »natürliche Theologie«

⁴⁸ Vgl. *U. von Wilamowitz-Moellendorf*, *Der Glaube der Hellenen*, Bd. 1, [1931], ²1955, 17.

⁴⁹ Vgl. *K. Kerényi*, *Theos und Mythos*, in: *Kerygma und Mythos*, Bd. VI/1, 1963, 28–37, 32.

⁵⁰ Ebd.

⁵¹ A.a.O. 35.

bleibt selbst dann, wenn sie den höchsten Wert als »Jenseits des Seins«, als ἐπέκεινα τῆς οὐσίας, denkt, mit ihrer Rede von Gott dem »Schema dieser Welt« (1Kor 7,31) verhaftet. Ihr Gott ist zwar – und das macht sie für den christlichen Glauben interessant – von der *Partikularität* mythischer und politischer Religiosität befreit und als *universales* Sein begriffen. Aber er bleibt *Prädikat* von etwas. Und insofern *offenbart* er allenfalls *etwas*. Er *offenbart* aber nicht *sich selbst*.

Man könnte zwar die heidnische theologia naturalis, insofern sie die Gottheit als das zu denken fordert, was φύσει, was *von Natur aus* göttlich ist, als eine echte heidnische Analogie zur christlichen theologia revelata beurteilen: wenn man nämlich die φύσις vom Vorgang des φύειν her und diesen (mit Heidegger) als ein Von-sich-selbst-her-Sein und Sich-von-sich-selbst-her-Zeigen begreift. Denn der sich offenbarende Gott des Alten und Neuen Testaments wird ja in beiden Testamenten zweifellos verstanden als der von Ewigkeit her von sich selbst zu sich selbst kommende und als der von sich aus zur Welt kommende Gott. Doch inmitten dieser Analogie bleibt der entscheidende Unterschied bestehen, daß der christliche Glaube die φύσις als κτίσις, die Natur als Schöpfung versteht und damit alle Aktivitäten der Natur unter das Vorzeichen einer Passivität rückt: einer Passivität, die passiver ist als jedes einem weltlichen Aktiv korrespondierende weltliche Passiv⁵² – nämlich der Passivität eines *aus dem Nichts (ex nihilo negativo) geschaffenen Seins*.

VI.

Diese Passivität des Seins, die der Unterscheidung von Schöpfer und Geschöpf entspringt, gibt denn auch dem biblischen Monotheismus sein unverwechselbares Profil und unterscheidet ihn auch von der monotheistischen Tendenz der natürlichen Theologie.

⁵² Zur Formulierung vgl. E. Lévinas, Wenn Gott ins Denken einfällt. Diskurse über die Betroffenheit von Transzendenz, 1985, 85 u. ö.

1. Schon der alttestamentliche Eifer für Jahwe als den einen und einzigen Gott streitet mit seiner Polemik gegen – nicht eigentlich die *vielen*, sondern gegen – *andere* Götter keineswegs einfach für eine numerische »Reduktion auf nur einen Gott«; er streitet vielmehr für die »Unterscheidung zwischen Gott als Schöpfer und der Welt als Kreatur, eine ... Unterscheidung, die mit dem formalen monotheistischen Gedanken keineswegs notwendig gegeben ist.«⁵³

2. Die für das Christentum charakteristische penetrante Unterscheidung zwischen Schöpfer und Geschöpf hat jedoch keineswegs die Funktion, Gott und Welt maximal voneinander zu entfernen oder gar – unter Berufung auf den metaphysischen Satz, inter finitum et infinitum nullam esse proportionem⁵⁴ – so etwas wie schlechthinige Beziehungslosigkeit zwischen Gott und Welt zu behaupten. Die penetrante Unterscheidung zwischen Schöpfer und Geschöpf hat vielmehr ihre Pointe darin, Gott gerade nicht als das der Welt unendlich überlegene, in seiner unendlichen Überlegenheit aber auch unendlich *ferne* Wesen zu denken, sondern Gott als das aus seiner unendlichen Überlegenheit sich herablassende, auf *Zusammensein* und *Nähe* – und zwar auf eine der Welt *wohltuende* Nähe – bedacht Wesen zu denken.

Der allein von sich her seiende, die Welt aus dem Nichts schaffende Gott ist schon im Akt der Schöpfung darauf bedacht, der Welt – in einer ihr wohltuenden Weise – nahe zu kommen. Anders formuliert: Gott kommt zwar von Gott und nur von Gott; aber er will nicht zu sich selbst kommen, ohne zur Welt zu kommen. Nicht Beziehungslosigkeit, sondern Beziehungsreichtum kennzeichnet die im Alten und im Neuen Testament so penetrant herausgestellte Unterscheidung von Schöpfer und Geschöpf. Die Unterscheidung ist nicht auf abstrakten Abstand hin, sondern auf konkrete *Begegnung* und auf intensive *Kommunikation* zwischen den Unterschiedenen hin entworfen.

⁵³ G. Ebeling, Dogmatik des christlichen Glaubens, Bd. 2, ⁵1989, 397.

⁵⁴ Vgl. B. Spinoza, Epistola L.IV, Opera, hg. von Carl Gebhardt, Bd. 4, 1924, 253.

3. Dabei wiederholt sich die Unterscheidung zwischen der schöpferischen Aktivität Gottes und der schöpferischen Passivität der Kreatur insofern, als es allein Gottes Sache ist, diejenige Nähe herzustellen, in der der Beziehungsreichtum zwischen Schöpfer und Geschöpf gedeiht, während es Sache des Menschen ist, sich in die Nähe zu Gott versetzen und sich diese Nähe wohlgefallen zu lassen. *Gott gegenüber* kommt von seiten des Menschen keine schöpferische Aktivität, sondern nur schöpferische Passivität in Betracht, aus der dann allerdings eine intensive Aktivität des Menschen *gegenüber der Welt* erwächst.

Der Ausdruck *Welt* hat insofern für den christlichen Glauben eine zweifache Bedeutung: Welt ist einerseits als Inbegriff des geschaffenen Seins so etwas wie der Ort der Begegnung von Gott und Mensch. Welt ist andererseits der Ort und Gegenstand des menschlichen Wirkens, also eine dem Menschen gegebene Aufgabe. In beiderlei Bedeutung wird die Welt vom christlichen Glauben als *geschichtliches* Sein verstanden. Welt ist und ereignet sich für den Glauben als Weltgeschichte, die in ihrem Kern Heilsgeschichte, nämlich die Geschichte der Annäherung, die Geschichte des Zur-Welt-Kommens Gottes ist. Der abstrakte Gegensatz von Transzendenz und Immanenz, von Jenseits und Diesseits, von Ewigkeit und Zeit bildet deshalb für das christliche Gottesverständnis eine unangemessene Alternative.

4. Die völlige Unangemessenheit dieser Alternative für den christlichen Gottesbegriff wird deutlich, wenn man das Zentrum des christlichen Glaubens auszusagen versucht. Im Zentrum des Christentums steht das – nun auch Judentum und Christentum voneinander trennende – Bekenntnis, daß Gott nicht nur zur Welt kommt, sondern daß Gott *als Mensch*, daß er *in der Person Jesu von Nazareth* in unüberbietbarer Weise zur Welt gekommen ist. Dieses Bekenntnis zur Identifikation Gottes mit dem Menschen Jesus ist sozusagen *im Rückblick* auf die Lebensgeschichte Jesu entstanden, der zwar das Reich Gottes, nicht aber sich selbst als Sohn Gottes (und wohl auch nicht als Christus) verkündigt hat. Das Bekenntnis, daß dieser

Mensch Gottes Sohn war (Mk 15,35), setzt dessen Tod, und zwar die Hinrichtung am Kreuz, voraus. Es erkennt nun aber gerade diesem Kreuzestod eine für die Wirklichkeit und Wirkung der Person des Gekreuzigten fundamentale Bedeutung zu. Man kann die fundamentale Bedeutung des Todes für die Person Jesu schon an der literarischen Tatsache erkennen, daß die von dieser Person erzählenden Evangelien im Grunde nichts anderes als nach rückwärts verlängerte Passionsgeschichten bzw. Passionsgeschichten mit ausführlicher Einleitung sind.⁵⁵ Der Kreuzestod Jesu ist offensichtlich als das Ereignis verstanden worden, in dem sich Gott selbst mit dem Gekreuzigten so identifiziert hat, daß dieser Mensch fortan als wahrer Gott geglaubt, bekannt und verkündigt wurde. Aus dem Verkündiger des Reiches Gottes ist der Verkündigte geworden.

VII.

Der Glaube an die Identifikation Gottes mit dem gekreuzigten Jesus hat eine Reihe von Implikationen, die ich wenigstens andeuten will.

1. Der christliche Glaube bezieht sich in seinem Kern, indem er sich auf den Tod Jesu bezieht, auf ein geschichtliches Ereignis. Das unterscheidet das Evangelium vom Mythos, der prinzipiell von einer archaischen Zeit erzählt und diese qualitativ andere Zeit sozusagen beschwört. Das Evangelium gibt der Zeit Jesu zwar ebenfalls – wie der Mythos – eine besondere, die ganze Geschichte umgreifende Bedeutung. Aber es gibt einer *historisch datierbaren* Zeit diese Bedeutung. Insofern ist der den Mythos kennzeichnende Satz »ταῦτα δὲ ἐγένετο μὲν οὐδέποτε, ἔστι δὲ αἰεὶ: dies geschah zwar niemals, ist aber immer«⁵⁶ für das Christuskerygma völlig inakzeptabel. Die ge-

⁵⁵ Vgl. *M. Kähler*, Der sogenannte historische Jesus und der geschichtliche, biblische Christus [1892], hg. von *E. Wolf*, [TB 2] 1953, 60, Anm. a.

⁵⁶ *Salustios*, De diis et mundo IV, 9.

glaubte Identifikation Gottes mit Jesus ist nicht als vorübergehende Epiphanie der in ihrer unverhüllten Gestalt schwer zu ertragenden Gottheit – »schwer zu ertragen sind die unverhüllt erscheinenden Götter«⁵⁷ – zu verstehen, sondern als die definitive Menschwerdung Gottes.

2. Eine entschieden antimythische Tendenz hat der Glaube an die Identifikation Gottes mit dem Gekreuzigten aber auch insofern, als er der Unterscheidung von Schöpfer und Geschöpf nun nicht etwa doch noch widerspricht, sondern diese vielmehr definitiv durchsetzt. Gott wurde Mensch, um Gott und Mensch konkret und definitiv zu unterscheiden und so ein für allemal wirkliche Nähe, gelingendes Zusammensein von Gott und Mensch zu ermöglichen. Die christologischen Aussagen sind um dieser ihrer soteriologischen Pointe willen ihrerseits penetrant darauf bedacht, der mythischen Vermischung von göttlichem und menschlichem Wesen zu wehren. Das spätere Glaubensbekenntnis von Chalcedon hat deshalb scharf herausgestellt, daß in der Person Jesu Christi Gottheit und Menschheit zwar »ungeteilt und unzertrennbar«, aber eben auch »unvermengt und unwandelbar« (ἀχωρίστως, ἀδιαρέτως, ἄσυνχύτως, ἀτρέπτως)⁵⁸ beieinander sind.

3. Die Identifikation Gottes mit dem Gekreuzigten nötigt dazu, von Gott Aussagen zu machen, die die metaphysisch orientierte natürliche Theologie gerade verbot: von dem *ewigen* Gott wird nun ein *Werden*, ein *Zeitlichwerden* und ein *Leiden* ausgesagt – alles »Anthropomorphismen«, die insofern hermeneutisch sachgemäß sind, als sie die Menschlichkeit Gottes zur Geltung bringen. »Man eifert so sehr gegen Anthropomorphismen und denkt nicht daran, daß

⁵⁷ Homer, Ilias 20, 131.

⁵⁸ Vgl. Glaubensbekenntnis von Chalkedon, 5. Sitzung, 22. Oktober 451, Definitio, in: H. Denzinger, Enchiridion symbolorum definitionum et declarationum de rebus fidei et morum ... hg. von P. Hünermann, ⁵⁷1991, 300.

Christi Geburt der größte und bedeutungsvollste ist« – notierte Kierkegaard.⁵⁹ Hat Gott sich mit dem Gekreuzigten identifiziert, dann ist der Anthropomorphismus theologisch legitim – bis hin zu der Rede vom Tode Gottes, die denn auch schon bei Tertullian und dann wieder bei Luther und Hegel theologisch ernst genommen wird. Das Christentum ist dadurch gekennzeichnet, daß es – im strikten Gegensatz zum metaphysischen Axiom von der Apathie der Gottheit – Gott mit einem Leidenden, mit dem Gekreuzigten identifiziert und also das Zur-Welt-Kommen Gottes bis in die Dimension des Todes hinein ernst nimmt. Erst so wird auch das *Leben* ernst genommen, im Blick auf das die von Hegel über das Leben des Geistes gemachte Aussage ins Schwarze trifft: »nicht das Leben, das sich vor dem Tode scheut und vor der Verwüstung rein bewahrt, sondern das ihn erträgt und in ihm sich erhält, ist das Leben des Geistes«,⁶⁰ vielmehr: des Gottes.

4. Der Glaube, daß Gott sich dem Tode ausgesetzt hat, lebt allerdings von der Gewißheit, daß gerade dadurch, daß Gott selbst den Tod *erträgt*, der Tod *überwunden* wird. Insofern muß Gott gedacht werden als Einheit von Leben und Tod zugunsten des Lebens. Und erst und nur diese den Tod nicht einfach hinter sich lassende, sondern ihn ertragende Einheit von Leben und Tod zugunsten des Lebens verdient, *Auferstehung* genannt zu werden. Es ist bedeutungsvoll, daß die altkirchliche Kunst den Auferstandenen mit den Wundmalen – *sie* sind seine Herrschaftsinsignien! – dargestellt hat, wie ja denn auch der Apostel den Auferstandenen pointiert als Gekreuzigten verkündigt hat (vgl. 1Kor 1,23; 2,2).

5. Der für das Wesen des Christentums charakteristische Glaube an die *Selbstidentifikation* Gottes mit dem gekreuzigten Jesus hat das

⁵⁹ S. Kierkegaard, Die Tagebücher, ausgewählt, neu geordnet und übersetzt von H. Gerdes, 1962, Bd. 1, 140.

⁶⁰ G. W. F. Hegel, Phänomenologie des Geistes [1807], PhB 114, ⁵1949, 29.

Bekenntnis zur trinitarischen *Selbstunterscheidung* des göttlichen Seins in die drei Seinsweisen (Personen) des Vaters, Sohnes und Geistes hervorgebracht und damit Gott selbst als ein sozietäres Wesen zu denken erlaubt. Ohne das Bekenntnis zur Selbstunterscheidung von Vater, Sohn und Geist wäre der Glaube an die Selbstidentifikation Gottes mit einem zum Tode verurteilten und hingerichteten Menschen das Ende des Glaubens an Gott. Die Rede vom Tode Gottes wäre dann in ihrer trivialsten Bedeutung wahr. So müssen die den Tod Jesu Christi verkündigenden Christen denn auch von ihrer religiösen Umwelt verstanden worden sein, die ihnen den Vorwurf machte, eigentlich Atheisten zu sein.⁶¹ Doch erst die trinitarische Selbstunterscheidung Gottes von Gott gibt der Identifikation Gottes mit dem Gekreuzigten – und insofern auch dem dunklen Wort vom Tode Gottes – theologische Bedeutung.

Recht verstanden bringt die trinitarische Selbstunterscheidung Gottes zum Ausdruck, daß Gott nicht nur der schöpferische Ursprung des Lebens (Vater) ist, sondern auch der den Tod Erleidende (Sohn) und der diesen Gegensatz von Leben und Tod Aushaltende und damit zugunsten des Lebens Wendende (Geist) ist. Gottes Sein wird vom christlichen Glauben als trinitarische *Gemeinschaft gegenseitigen Andersseins* verstanden: also als das genaue Gegenteil eines einsamen, in splendid isolation existierenden göttlichen Wesens. Die Rede vom dreieinigen Gott bringt auf das Pointierteste zum Ausdruck, daß der von seinen menschlichen Geschöpfen verneinte Gott zu den ihn Verneinenden und so auch zu sich selbst ein für allemal *Ja* gesagt hat.

6. Die kirchliche Theologie hat im Anschluß vor allem an den Spitzensatz des 1. Johannesbriefes »Gott ist Liebe« (1Joh 4,8.16) die tri-

⁶¹ Vgl. A. v. Harnack, *Der Vorwurf des Atheismus in den ersten drei Jahrhunderten*, [Texte und Untersuchungen zur altchristlichen Literatur, Bd. 14] 1905. Es macht nachdenklich, daß der radikale neuzeitliche Atheismus nur auf dem Boden der biblischen Überlieferung von der Einzigkeit Gottes und seiner vorbehaltlosen Selbsthingabe möglich geworden ist.

nitarische Selbstunterscheidung Gottes als Vollzug göttlichen *Liebeslebens* interpretiert, in dem Gott ganz bei sich selber und zugleich ganz beim Menschen ist. *Überströmende Liebe* haben die Kirchenväter – und erst recht die Mystiker – Gott deshalb genannt und damit zum Ausdruck gebracht, daß wahre Liebe sich als eine inmitten noch so großer und mit Recht noch so großer Selbstbezogenheit immer noch größere Selbstlosigkeit ereignet. Als immer noch größere Selbstlosigkeit (*ἀγάπη*) hebt sie allerdings die Selbstbezogenheit (*ἔγωγος*) nicht auf, sondern richtet sie aus. Die Interpretation der trinitarischen Gemeinschaft gegenseitigen Andersseins als Liebe und die Interpretation der Liebe als einer inmitten noch so großer und mit Recht noch so großer Selbstbezogenheit sich ereignenden Selbstlosigkeit bringt im Blick auf den Gottesgedanken das Wesen des Christentums am profiliertesten zum Ausdruck.

7. Der so gefaßte Gottesgedanke hat seine Entsprechung im Verständnis des Menschen. Als Ebenbild Gottes wird der Mensch ebenfalls als ein beziehungsreiches Wesen verstanden, dessen Leben sich als Existenz in Beziehung vollzieht. Konstitutiv für das menschliche Leben sind nach christlichem Verständnis drei fundamentale Lebensbeziehungen: die Beziehung des Ich zu seiner natürlichen und geschichtlichen Umwelt (Weltverhältnis), die Beziehung des Ich zu Gott (Gottesverhältnis) und die Beziehung des Ich zu sich selbst (Selbstverhältnis). Sofern diese drei fundamentalen Beziehungen sich untereinander gegenseitig begünstigen, ist der Mensch nach biblischem Verständnis *ganz, heil, im Frieden*. Der alttestamentliche Schalom, auf den die neutestamentliche εἰρήνη Bezug nimmt, meint genau dies: daß die das Leben konstituierenden Beziehungen ihrerseits im Verhältnis gegenseitiger Begünstigung stehen und eben dadurch so etwas wie »die unmittelbare Gegenwart des ganzen ungeteilten Daseins« ermöglichen.⁶²

⁶² Zum Ausdruck vgl. *H. Steffens*, Von der falschen Theologie und dem wahren Glauben. Eine Stimme aus der Gemeinde, 1823, 99 f.

Der Frieden menschlichen Lebens und damit das Ganzsein des Menschen wird hingegen *gestört* oder gar *zerstört*, wenn ich die mein Leben konstituierenden Lebensverhältnisse so realisiere, daß ich rücksichtslos mich selbst verwirkliche. Dann zerstöre ich, gerade indem ich dabei mich *rücksichtslos* auf Gott und Welt beziehe, das Weltverhältnis und das Gottesverhältnis zugunsten des Selbstverhältnisses und werde gerade so in jeder Hinsicht verhältnislos, beziehungslos. Das ist nach biblischem Verständnis der Sinn des Ausdrucks *Sünde*: der unheilvolle Drang in die Beziehungslosigkeit. Unheilvoll, weil er – wie der Fluch der bösen Tat, daß sie fortzeugend Böses muß gebären – den Drang in die Beziehungslosigkeit steigern muß; bis hin zum Eintritt totaler Beziehungslosigkeit, und das ist nach biblischem Verständnis der Tod. Der Tod ist also nicht etwa *Sündenstrafe*, sondern vielmehr deren eherne *Konsequenz*.

8. *Menschwerdung Gottes* aber ist die Gegenbewegung zu diesem Drang in die Beziehungslosigkeit. Menschwerdung Gottes heißt Eintritt Gottes in die Dimension sich potenzierender und im Tod endender Beziehungslosigkeit – doch nicht im Sinne einer Gottestragödie, sondern im Sinne des den Menschen zugute kommenden Ereignisses göttlicher Liebe. Inmitten der tödlichen Beziehungslosigkeit schafft nur die Liebe neue Beziehungen und also neues Leben. Das ist der Sinn des christlichen Kerygmas, daß der menschengewordene Sohn Gottes *für uns, pro nobis*, gestorben ist. Durch seine inmitten noch so großer Selbstbezogenheit immer noch größere Selbstlosigkeit vollzieht sich der Aufbau einer Nähe, in der Gott dem alten Adam näher kommt, als dieser sich selbst nahe zu sein vermag. Der deus superior summo meo wird interior intimo meo – um es mit den schönen Worten Augustins zu formulieren.⁶⁵ Ist mir

⁶⁵ *Augustinus*, Confessiones III, 6,11, CSEL 33, 53, 10f.: »tu autem eras interior intimo meo et superior summo meo.« Das augustininische esse muß freilich als ein venire begriffen werden, wenn es dem Evangelium entsprechen soll.

aber ein anderer näher gekommen, als ich mir selber nahe zu sein vermag, dann bin ich mir nicht mehr selbst der Nächste. Dann werde ich in einem wohlverstandenen Sinne des Wortes *frei von mir selbst*.

9. Diese *Freiheit von sich selbst – seiner selbst ledig sein* nannten es die Mystiker – ist nach christlichem Verständnis positiv bestimmt als *Außer-sich-Sein*. Ist Gott in uns, dann sind wir außer uns. Dieser »fröhliche Wechsel« wird durch das bewirkt, was das neue Testament *Glauben* nennt. Glauben ist dabei durchaus als ein Erkennen begriffen, aber als ein eminent praktisches Erkennen, das nicht – wie jeder theoretische Erkenntnisakt – das Erkannte im Zusammenhang der Wirklichkeit des Erkennenden lokalisiert, sondern umgekehrt den Erkennenden im Zusammenhang der Wirklichkeit des Erkannten lokalisiert.⁶⁴ Im Glauben vertraut der Erkennende dem Erkannten so sehr, daß er sich ihm anvertraut. Er verläßt sich auf das Erkannte, und zwar so, daß er sich selbst zu verlassen vermag. Wer im Glauben das Geheimnis Jesu Christi erkennt, der wird folglich so aus sich herausgesetzt, daß er seinen existentialen Ort in diesem Geheimnis, in Christo (2Kor 5,17), findet.

Die Reformatoren haben denn auch das Ereignis der Nähe Gottes, dergemäß er uns näher kommt als wir uns selber nahe zu sein vermögen, als ein Ereignis verstanden, das uns aus uns heraussetzt. So, außerhalb seiner selbst, ist der Christenmensch nach Luthers berühmter Formulierung »eyn freyer herr ueber alle ding und niemandt unterthan«,⁶⁵ und in diesem Sinne ist das Christentum letztendlich *Freiheit*. Diese Freiheit des Glaubens ist jedoch nicht, wie oft mißverstanden, die Konzentration auf eine sich von der Welt isolierende fromme Innerlichkeit, sondern sie ist als das *Vermögen, etwas anzufangen* ausgerichtet auf die Arbeit an der Welt zugunsten

⁶⁴ Vgl. J. Fischer, Erkenntnis des Glaubens und Erkenntnis der Theologie, in: *ders.*, Glaube als Erkenntnis, 1989, 17–75, speziell 31–34 u. 49–58.

⁶⁵ M. Luther, Von der Freiheit eines Christenmenschen, Weimarer Ausgabe (= WA), Bd. 7, 21 f. = Bonner Ausgabe (= BoA), Bd. 2, 11, 6f.

des Nächsten. Und insofern kann man das Wesen des Christentums *anthropologisch* nicht besser verdeutlichen, als es Luther am Ende seiner Schrift »Von der Freiheit eines Christenmenschen« getan hat. Es heißt da,⁶⁶ »das eyn Christen mensch lebt nit ynn yhm selb, sondern ynn Christo und seynem nehstenn, ynn Christo durch den glauben, ym nehsten durch die liebe: durch den glauben feret er uber sich yn gott, auß gott feret er widder unter sich (infra se in proximum) durch die liebe, und bleybt doch ymmer ynn gott und gottlicher liebe ... Sihe das ist die rechte ... freyheyte, die das hertz frey macht von allen sundenn, gesetzen und gepotten, wilch alle andere freyheyte ubirtrifft, wie der hymell die erdenne«.

Luther fügt hinzu, diese Freiheit recht zu verstehen – das »geb uns gott«:⁶⁶ womit im Falle des *Nichtverstehens* nicht nur der Hörer, sondern auch der Vortragende entschuldigt ist.

⁶⁶ WA 7, 38,6–15 = BoA 2, 27, 18–29.

HANS-GEORG GADAMER

WISSENSCHAFTLICHE AUFKLÄRUNG UND DIE
CHRISTLICHE BOTSCHAFT

Der Beitrag von Eberhard Jüngel zu unserem Gespräch stellt mir insofern eine schwierige Aufgabe, als meine improvisierte Einleitung ohne Kenntnis des Vortragstextes erfolgte. Inzwischen habe ich nicht nur zugehört, sondern auch den Text noch einmal studieren können. Nun kann ich wiederum das hinter uns liegende Gespräch nicht ganz aus dem Gedächtnis verbannen. So muß ich gleichzeitig eine Einleitung und ein Schlußwort schreiben.

Jüngel hat, wie ich es erwartet hatte, nicht über die Gottesfrage überhaupt und auch nicht über Religion überhaupt seine Gedanken zusammengefaßt, sondern über das Christentum. Das bedeutet freilich, daß die besondere Voraussetzung der religiösen Geschichte des Abendlandes, der Sonderweg Europas seit dem Beginn der griechischen Wissenschaft und Philosophie, zugleich gegenwärtig sein muß. Diese Geschichte ist durch die Geburt der Wissenschaft und damit von der Tendenz zur Aufklärung beherrscht. Nun ist es gewiß etwas anderes, ob man ein so welthaftes Götterwesen wie das griechische vor sich hat, wenn man, wie die Griechen es taten, das Wagnis des Denkens und die Orientierung in der Welt unternimmt. Gewiß wird man auch die mythische Vorzeit, die der Geburt der Wis-

senschaft und der Philosophie in Griechenland vorausliegt, eine Religion nennen wollen. Aber man wird sich des Wortes Herodots erinnern, daß Homer und Hesiod den Griechen ihre Götter geschaffen hätten. Das ist natürlich nicht wörtlich zu verstehen. Aber schon diese Nachricht aus dem Zeitalter der griechischen Frühaufklärung läßt einen die Frage stellen, in welchem Sinne es sich hier um ›Religion‹ handelt.

Der Begriff der Religion ist in Wahrheit ein humanistischer Begriff, der wohl durch Cicero in Aufnahme gekommen ist, und der dabei der Redeweise vom homo religiosus folgte. Für Cicero war es offenbar bereits die Sprache eines Frühhumanismus, wie aus der Bezugnahme Ciceros auf das ›relegere‹, das ›Wiederlesen‹ hervorgeht. Im Sprachgebrauch von ›religiosus‹ dürften dagegen die Nachbarworte ›diligere‹ und ›neglegere‹, und damit nicht Lesen als Lesen, sondern als ›Sammeln‹ und ›Gesammeltsein‹, die ursprüngliche Bedeutungsrichtung anzeigen. Für die Griechen selbst war das Grundwort, das im Griechischen selber dahintersteht, ›Mythos‹, und das heißt ›erzählende Rede‹. Der Begriffssinn dieses Wortes ist, daß hier weniger die Verehrung des Göttlichen in seiner Gegenwart, und das heißt im Kult, gemeint ist, als vielmehr die unendliche Fülle dessen, was man sich von den Göttern erzählte und was man auf keine andere Weise gegenwärtig machen kann und auch nicht selber als Gegenwart kennt, es sei denn, daß es einem wieder erzählt wird. Das bestimmt von vornherein die Eigenart der griechischen Aufklärung. Das war keine Religion des Buches. Im Epos oder im Drama werden Mythen, also Erzählungen von Göttern, immer wieder neu erzählt und neu vergegenwärtigt. Es ist eine Welt des Göttlichen, aber selbst der oberste Gott der ›Zeusreligion‹ wird anscheinend erst durch das Epos, durch Homer und Hesiod, zu dem einen Gott stilisiert, der der Vater aller ist, und gewiß könnte man von ihm nicht sagen, was Heinrich Scholz in seiner Breslauer Vorlesung über Religionsphilosophie diktiert und wieder diktiert: »Gott ist ein Seiendes von akosmischer Qualität«. Auch der oberste der Götter und ebenso alle anderen griechischen Götter sind Weltgötter. Wenn es regnet, dann sagt der Grieche: »Zeus regnet«. Es ist sozusagen sinnlos, darüber zu

was für eine rationale Erkenntnisbemühung erreichbar ist und wofür es der Offenbarung und ihrer Aufnahme in die glaubende Seele bedarf. Es ist fast so, daß man seitdem von einer Spannung zwischen der platonischen Denkbewegung und dem aristotelisch-thomistischen dogmatischen Lehrsystem sprechen kann, wie die vielfache Verurteilung von Häresien zeigt. Jedenfalls ist es eine Religion der rechten Lehre, um die es geht und der ja auch das Wort Dogma zugehört. Wie anders ist es dagegen etwa in dem Ahnenkult Ostasiens oder in den Gesprächen, die dort der Meister mit seinen Jüngern knapp und tiefsinnig zu führen pflegt, oder auch in der Meditations-tradition, die der indische Buddhismus in kontinuierlichem Fortbestand pflegt. Die christliche Aufklärung führte dann im 18. Jahrhundert, dem Jahrhundert der Höhe der Aufklärung, nicht selten auch auf atheistische Tendenzen. Aber man darf wohl sagen, daß selbst noch die französische Revolution, in der bekanntlich die Vernunft auf den Thron des Göttlichen erhoben wurde, sich im christlichen Abendland damals nicht durchgesetzt hat. Man muß im 19. Jahrhundert, aufs Ganze gesehen, das Überleben der christlichen Familie erkennen, die vor allem im Bürgertum ihren festen Rückhalt bewahrte.

Gerade hier liegt aber heute die neue Weltsituation in der Gestalt der atheistischen Aufklärung und des Sieges der industriellen Revolution über die Familie. Das ist freilich eine europäische und in Europa entwickelte Ideologie und eine Kritik, der gegenüber die planetarischen Weltreligionen, ja selbst die griechische Orthodoxie in Osteuropa, keine ganz vergleichbare Gestalt darstellen. Es ist mindestens erstmals im 20. Jahrhundert, daß eine Art atheistischer Indifferenz nicht nur die Intellektuellen, sondern auch größere Teile der Bevölkerung inmitten des Fortbestandes der kirchlichen Ordnungen beherrscht. Das schließt freilich nicht aus, hat vielmehr geradezu die Folge, daß sich neue Gestaltungen zur Stillung eines offenbar weiterlebenden religiösen Bedürfnisses auch innerhalb der christlichen Welt in mannigfaltigen Formen von Sekten Ausdruck geben.

Dem entspricht, daß die liberale Theologie im 20. Jahrhundert bei

allem Festhalten an den Grundsätzen kritischer Wissenschaftlichkeit sich entschiedener theologischer Kritik ausgesetzt sah. Das Paradox des Glaubens tritt erneut in den Vordergrund, wenn ein christlicher Theologe im Geiste Luthers dem Glauben, der Forderung des Glaubens oder auch der Gnade des Glaubens, entschiedenen Ausdruck gibt. Der Vortrag, den Herr Jüngel uns gehalten hat, zeichnete sich gerade dadurch aus, daß er in systematischer Folgerichtigkeit die Einzigkeit der christlichen Religion auf den Glaubensbegriff stellt. Das hat innerhalb der protestantischen Theologie ein unzweifelhaftes Recht und bestätigt sich in unserem Jahrhundert in der Entdeckung Kierkegaards und in seinem Protest gegen ein rein geschichtliches, historisches Verständnis der Zugehörigkeit zu den Lebenswerten des christlichen Abendlandes. Das Vorbild der menschlichen Gestalt Jesu kann dem religiösen Sinn der christlichen Botschaft nicht allein Genüge tun. Das hat sich im Besonderen in diesem Jahrhundert der Weltkriege ins allgemeine Bewußtsein gehoben. Es waren europäische Erfahrungen, in denen der Fortschrittsglaube für die Zivilisation der Menschheit zusammenbrach. Die Ehre des Soldatentums wurde durch die Materialschlachten des Ersten Weltkrieges erschüttert, und dann kam vollends der faschistische Wahnsinn des Zweiten Weltkrieges mit seinen verbrecherischen Ausartungen. Die wissenschaftliche Aufklärung des 18. Jahrhunderts hatte noch an die Humanität glauben können, der die Menschheit zustrebe. Seitdem sieht es mit der Ausflucht und Verdrängung, die sich in einem vagen Fortschrittsglauben auch christlich zu verstehen meint, nicht mehr gut aus.

Das drückt sich auch in der Entschiedenheit aus, mit der das Paradox des Glaubens in unserer Diskussion in Erscheinung trat. Natürlich gehört der Begriff des Glaubens zu allen Konfessionen der christlichen Kirche, sowohl für die römisch-katholische wie für die griechisch-orthodoxe Kirche. Aber der Nachdruck, der in der lutherischen Kirche auf das Paradox des Glaubens gelegt ist, stellt doch der Theologie besondere Aufgaben. Der Glaube an die Menschwerdung Gottes, der allen christlichen Kirchen gemeinsam ist, macht die christliche Religion, im Sinne der Sammlung auf Gott, zu der

Religion, die sie ist, und begründet auch den Bund, den die Kirche für alle Gläubigen darstellt. In der protestantischen Kirche wird gerade an diesem Punkte die theologische Aufgabe zentral, den Begriff »Gott« neu zu denken, sofern das menschlichste aller Schicksale, der Tod, im Christenglauben von Jesus selbst angenommen und erlitten wird. Gottesglaube ist in den Grenzerfahrungen unseres Daseinsbewußtseins überall ins Spiel gebracht. Herkunft und Zukunft bleiben die großen Geheimnisse, vor denen sich menschliches Nachdenken immer wieder findet. So bleibt im Grunde von der Geburt an bis zu der Unergründlichkeit der Erfahrung des Todes der Lebensbogen des Menschen gespannt. Das Leben der Familie und anderer menschlicher Gemeinschaften läßt immer eine Art Nähe zu der christlichen Botschaft empfinden, die insbesondere im Liebesgebot ihren Ausdruck hat. Der ganze Lebensbogen des Menschen umspannt aber auch die Erfahrung der Illusionen von Freiheit, die sich aus dem vollen Selbstgefühl eigenen Könnens und aus dem Selbstbesitz der eigenen Lebenskräfte und Fähigkeiten nähren. Und daß sich all das als Wahnvorstellung enthüllt, ist wohl in allen Lebenserfahrungen des Menschen inbegriffen. Man möchte meinen, das delphische Orakel hat in diesem Sinne eine nie ganz überholte Aufgabe, wenn es in dem sokratischen Gebot »erkenne dich selbst« daran erinnert, daß der Mensch nicht ein Gott ist. Aber es ist doch ein wahres Paradox, daß die christliche Glaubenslehre mit dem Satz beginnen kann, daß der Christenglaube die wahre Freiheit bedeute.

Es geht um eine Aufgabe der Theologie, nicht um Predigt oder Glaubensbekenntnis, sondern um Wissenschaft. Die theologische Wissenschaft ist insofern vor die Aufgabe gestellt, die Verheißung des Glaubens und die Freiheit, die die Annahme des Evangeliums verleiht, einem jeden verständlich zu machen. Das darf gewiß nicht bedeuten, daß man den Glauben durch Beweisführung rationaler Art übertragen kann, und es liegt keine gnostische Anmaßung darin, wenn auch dem Glaubenden die Aufgabe zufällt, sich allen Menschen verständlich machen zu können.

Das ist in den christlichen Konfessionen im Grund überall anerkannt, daß die Lehre der Dreieinigkeit und damit die Menschwer-

dung Gottes und die Gottessohnschaft des Menschen nicht auf Erkenntnis, sondern auf Offenbarung beruht. Daß aber die christliche Botschaft und ihre Überlieferung für einen jeden etwas Verständliches sagt und auf einer Gemeinsamkeit menschlicher Lebenserfahrung beruht, wird gerade auch von der christlichen Theologie festgehalten. Die Passionsgeschichte, das stellvertretende Leiden des Menschensohnes und diese letzte und vollste Ergebung in den göttlichen Willen, stellt jeden Menschen in einen Raum, in dem es um Selbstaufgabe geht, die in der Liebe gelegen ist, sofern der Andere für einen die Zurückstellung seiner selbst verlangt. Das christliche Liebesgebot hat diese innere Verschränkung zwischen der Liebe zu Gott und der Liebe zum Nächsten ausdrücklich bewußt gemacht, und ebenso ist ja das Gebet eine solche Form der Selbstaufgabe, in der man sich nicht mehr auf seine Kraft und Zuversicht stützt, sondern sich ganz der göttlichen Hilfe hingibt.

Es würde einen eigenen Gedankenweg erfordern, den inneren Zusammenhang zwischen der alttestamentlichen Gottese Erfahrung und ihrer messianischen Hoffnung sowie der Entstehung der Wissenschaft im antiken Griechentum und seiner Nachfolgegestalten zu verfolgen. Von sich selbst absehen können ist sicherlich eine nie aus eigener Kraft voll zu leistende menschliche Lebensaufgabe. Immerhin wird man sagen dürfen, daß der Wahrheitswille, der in der Wissenschaft seine Ausgestaltung findet, einen Schritt in diese Richtung von einem jeden verlangt, der mit Wissenschaft es ernst meint. Im Verfolgen dieses Weges würde sich, wie ich meine, herausstellen, daß gerade das Wagnis des unbedingten Wissenwollens und damit der Aufklärungsweg, der die ganze abendländische Geschichte durchzieht, eines der größten Hindernisse für den Menschen darstellt, in der Selbstaufgabe die Freiheit eines Christenmenschen zu finden.

HEINZ MAIER-LEIBNITZ

WIRKUNGEN DER WISSENSCHAFT UND DER
WISSENSCHAFTLER

Meine Motivation für den Vorschlag, über Einflüsse (Wirkungen) der Naturwissenschaftler zu diskutieren, war das Bild darüber in den Köpfen der Wissenschaftler, in der Politik und Wirtschaft, in der Öffentlichkeit und in den Medien. Ich meine, daß es da einiges zu klären gibt, und ich gestehe, daß ich lernbedürftig bin.

Verändertes Bild der Wissenschaft

Die Anschauungen, was Wissenschaft ist und sein soll, haben sich in den Jahren seit dem Krieg sehr verändert, und es droht Schaden sowohl für die Wissenschaft als auch für die Gesellschaft. Ich habe sogar einmal von einem Überlebenskampf der Wissenschaft gesprochen und damit gemeint, es könnte eine Wissenschaft entstehen, die wir nicht haben wollen und die sich selbst unwirksam macht. Das war wohl übertrieben; vielleicht können wir über das Fragezeichen dazu diskutieren.

Forderungen, um Wissenschaft wirksam zu machen

Ich möchte mich weniger mit den Wirkungen der Wissenschaft selbst beschäftigen als vielmehr mit den Forderungen, die wir an uns selbst und machmal an andere stellen müssen, damit das Wissen in unseren Fächern wächst und in einer vernünftigen Weise zusammenkommt mit dem, was aus anderen Wissenschaften, aus Politik und Wirtschaft, aus den Medien und der öffentlichen Meinung in die Entscheidungen eingeht. Wir sollten immer zuerst auf das achten, was wir selbst tun können.

Wirkungen und Probleme gibt es bei allen Tätigkeiten der Naturwissenschaft, und ich will deshalb einige dieser Tätigkeiten nennen. Die erste Aufgabe gilt dem Sammeln und der Pflege der in der Welt vorhandenen Kenntnis, und dabei ist in der Naturwissenschaft eine Hauptaufgabe die Vereinfachung, die durch das Zusammenfügen von Daten, durch die Entwicklung von Theorien und Denkweisen entsteht. Ohne dieses wäre die zweite Aufgabe, die vollständige Weitergabe an die nächste Generation, die damit arbeiten muß, angesichts des ungeheuren Wachstums der Detailkenntnisse nicht möglich, denn die dritte Aufgabe, die Vermehrung der Kenntnis durch Forschung, geht in einem unerhörten Tempo weiter.

Beim Unterricht selbst und bei der frühen Forschung der Studenten, die ein wichtiger Teil der Ausbildung ist, muß man natürlich ganz besonders auf die Hochbegabten achten, die für das künftige Niveau von Forschung und Praxis entscheidend sein werden. Man muß sie fördern, indem man ihnen zusätzliche Aufgaben gibt. Aber man soll sie – das war bei uns in München und auch schon in der großen Zeit in Göttingen in den zwanziger Jahren eine wichtige Erfahrung – nicht von dem Arbeitskreis der Institute und ihrer Kollegen und Kommilitonen ablösen, denn dort kann jeder von jedem lernen, und sie selbst werden auch an kleineren Aufgaben wachsen und den Kontakt mit anderen Menschen nicht verlieren.

Die anderen Aufgaben haben mit Anwendungen, mit der Mitwirkung der Wissenschaftler bei Entscheidungen und mit der Öffentlichkeit zu tun. Davon soll gleich die Rede sein.

Vorher noch ein Punkt: Wirkungen anderer Wissenschaften als der Naturwissenschaften gibt es natürlich, und wie! Aber fast niemand spricht davon. Dies kann nicht Gegenstand unserer Darstellung heute sein.

Motivationen für den Forscher

Ich gebe noch eine kleine Liste der Motivationen des »reinen« Naturwissenschaftlers:

- Neugierde, Kenntnis der Welt suchen
- Bewunderung für Natur und Naturgesetze, Forschung als Lob Gottes für die Schöpfung
- Leistungswille (Methoden, Kenntnis verbessern, verallgemeinern, vereinfachen)
- Hoffnung, daß Kenntnis auf die Dauer nützlich ist (Francis Bacon: Das Los der Menschen erleichtern). Ist Wissen besser als Nichtwissen?
- Der Gesellschaft dienen. Sie will Kenntnis der Welt.
- Bei den Forschern, die sich mit Anwendungen befassen, können berufliche Gründe eine Rolle spielen, oder auch ein besonderes eigenes Interesse an bestimmten Anwendungen.

Grundlagenforschung

Grundlagenforschung und angewandte Forschung haben vieles gemeinsam. Bei der ersten versucht man die Kenntnis der Welt zu vermehren, im eigenen Fach und manchmal darüber hinaus. Man will etwa die kleinsten Bestandteile der Materie erforschen; oder man interessiert sich für Ort und Bewegung von Atomen in einem Kristall oder in einer Zelle. Dabei winken Anwendungen allenfalls von ferne, als eine zusätzliche Rechtfertigung unserer Berufswahl.

Die neuen Kenntnisse werden in das Wissenschaftsgebäude eingebracht. Sie führen zu mehr Sicherheit, zu Vereinfachungen, und oft

erlauben sie neues Denken. Besonders fruchtbar sind überraschende Ergebnisse, die neue Perspektiven eröffnen, oft für ganz neue Anwendungen in bisher nicht beachteten Gebieten.

Diese Art Forschung ist nicht durch Anwendungen motiviert; oft sind ihre Ergebnisse ganz unerwartet. Aber durch das mit ihnen verbundene Denken erlauben sie neue Wege der Anwendung, manchmal auf ganz anderen Gebieten.

Unser Plädoyer lautet: Wenn das Kenntnisgebäude nicht wächst, fehlen neue Anregungen für Anwendung. Das wirkt sich aus auf die Qualität der existierenden Anwendungen und auf die Entwicklung neuer Anwendungen, wobei auch deren Folgen besser beherrscht werden können, wenn sie einmal bekannt sind, was oft erst nach ihrer Einführung gelingt.

Für die Forschung und alle ihre Wirkungen entsteht entscheidender Schaden, wenn die reine Grundlagenforschung vernachlässigt wird oder wenn man die Forschung von oben lenken will. Es gibt keine Instanz für die Forschung, die mehr qualifiziert ist als die Forscher selbst.

Anwendungen

Jede Anwendung benutzt Kenntnisse, neue Kenntnis erlaubt Anwendungen, die bisher nicht so gut verwirklicht werden konnten oder an die man noch nicht gedacht hat. Neues Wissen heißt: besser denken können. Bei der auf Anwendung gerichteten Forschung selbst gibt es verschiedene Stufen. Die erste ist, daß man ein Fach wählt, für das man wegen bestimmter Anwendungen eine Vorliebe hat. Wer also etwa biogenetische Forschung wählt, glaubt an die Wichtigkeit sowohl der Grundlagenforschung wie der Mehrzahl der Anwendungen in diesem Fach.

Die Wahl eines Fachgebiets kann natürlich auch, wenn viele sie treffen, zu einer Vernachlässigung anderer wichtiger Fächer vor allem in der Grundlagenforschung führen. Das sind Zeitgeistwirkungen, die man besonders bei der gelenkten Forschung fürchten muß.

Einen Schritt weiter geht, wer in seinem Fach Forschung treibt, die eine bestimmte Anwendung fördern soll, wer also ein angewandter Forscher sein will. Er hat ein ihm bekanntes Ziel; er kann dieses Ziel mit bekannten Methoden angehen, oder er kann versuchen, neue Wege zu finden. Seine Tätigkeit ähnelt der des Erfinders oder Ingenieurs.

In beiden Fällen wird er oft Resultate erhalten, die er nicht erwartet hat; damit wird er zur reinen Forschung beitragen. Angewandte und reine Forschung gehen oft miteinander, und das gilt auch in Feldern wie den Ingenieurwissenschaften oder der klinischen Forschung, bei denen immer die Anwendung das erklärte Ziel ist. Alle, reine Forscher, angewandte Forscher, Ingenieure, Politiker, können viel voneinander lernen. Man soll sie also schon bei der Ausbildung, aber auch später, etwas bei Forschung und Entwicklung in der Industrie, nicht ganz trennen.

Die Forschung für Grundlagen und die für Anwendung fließen oft zusammen. Unerwartet Neues kann es bei beiden geben. Ein reiner Forscher kann durch neue Erkenntnisse veranlaßt werden, sich der Anwendung zuzuwenden, und dabei kann er seine Fachkenntnis und das, was er darüber hinaus über andere Fächer gelernt hat, für die Anwendungen nützlich machen, und umgekehrt können die angewandten Forscher die immer so notwendige Ingenieurseite ihrer Tätigkeit ihm nahebringen.

Bei Versagen eines großen Anwendungsprogramms, wie etwa bei der Krebsforschung vor zwanzig Jahren, ist eine Rückkehr zur Grundlagenforschung notwendig.

Verantwortung

Ich beginne mit dem alltäglichen Begriff von Verantwortung. Jeder, auch der Forscher, ist verpflichtet, bei seinen Tätigkeiten, etwa bei Versuchen, keine Menschen oder Sachen zu schädigen, Vorschriften und Gesetze zu beachten; das wird durch Sanktionen erzwungen und braucht nicht diskutiert zu werden.

Eine Verantwortung, von der in der Öffentlichkeit kaum etwas bekannt ist, die aber in den Wissenschaften weitgehend beachtet wird, betrifft die sogenannte akademische Ethik. Sie verlangt von dem Wissenschaftler bei seiner Tätigkeit absolute Wahrheitsliebe, er muß immer selbst Einwände suchen, muß die Unsicherheit betonen, und er darf nichts verschweigen, was gegen seine Ergebnisse sprechen könnte. Hier gibt es Sanktionen nur in extremen Fällen, etwa bei der Fälschung von Resultaten.

Nun zu einer anderen Art von Verantwortung, die meistens nicht mit Sanktionen bedroht ist: Wir wissen, daß die Wissenschaft wegen ihrer Kenntnisse und der damit möglichen Anwendungen großen Vorwürfen ausgesetzt ist und daß oft ihr allein die Verantwortung für unerwünschte Folgen neuer Anwendungen aufgebürdet wird. Wir müssen uns deshalb näher mit dem Zusammenhang zwischen der gesamten, nicht nur der reinen Forschung, und den Anwendungen befassen und werden dabei besonders zu beachten haben, wo die Entscheidungsprozesse liegen und wer auf sie Einfluß hat.

Ein erster Punkt: Anwendung braucht Personen, die mit der ihnen gegebenen Kenntnis umgehen können; Techniker, Organisatoren, Verwalter, aber natürlich auch Entscheidende in Wirtschaft und Politik, und Kommunikatoren, die die heute so wichtige Akzeptanz oder Ablehnung in der Öffentlichkeit steuern. Das ist ein Erziehungsproblem. Es kommt heute darauf an, die so rasch wachsende weltweite Kenntnis so aufzubereiten und vereinfacht darzustellen, daß sie in den Schulen und den Fachhochschulen und vor allem den Universitäten von den jeweils Interessierten aufgenommen und so verstanden werden kann, daß mit der erworbenen Kenntnis für viele Jahre fördernde Einflüsse auf Entscheidungen und Anwendungen entstehen. Bei der stetigen Erneuerung der Lehre in allen Stufen müssen die Wissenschaftler an den Hochschulen entscheidend mitwirken.

Das ist eine Pflicht, von der man sie nicht freisprechen kann. Die Regierenden haben eine Verantwortung dafür, daß solche Aktivitäten gefördert werden.

Die bisherige Wirkung ist unbefriedigend, und das liegt sicher nicht

allein am Geld; es liegt auch daran, daß das Problem vielfach nicht gesehen wird, ja daß eine vermehrte naturwissenschaftliche Bildung als eine Gefahr für andere Bestrebungen gesehen wird. Aber auch eine größere allgemeine Denkfähigkeit, wie sie die Geistes- und Gesellschaftswissenschaften vermitteln, hätte allergrößte Bedeutung, auch und gerade, wenn die Naturwissenschaftler mehr davon lernten. Jeder von uns ist natürlich dafür verantwortlich, daß er den Beruf des Naturwissenschaftlers gewählt hat. Wenn es uns alle nie gegeben hätte, gäbe es keine Wirkungen der Wissenschaft. Aber kaum jemand glaubt, daß eine Welt ohne Wissenschaft eine bessere Welt wäre. Deshalb sind wir bereit, die Verantwortung für die Wahl unseres Berufs zu tragen, und wir glauben, daß die Gesellschaft uns bei diesem Entschluß unterstützt. Aber wer sich wegen bestimmter, vielleicht sogar nur ihm vorschwebender Anwendungen einem speziellen Fach zuwendet oder sich an der zugehörigen Forschung oder Entwicklung beteiligt, ist bereit, dafür mit anderen Verantwortung zu tragen. Wenn es sich etwa um Gentechnik handelt, werden radikale Gegner einem solchen Forscher das vorwerfen. Ein Beispiel aus einem anderen Fach: Ich war einmal dabei, als Helmut Schmidt in kleinem Kreis sagte, er verstehe nicht, daß angesichts der Atombombe jemand heute noch Kernphysik betreiben wolle. Das halte ich für einen Irrtum, denn die Atombombe gibt es schon, und künftige Anwendungen von ähnlicher Gefährlichkeit kann man in der Kernphysik nicht erwarten.

Was die Verantwortung für die Folgen der eigenen Forschungstätigkeit betrifft, sinkt sie natürlich mit sinkender Entscheidungsfreiheit. Man kann die Mitarbeit an Anwendungen, die man für gefährlich hält, verweigern und vielleicht den Arbeitsplatz wechseln. Dies wird allerdings an den Anwendungen kaum etwas ändern. Denn außer den ganz bedeutenden Wissenschaftlern ist bei den Anwendungen der einzelne sehr wohl ersetzbar. Auch das Verbot der Entwicklung in einem Land hat meistens keine Folgen, außer daß es der Wirtschaft dort schadet. Die besondere Situation bei der Atombombe, wo die Mitarbeit der wenigen Atomkernwissenschaftler, die es gab, unentbehrlich war, wird sich kaum wiederholen.

Die Verantwortung des Wissenschaftlers ist im allgemeinen viel kleiner, als man heute meist hört oder liest. Wir müssen allerdings deutlich machen, was wir unter Verantwortung verstehen wollen. C. F. von Weizsäcker hat beschrieben, daß Otto Hahn sich für die Atombombe verantwortlich gefühlt hat, so wie ein Vater sich für mißratene Söhne verantwortlich fühlt. Der Vater könnte sich ja etwa Erziehungsfehler vorwerfen. Otto Hahn aber hat nichts getan, was man ihm vorwerfen kann, außer daß er Naturwissenschaftler geworden ist. Er hat auch angewandte Forschung betrieben, indem er radiochemische Methoden für andere Fächer entwickelte, aber nichts hat ihn ahnen oder suchen lassen, was in die Richtung von Energiefreisetzung hätte gehen können. Er konnte sich Vorwürfe machen, wir können das nicht. Er war betroffen, nicht verantwortlich. Wir dürfen das Wort Verantwortung nur gebrauchen, wenn wir dem Handelnden für das, was er tut, Vorwürfe machen können. Im Oxford English Dictionary steht: »Responsibility ... in order to be reasonable must be limited to objects within the power of the responsible party.«

Ich habe dies so ausführlich beschrieben, weil ich sehe, daß Verantwortung in der Öffentlichkeit oft unscharf gebraucht wird, nicht nur bei Handeln, für das man getadelt oder bestraft werden kann. Mit dem Wort »Verantwortung« werden wir beschuldigt für das Suchen nach neuem Wissen, aber oft kennen wir dieses Wissen nicht und also auch nicht seine Folgen.

Natürlich haben die Wissenschaftler Aufgaben und Verantwortung, wenn das Wissen Anwendungen möglich macht. Es gibt Felder, etwa das ärztliche Handeln, wo sie selbst Anwendungen finden und ausführen, kontrolliert nur von ihrem Gewissen und von Standes- oder Gesetzesvorschriften, die vermeidbare Schäden verhindern sollen. Dies ist ein großes Kapitel, in dem es Grenzprobleme der Ethik, aber im wesentlichen Konsens, auch in der öffentlichen Diskussion, gibt.

Mitwirkung bei Entscheidungen

Die meisten Anwendungen, man denke etwa an Herbizide in der Landwirtschaft oder Fluorkohlenwasserstoffe in Kühlschränken, werden nicht von Wissenschaftlern beschlossen und ausgeführt. Aber bei ihrer Entwicklung und bei der Entscheidung über ihre Zulassung und Kontrolle, wo Nutzen und Schaden abgewogen und mögliche Spätfolgen gesucht werden müssen, ist die Mitwirkung der Wissenschaftler unentbehrlich, und hier haben sie in der Tat große Verantwortung. Sie entscheiden nicht, aber sie müssen für die Entscheidung und auch später alles beitragen, was nur sie wissen.

Dazu aber ist Verschiedenes zu sagen. Der Wissenschaftler kann sichere Erkenntnisse beitragen, die in der Diskussion als bleibende Eckdaten gelten können. Aber oft sind diese Daten ungenau oder unvollständig; Diskussion über Unsicherheit ist eher die Regel. Fast immer werden auch die Grenzen eines Fachs überschritten. Der Wissenschaftler muß die Ergebnisse seiner Kollegen kennen und mit ihnen umgehen können. Das geht sehr weit, bis in die Geisteswissenschaften hinein. Ich möchte hier die potentiellen Vorteile einer Universität betonen. Wenn ihre Mitglieder miteinander reden und ihre Probleme diskutieren, ist das ein unschätzbare Beitrag für ihre Wirksamkeit in anderen Gremien, in denen sie mehr als nur ihr eigenes Fach vertreten müssen.

Als ich in Göttingen, noch in der großen Zeit der Naturwissenschaften dort, studierte, war diese Wechselwirkung sehr stark und fruchtbar. Selbst ein Student wurde davon erfaßt. Ich habe den Eindruck, daß heute der Zusammenhalt viel schwächer ist. Jede Verbesserung in diesem Punkt ist wichtig.

Für die Diskussion über die Entscheidungen selbst braucht der Wissenschaftler zweierlei. Er muß sich verständlich machen können, und er muß die Gesichtspunkte der anderen verstehen. Das gilt natürlich in beiden Richtungen und es geht gut nur, wenn ein gewisses Vertrauen zwischen den Beteiligten besteht. Oft sind wir uns zu fremd. Freundschaften zwischen Wissenschaftlern einerseits und Politikern und führenden Vertretern der Wirtschaft andererseits

sind selten, und die Interessen und Denkweisen sind weit entfernt voneinander. Ich nenne nur ein Beispiel: Wir meinen oft, man müsse vor Entscheidungen die Vor- und Nachteile jeder Alternative rational abzuwägen suchen, und dies sei ein Hauptargument für die Entscheidung. Aber damit kommt man nicht weit. Etwa: Was ist wichtiger, eine Maßnahme, die eine Million Menschen in der Dritten Welt, oder eine, die tausend Menschen bei uns rettet, bei gleichem Aufwand? Außerdem gibt es, vor allem in der öffentlichen Diskussion, eine Abneigung gegen das Abwägen, gegen das Einbringen materieller Gesichtspunkte in hehre Prinzipien.

Natürlich hat auch ein Naturwissenschaftler Meinungen zu Fragen außerhalb seines Fachs, als Bürger. Aber da muß er vorsichtig und bescheiden sein, eher Fragen stellen als Dinge behaupten; seine Erfahrungen sind im Vergleich mit denen der anderen begrenzt.

Hier, bei den Entscheidungen, wird die Frage akut, ob Wissen besser sein kann als Nichtwissen. Nicht Wissen ist schädlich, sondern der falsche Umgang damit, und dafür sind die Entscheidenden in letzter Instanz verantwortlich. Ein besonderes Problem sind die alternativen Wissenschaftler, weil die Uneinigkeit mit ihnen die Glaubwürdigkeit der Wissenschaft gefährdet. Die ersten alternativen Wissenschaftler waren angesehene Kollegen von uns. Wir diskutierten mit ihnen, aber bald traten, über das hinaus, was man als wissenschaftliche Unsicherheit bezeichnen muß, Argumente auf, die wir gar nicht nachvollziehen konnten, und es folgte eine gegenseitige Sprachlosigkeit. Heute ist das alles festgefahren und in der Politik und den Medien verankert. Ich bekenne mich zu der Notwendigkeit eines Dialogs mit ihnen, soweit es sich nicht um die wenigen ganz Unanständigen unter ihnen handelt. Ich habe ja auch ein Buch zusammen mit einem Atomgegner geschrieben, das uns beide freut. C.F. von Weizsäcker hat hier viel Erfahrung. Die Menschen zu mögen, ist ja immer eine große Hilfe.

Für echte wissenschaftliche Aussagen sind die alternativen Wissenschaftler ebenso verantwortlich wie wir für die unseren. Deshalb ist es so wichtig, bei der Diskussion wissenschaftliche und andere Argumente auseinanderzuhalten.

Wirken in der Öffentlichkeit

Ein ganz großes Kapitel ist die öffentliche Diskussion und die Rolle der Medien. Helmut Schmidt hat die These von der Bringschuld der Wissenschaftler aufgestellt, aber das ist nur ein Teilaspekt. Alle haben eine Bringschuld. Ein Beispiel: Als ich bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft war, habe ich immer gesagt, »wir müssen unsere eigenen Fehler selbst finden und öffentlich darüber sprechen«. Aber da gibt es eine Schwierigkeit: Muß man alles sagen, was man weiß? Bei der akademischen Ethik, von der wir schon sprachen, wird das von dem Wissenschaftler verlangt. Aber im täglichen Leben ist es nicht üblich, und ich erinnere mich an einen Bundestagspräsidenten, der öffentlich bestätigt hat, daß ein Politiker immer die Wahrheit sagen müsse; aber natürlich müsse er nicht alles sagen, was er wisse. Sind wir Wissenschaftler also weiße Raben? Etwas Besseres? Wenn einer so etwas behauptet, sind alle empört. Nun muß ich aber etwas berichten: Ich habe das Glück gehabt, viele bedeutende Wissenschaftler in der Welt zu kennen, und eine hervorstechende Eigenschaft bei ihnen ist die Selbstlosigkeit. Was soll ich nun in der Öffentlichkeit sagen? Die Schwierigkeiten fangen schon viel früher an als bei diesem Problem. Ich habe einmal geschrieben, daß wir bei der reinen Forschung nicht an Anwendungen denken. Prompt kam ein Leserbrief, dies sei eine Selbstbeweihräucherung und von der Wahrheit einer solchen Aussage könne keine Rede sein.

Das öffentliche Wirken der Wissenschaftler ist eines der schwierigsten Kapitel in unserem Zusammenhang. Ich habe viel gelesen und gelegentlich gehofft, zu einem besseren Verständnis zu kommen, indem ich eine Art Rhetorikanalyse der Schriften anderer versucht habe. Dabei war mir eine große Hilfe die neue Rhetorik von Chaim Perelman. Aber vielleicht berücksichtigt er zuwenig das, was sich mir mehr und mehr als entscheidend darstellt, nämlich die Einstellung des Publikums, das unser Ansprechpartner ist. Perelman denkt an ein »vernünftiges« Publikum im antiken Sinn (wer die Götter überzeugen kann, kann alle überzeugen). Aber ich meine, wir müssen mehr auf die Werte und die Emotionen achten, die die Men-

schen bewegen, auf die Interessen, die sie veranlassen, zuzuhören, zu reden oder zu schweigen, auf die Neigung, Helden oder, viel häufiger, Sündenböcke zu suchen (Attributionstheorie).

In den fünfziger Jahren war der Wissenschaftler der Held, heute soll er meistens der Sündenbock sein.

Es gibt beim Publikum durchaus anerkennenswerte und nützliche Wertvorstellungen, und auch Emotionen können sehr wohl gute Taten fördern. Beispiel: Ein Arbeiter muß gefährliche Arbeiten ausführen. Schon zwei seiner Vorgänger sind abgestürzt und haben sich verletzt. Kollegen regen sich auf, der Mann wird besser gesichert.

Eine der heutigen Bewegungen wünscht sich eine Verlangsamung des technischen Fortschritts durch weniger Forschung (»Fortschritt in Gemächlichkeit«), unter anderem, weil man dann Schäden von Anwendungen entdecken kann, ehe sie zu groß werden. Andere aber haben es eilig mit dem Fortschritt (Beispiele sind Krebs, Aids, Dritte Welt). Wer wird gewinnen?

Wir müssen auch mehr wissen über die Rolle der Medien, die ja für die Bürger meist die einzige Quelle der Information sind und die sich bei uns mehr als Kritiker und Belehrer verstehen als etwa in England. Ich bin oft hilflos.

Alle haben Verantwortung

Vielleicht ist es nützlich, wenn ich zum Schluß die Beteiligten oder Zuhörer der öffentlichen Diskussion und auch die Entscheidenden nenne und ihr Zusammenwirken betrachte. Das Publikum ist meist nicht direkt sichtbar, beeinflußt aber Entscheidungen durch Wahlen, und die Kenntnis der öffentlichen Meinung, die heute erfragt wird, ist wichtig. Die Medien sind bei der großen Mehrzahl der Probleme fast die einzigen möglichen Informanten des normalen Bürgers, und sie sehen ihre Aufgabe nicht nur in der Information, sondern auch in Kritik und Stellungnahme. Inhaltsanalysen sind ein wichtiges Mittel, um sie zu verstehen. Die Meinung der Medien eilt meist der öffentlichen Meinung voraus. Experten werden für Ent-

scheidungen gebraucht, treten aber auch oft in der öffentlichen Diskussion auf. Da haben die Wissenschaftler viel zu lernen. Die Medien und das Publikum haben ihnen in einem gewissen Umfang das Vertrauen entzogen, und sie müssen versuchen, es durch strenge Objektivität und durch Beschränkung auf Aussagen aus ihrem Fach, auch durch Betonung aller Unsicherheiten, wiederzugewinnen. Sie müssen auch das Publikum besser verstehen lernen, und der Streit mit den alternativen Wissenschaftlern sollte auf wissenschaftliche Aussagen beschränkt und dadurch eher lösbar gemacht werden.

Bürgerinitiativen und entsprechende Verbände sind legitim, bedürfen aber einer Analyse auf Zeitgeist, Ideologie und auf Interessen, die nur zum Teil öffentlich geführt werden kann. Bewundern muß man ihre rhetorische Wirksamkeit.

Wichtige Experten sind natürlich führende Personen der Wirtschaft, die bei Entscheidungen Fachwissen und Interessen zusammenbringen müssen. Leider hat der Chef einer großen Firma eine so ungeheure Zahl von Verantwortungen und Problemen, daß er im Einzelfall mit relativ wenig Informationen auskommen muß. Ich nenne ein uns betreffendes Beispiel: Umfragen zeigen, daß leitende Personen der Wirtschaft unter allen Bildungsanstalten die Universitäten bei uns besonders schlecht beurteilen. Das ist wohl ein Urteil über die Ausbildung des Nachwuchses, der zu ihnen kommt, und man liest ja oft Vorwürfe über mangelnden Praxisbezug und verlangt Betonung zukunftsträchtiger Gebiete statt »reiner« oder zu spezialisierter Forschung. Wir meinen aber, daß fruchtbare Tätigkeit in gehobener Stellung auch in der Industrie weniger Spezialwissen als besonderes Denkvermögen fordert und daß dieses durch Beschäftigung mit bekannten Anwendungen nicht sehr gefördert wird. Wir meinen sogar, daß eine sehr große Firma auch in ihrem Forschungsbereich Abteilungen mit hohem allgemeinem Niveau brauchen könnte, nach dem Vorbild der Bell-Laboratorien oder von IBM vor einigen Jahrzehnten. Wenn eine Firma sechs Milliarden Mark im Jahr für Forschung und Entwicklung ausgibt, könnte eine zentrale Stelle mit breiter Wissenschaftskenntnis vielleicht viel mehr und schnellere Anregungen für die Entwicklung geben und damit mehr

Geld sparen, als sie selbst kostet, vorausgesetzt, daß die oberste Leitung dieses sieht und fördert.

Die Politiker und mit ihnen Teile der Verwaltung haben eine Gesamtverantwortung für Entscheidungen in ihrem Land und bedürfen deshalb besonders der Verbindung mit allen anderen Gruppen, natürlich auch mit dem Publikum, das durch Wahlen über sie urteilt. Heute beobachten wir ja groteske Meinungsverschiedenheiten zwischen Parteien oder gesellschaftlichen Gruppen in Fragen von technischem und wissenschaftlichem Fortschritt. Ich gestehe, daß ich bei Themen wie Umwelt und staatlicher Lenkung heute weniger pessimistisch bin als noch vor einiger Zeit. Die Macht des Faktischen macht sich bemerkbar, wenn die Verantwortlichen Entscheidungen treffen und ihre Folgen tragen und verständlich machen müssen.

Die Welt ist voller Probleme. Wir haben zu wenig von ethischen Forderungen gesprochen, die ich immer gern als Fragen der Nächstenliebe betrachte, wobei ich vor allem an die Dritte Welt denke. Was soll man tun? Die Antworten fordern die Hilfe aller und gehen tief in die internationale Politik. Wenn keine guten Lösungen gefunden werden, muß man große weltweite Konflikte befürchten, einen Rückschritt gegenüber heute, wo man meint, daß die Vermeidung eines Atomkriegs allgemein eine friedensstiftende Folge haben wird.

Sie sehen: Bei all diesen Überlegungen kommt Wissenschaft vor, Geisteswissenschaft und Gesellschaftswissenschaft eher mehr als Naturwissenschaft. Aber andere, im wesentlichen politische Einflüsse sind stärker. Wissen wird gebraucht, aber als Ergebnis müssen wir sagen:

»Alle Kräfte der Gesellschaft müssen zusammenwirken, damit Wissen besser ist als Nichtwissen.«

Ich möchte das Zusammenwirken sehr betonen. Mein Vortrag ist vor allem eine Frage an Sie, ob Sie das auch als Chance sehen.

CARL FRIEDRICH VON WEIZSÄCKER

EINFLUSS UND VERANTWORTUNG DER
WISSENSCHAFT

1. Vorbemerkung

Zur Vorbereitung des Gesprächs in Bad Schachen am 27. 9. 1993 hatten Herr Maier-Leibnitz und ich verabredet, jeweils einen schriftlichen Text den Teilnehmern im voraus zur Verfügung zu stellen. Der hier gedruckte Text ist derselbe, den ich damals vorgelegt hatte, mit ein paar kleinen und zwei größeren Änderungen. Diese betreffen: Abschnitt 1: »Der Plan« des damaligen Entwurfs behandelt nur den beabsichtigten Ablauf des Gesprächs. Ich lasse ihn hier weg; an seiner Stelle steht die jetzige »Vorbemerkung«. Abschnitt 5: »Was sollen die Wissenschaftler tun?« stand im damaligen Entwurf noch nicht, spiegelt aber ungefähr, was ich dann im Gespräch zu betonen versucht habe. Den Text dieses Abschnitts habe ich für einen gekürzten Abdruck meines Schachener Entwurfs verfaßt, der im Januar 1994 im Jubiläumsheft der »Physikalischen Blätter« erschienen ist.

2. Persönliche Erfahrungen

Als Kind wollte ich erst Forschungsreisender, dann, ernsthafter, Astronom werden. Vierzehnjährig, im Februar 1927, lernte ich Werner Heisenberg kennen, der mich alsbald überzeugte, daß heute die Atomphysik die zentrale Disziplin der Naturwissenschaft und damit zugleich von eminentem philosophischem Interesse sei. Als Student, 1932, wendete ich mich der damals modern werdenden Kernphysik zu, und in den folgenden Jahren wandte ich sie auf das Problem der Energiequellen der Sterne an. Technische Anwendungen interessierten mich persönlich nicht sehr. Hingegen empfand ich, fern von der Physik, die politischen Probleme, so den schon 1929 von mir als herannahend empfundenen Zweiten Weltkrieg, als brennend. Ich teilte das tiefe Krisenempfinden meiner Generation und sah keinen überzeugenden Ausweg, empfand aber die Notwendigkeit, nach dem Ausweg zu suchen.

In diese Lage fiel Ende Dezember 1938 Otto Hahns Entdeckung der Uranspaltung. Wohl im Februar 1939 erfuhr ich von Hahn, daß Joliot Sekundärneutronen gefunden hatte. Also war voraussichtlich eine Atombombe möglich. Ein Gespräch mit meinem Freund Georg Picht, schon in der nachfolgenden Nacht, führte uns zu der dreifachen Folgerung: Erstens, so wie die Welt heute ist: wenn die Bombe möglich ist, wird es jemanden geben, der sie macht, ganz einerlei, was wir selbst tun werden. Zweitens: wenn die Bombe gemacht ist, wird es jemanden geben, der sie einsetzt. Drittens: die Menschheit hat dann nur die Wahl, sich selbst zu vernichten oder die Institution des Kriegs zu überwinden. Am Abend von Hiroshima, am 6. August 1945, sah ich die beiden ersten Folgerungen und empfand die dritte Folgerung als bestätigt. Otto Hahn, mit dem gemeinsam wir interniert waren, war verzweifelt, von Schuldgefühl zerrissen, so genau er auch wußte, daß er selbst nichts zur Bombe beigetragen hatte außer der Entdeckung der Spaltung. Hätte er die Entdeckung verheimlicht, so wäre sie doch vermutlich von Joliot sehr bald auch gemacht worden, und wie konnte man hoffen, daß solches Wissen geheim bleibe? Hahn legte 1939 Wert auf die Publikation, damit nicht Hit-

lers Deutschland die Entdeckung früher als alle anderen zur Verfügung habe.

Für nichts habe ich Hahn so geliebt wie für diesen seinen Schmerz, ja, für sein Schuldgefühl. Die moralische Erörterung dieses Empfindens verschiebe ich auf den zweiten Teil meines Textes.

Ich wende mich kurz den persönlichen Erfahrungen zu, denen alle Angehörigen der internationalen Zunft der Physiker damals ausgesetzt waren. Viele von ihnen hatten an kriegswichtigen technischen Projekten mitgearbeitet. Eine sehr verbreitete Reaktion nach Kriegsende war: »Nun aber Schluß mit diesem scheußlichen Geschäft! Zurück zur Schönheit der reinen Forschung!« Andere sahen ihre Zukunft in der Mitarbeit an ziviler oder militärischer Technik. Eine kleine Gruppe derer, die, zumal in Amerika, selbst an der Bombe mitgearbeitet hatten, empfand aber eine unmittelbare praktische Verantwortung für die politischen Folgen. Die oben genannte dritte Folgerung durchzog die Geister: wenn wir überleben wollen, müssen wir dazu beitragen, daß die völkerrechtlich anerkannte Institution des Kriegs überwunden wird. Über diese Erlebnisse kann man in Victor Weisskopfs Memoiren (»Mein Leben«, Scherz-Verlag, Bern, München, Wien 1991) lesen. Freilich trat auch die fast unvermeidliche Konsequenz davon ein, daß eine Menschengruppe sich konkret auf Politik einläßt. Sie entzweiten sich untereinander über den richtigen Weg; das berühmteste Beispiel wurde der Konflikt zwischen Oppenheimer und Teller. In den folgenden Jahrzehnten wurde die Verhütung des Dritten Weltkriegs durch gegenseitige Abschreckung mittels gesicherter Zweitschlagskapazitäten ein wichtiger politischer Faktor; technisch und strategisch war dies im wesentlichen ein Entwurf wissenschaftlicher Köpfe.

In Deutschland war uns ein Jahrzehnt lang nach dem Kriegsende jede technische Arbeit an Kernenergie verboten. Als uns seit 1955 Kernreaktoren erlaubt waren, wurde das Atomministerium (Vorläufer des heutigen Forschungsministeriums) unter dem Minister Franz Josef Strauß gegründet. Sein Beraterkreis für Kernphysik wurde geleitet von Heisenberg. Von den heute noch lebenden Mitgliedern unseres Ordens gehörten ihm Maier-Leibnitz, Paul und ich an.

Ein wichtiges konkretes Anliegen war für uns, zur Finanzierung wissenschaftlicher Forschung beizutragen. Da uns zunächst nur Kernphysik als Thema gegeben war, entstand unter uns die private Redensart: »Wie kann man in diesem oder jenem unserer wissenschaftlichen Interessengebiete eine nukleare Komponente finden?«

Ich selbst hatte freilich meine Mitgliedschaft in dem Kreis vor allem aus einem Motiv der internationalen Politik gesucht. Amerika, England und Rußland besaßen die Atombombe. Man wußte, daß Frankreich daran arbeitete, ahnte dasselbe für China, fürchtete es auf längere Frist für eine Fülle kleinerer Mächte. Das nukleare Gleichgewicht der Großmächte mochte vorerst den Weltkrieg vermeiden, aber die Proliferation der Waffen in immer weiterem Rahmen erschien höchst gefährlich. Ich wollte gerne weltöffentlich gegen die Proliferation auftreten. Ich ahnte, daß Strauß und Adenauer Atomwaffen anstrebten. Unerläßlich war daher, wollte ich glaubwürdig sein, womöglich deutsche Atomwaffen zu verhindern, oder, mißlang dies, doch öffentlich gegen sie aufzutreten. So kam es schließlich 1957 zu unserer gemeinsamen »Göttinger Erklärung«.

1967 kamen, wohl durch Manfred Eigen veranlaßt, einige prominente amerikanische Wissenschaftler, darunter der Physiker Isidore Rabi und der Historiker Henry Kissinger, zu einem Gespräch mit der Leitung der Max-Planck-Gesellschaft nach München, um uns zu überzeugen, Deutschland brauche ein Analogon zur amerikanischen Institution des Scientific Adviser to the President. Schließlich wurde nur unter Minister Stoltenberg ein wissenschaftlicher Beraterkreis des Forschungsministeriums geschaffen. Aber die MPG gründete ein Institut, dessen Leitung und Namensgebung mir angeboten wurde. Ich nannte es »Max-Planck-Institut zur Erforschung der Lebensbedingungen der wissenschaftlich-technischen Welt«. Das originäre Forschungsziel war die Kriegsverhütung. Aber es war unerläßlich, die sozialen und wirtschaftlichen Konfliktursachen zu studieren; Jürgen Habermas wurde auf meinen Vorschlag zum zweiten Direktor berufen. Schließlich hatten wir schon 1970 eine höchst aktive Gruppe über Umweltfragen. Ich war genötigt, die Verschränktheit der Naturwissenschaft mit den Gegenständen der an-

deren Wissenschaften zu durchdenken; ich verdanke nicht nur unseren Ergebnissen, sondern auch der internen Diskussion von Ansätzen, die sich als fehlerhaft erwiesen, große Belehrung.

Was habe ich von diesen persönlichen Erfahrungen gelernt?

Es sei zuerst noch einmal subjektiv gesagt. Ein von politischen Fragen nicht ohne Leidenschaft bewegter Mensch wählt für sein Leben den Weg seines tieferen Interesses und wohl auch seiner spontanen Begabung und wird in unserem Jahrhundert theoretischer Physiker. Die Bahn der zentralen, damals aktuellen rein wissenschaftlichen Probleme läßt ihn in das Alarmsignal der Überlebensfragen der Menschheit geraten. Spontan führt er die Physik fort und sucht sie philosophisch zu verstehen, aber sein Gewissen gestattet ihm nicht, den Raum des ihm möglichen politischen Einsatzes wieder zu verlassen. Er fordert von seinen Kollegen nicht, daß sie genau so handeln, aber mit denen, die von verwandten Motiven getrieben sind, versteht er sich am besten. Was sagt das nun über die objektive Rolle der Wissenschaft in der Kultur aus?

Ich beende diesen Teil, indem ich eine Erzählung wiederhole, die ich auch habe drucken lassen. 1951 hatte ich mein einziges langes Gespräch mit dem Theologen Karl Barth. Ich fragte ihn in einer der Gesprächsphasen: »Ich habe mir klargemacht: Von Galilei führt in nur 500 Jahren ein schnurgerader Weg zur Atombombe. Darf ich danach das, was ich am meisten liebe, nämlich die Physik, weiter betreiben?« Er antwortete: »Wenn Sie das glauben, was alle Christen bekennen und keiner glaubt, nämlich daß Christus wiederkommt, dann dürfen Sie, ja dann sollen Sie weiter Physik machen. Wenn Sie es nicht glauben, so müssen Sie sofort aufhören.« Ich stimmte ihm spontan zu und habe seitdem mehr als zuvor die Physik zum Mittelpunkt meiner Arbeit gemacht, bis zum heutigen Tag.

Was war geschehen? Ich wußte, daß Karl Barth eine mythologische Sprache sprach. So Zentrales kann man wohl nur in mythischen Bildern sagen. Er wußte so wenig wie ich, welchen radikalen Bewußtseinswandel der Menschheit die Rede von der Wiederkunft Christi erwartet. Aber er wußte: Nur in solcher Hoffnung ist der Gang der Geschichte zu rechtfertigen.

Ich verlange von keinem meiner jetzigen Gesprächspartner, daß er mir an dieser Stelle zustimmt. Aber ich habe eine Wahrnehmung auszudrücken versucht, ohne die ich nicht leben könnte.

Was nun bedeuten diese Erfahrungen, wenn wir sie in heutiger Rationalität zu interpretieren suchen?

3. Die Wissenschaft in der Kultur

Von den subjektiven Wahrnehmungen eines Individuums gehe ich zunächst über zu den Normen, die in unserer Gesellschaft gelten.

Ist der Wissenschaftler verantwortlich für die Folgen seines Forschens?

Wir müssen zunächst zwischen legaler und moralischer Verantwortung unterscheiden. Kant erklärt Legalität als Handeln gemäß dem Gebot, Moralität als Handeln aus Achtung für das Gebot. Ich darf vielleicht hinzufügen, daß meiner Meinung nach die Einführung des Legalitätsprinzips einer der größten moralischen Fortschritte der Neuzeit, der Aufklärung war. Es ist die Basis des liberalen Rechtsstaats. Gott allein sieht das Herz; der irdische Richter darf nur urteilen, ob wir *gemäß* dem Gesetz gehandelt haben.

Hier stellt sich aber alsbald die Frage: gemäß welchem Gesetz? Nach heutiger Rechtsprechung ist es das positive Gesetz, das gilt, weil es in der Verfassung steht oder von der Legislative beschlossen ist. Wie betrifft das den Wissenschaftler? Hat der Bundestag ein Gesetz beschlossen, das gewisse Handlungen der Genmanipulation verbietet, so muß der Forscher sich rechtlich daran halten. Aber er darf überzeugt sein, das Gesetz schränke die Freiheit der Wissenschaft ungebührlich ein, und kann auf seine Änderung drängen. Wenn Kant von Handlung gemäß dem Gebot spricht, so steht dahinter eine naturrechtliche Denkweise. Der Grund der vernünftigen Gebote ist der kategorische Imperativ: »Handle so, daß die Maxime deines Handelns stets Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung werden könne.« Hierüber geht eigentlich die Debatte von der Verantwortung des Wissenschaftlers. Handelt er in der Forschung und Lehre

so, daß dieselbe Handlung jedem Menschen erlaubt oder gar geboten werden könnte? Die Antwort auf eine solche Frage hängt oft von den Erfahrungen ab, die wir mit den Folgen unserer Handlungen gemacht haben. Sie ist historisch bedingt.

Wählen wir Otto Hahns Schuldgefühl gegenüber der Atombombe als Beispiel! Selbstverständlich war sein Wille unschuldig am Abwurf einer amerikanischen Atombombe auf Hiroshima. Verantwortlich waren vielleicht die Forscher in Los Alamos, welche die Bombe gebaut haben, jedenfalls die Regierung, die ihren Abwurf befahl, und der Offizier, der ihn vollzog. Vor Gericht hätte Hahn sich mühelos gegen eine Anklage der Mitschuld verteidigt; er wußte ja im Forschungsprozeß nicht, was er entdecken würde. Aber er fühlte die Kraft des kategorischen Imperativs: Wenn alle sich so verhalten würden, wie ich mich verhalten habe, wohin käme die Menschheit? Die Frage ist wiederum unbeantwortbar, denn sein Verhalten war ein einmaliges Geschehen. Exakt dasselbe würde nie wieder getan werden. Soll man also alle Forschung verbieten? Denn Forschung ist, an den entscheidenden Stellen, dadurch definiert, daß man nicht vorher weiß, was man finden wird. Nachträglich wissen wir: So wie die Forschungsorganisation unseres Jahrhunderts ist, war die Entdeckung der Kernspaltung praktisch unvermeidlich: von Rutherford führt ein schnurgerader Weg zu Hahn und seiner Entdeckung. So wie die abendländische Wissenschaft sich entwickelt hat, kann man nachträglich sagen: von Galilei führt ein schnurgerader Weg zur Atombombe.

Gewiß bleibt die legale Verantwortung für die Bombe bei denen, die ihren Bau ermöglicht und ihren Einsatz befohlen haben. Legal verantwortlich ist die Regierung, nicht der Forscher. Aber das entschuldigt den Forscher nur vor Gericht, nicht voll vor seinem eigenen Gewissen. Durfte er so gefährliche Forschungen über Träger höchster Energien betreiben, wenn er unsere reale Welt kannte, wenn er wußte: ist die Bombe möglich, so wird sie gebaut, ist sie gebaut, so wird sie eingesetzt? Als Staatsbürger, als Weltbürger muß sich der Forscher verpflichtet fühlen, nach Entdeckung und Einsatz wenigstens am Dritten so aktiv wie nur möglich mitzuwirken: an der

Überwindung der politischen Strukturen in der Welt, die zu solchen Konsequenzen führen, also speziell an der anerkannten Legalität von Kriegen. Aber wie ist das zu leisten?

Die Frage: »Wie ist das zu leisten?« ist keine Beruhigung. Kein Übel in der Welt wird behoben, wenn wir es zuwege bringen, an seiner Unvermeidlichkeit nicht zu leiden. Aber diese Erkenntnis rechtfertigt nicht eine moralische, geschweige denn eine legalistische Anklage, die Wissenschaft sei schuld an unserem Unglück. Am Übel der Welt zu leiden, kann man nicht befehlen. Nur wird derjenige, der es vermag, dieses Leiden zu verdrängen, auch nicht das Übel beheben. Derjenige, dem sein Gewissen dieses Leiden aufnötigt, wird aber, wenn er ein echter Wissenschaftler, ein Wahrheitssucher ist, die Frage stellen, woher denn dieses Übel kommt und wie es zu beheben wäre. Das ist nicht mehr eine Frage nach Naturgesetzen, sondern nach dem Menschen. In dieser Frage begegnen sich C.P. Snows zwei Kulturen.

Als Naturforscher versuche ich, einen Ansatz, eine Suche nach der Antwort auf diese Frage zu skizzieren. Dies freilich würde uns in eine vorerst nicht beendbare gegenseitige Befragung der Wissenschaften führen. Ich skizziere den Ansatz in der Form kurzer, schlichter Behauptungen.

Die abendländische Tradition des Denkens neigt zu Harmonisierungen. Jüdisch: ein guter Gott hat die Welt gut geschaffen. Griechisch: die reinen Gestalten, zuhöchst die Idee des Guten, bestimmen auch die sinnliche Welt. Offen bleibt, woher das Übel stammt. Anders die buddhistische Lehre: Dasein ist Nichtwissen, Durst und Leiden; erst der Erleuchtete überwindet dieses Sein. Die Naturwissenschaft sieht seit Darwin auch den Menschen als Kind der Evolution, und die Evolution als struggle for survival. Der Tod der Individuen ist eine unerläßliche »Erfindung« des evolutionsfähigen Lebens. Raum entsteht so für das höher Entwickelte. Die menschliche Geschichte beschleunigt den Schritt der Evolution ums Tausendfache; nicht nach Jahrtausenden, sondern nach Jahrtausenden zählt die Zeitskala der menschlichen Kultur. Dies ist die Folge der Weitergabe erworbenen Wissens und Könnens durch sprachförmiges Denken. Die Wissen-

schaft ist eine in der Kulturentwicklung neugewonnene Ausprägung solchen Denkens. Sie verleiht nie dagewesene Macht, wie Francis Bacon und René Descartes, noch als Optimisten, erkannten. Damit wird aber auch die Macht des Tötens erhöht. Eine neue denkerische Reflexion wird nötig: auf die Gesetze dieser Entwicklung zur Moral. Nach Konrad Lorenz ist der Wolf dem Wolf kein Mensch. Das bewaffnete Tier hat in gewissen Situationen die instinktive Hemmung dagegen, seinesgleichen zu töten. Das wird durch die Soziobiologie differenzierter gesagt, aber nicht aufgehoben. Der von Natur unbewaffnete Mensch hat diese instinktive Hemmung nicht hinreichend; daher entsteht, wenn die Kultur Waffen erfindet, die Institution des Kriegs. Eine lehrbare Moral muß ersetzen, was der Instinkt nicht leistet. Wir können aber nicht unser intellektuelles Wissen und die dadurch ermöglichte Macht so wie heute über die vergangenen Jahrtausende hinaus erheben, die politische Moral jedoch auf der Stufe vorchristlicher Imperien stehenbleiben lassen. Wenn jemand die geistige Schulung hat, dies zu sehen, so sollten es die Wissenschaftler sein. Daher muß ihr Gewissen von ihnen fordern, die Vorkämpfer für diesen Bewußtseinswandel der Menschheit zu sein. Darum litt Otto Hahn. Dafür habe ich ihn geliebt.

4. Konkrete Wissenschaften

Was können wir Wissenschaftler, jeweils in unserem eigenen Fach, zu diesem Bewußtseinsfortschritt beitragen? Ich kann nur einige Beispiele berühren. Sie umfassen zwei Fragenklassen. Einmal die normal menschliche Reflexion auf das eigene Verhalten. Andererseits den Beitrag, den die jeweilige spezielle wissenschaftliche Disziplin zum Verständnis des Vorgangs leisten kann.

Das Problem der *Physik* habe ich oben an Hand meiner eigenen Erfahrungen erörtert. Ihre Entdeckungen haben sich als instrumental für Waffentechnik erwiesen und so das Problem des Friedens stärker als je zuvor ins Bewußtsein gerufen. Ich habe aber auch andere Abhängigkeiten angedeutet. Um die Forschung, die wir aus Wissens-

drang betreiben, finanziell zu fördern, suchte der Beraterkreis »Kernphysik« nach nuklearen Anwendungen solcher Forderungen – nuklear hier nicht für Waffen, sondern für Energie-Erzeugung. Die Richtung der finanzierbaren Forschung wird so vielfach von ökonomischen Interessen bestimmt. Das ist nicht an sich schlecht, aber es enthält Faktoren, die wir uns bewußt machen müssen.

In der *Biologie* ist heute die Gen-Technik viel erörtert. Ich bin da nicht Fachmann, möchte gern von Fachleuten lernen. Nur eine Frage möchte ich hervorheben. Wer von ihren Gefahren spricht, meint meist fehlgeleitete, unerwünschte Resultate. In der Physik war jedoch die große, gefährliche Macht nicht der Irrtum oder Fehlschlag, sondern der durchschlagende Erfolg wie eben die Atombombe. Was geschieht, wenn höchst erfolgreiche Züchtungen den Markt mit neuen Monopolen erfüllen? Ist dies durchdacht?

Hiermit berühre ich die *Ökonomie*, über die Herr Giersch uns lehrt. Hierzu ein paar Reflexionen. Adam Smith hat uns gelehrt, daß der freie, polypolistische Markt den Egoismus und damit den Fleiß und die Intelligenz von Millionen anregt und so der Stifter des Wohlstands der Nationen (Wealth of Nations) wird. Dreierlei leistet der Markt aber nicht: den Schutz der Nation nach außen, die legale Ordnung im Innern und die Infrastruktur, die dem, der sie schafft, keinen persönlichen Gewinn bringt (sein Beispiel: Leuchttürme). Diese drei Aufgaben fallen dem Staat zu. Hierzu kommt heute die nun bald größte vierte Herausforderung: der Schutz der Umwelt. Ich möchte dafür auf das Buch »Erdpolitik« von E. U. v. Weizsäcker verweisen (Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt, 1992). Das Wurzelproblem der *Ökologie* ist das Wirtschaftswachstum. Ich möchte annehmen, daß hier dieselben Kausalitäten am Werk sind wie schon in der organischen Evolution: struggle for survival als Vorbedingung und wiederum als Folge des Wachstums. Es wird heute lebensnotwendig, das Wachstum in einer nicht-selbstmörderischen Weise zu lenken.

Eine höchst wichtige Rolle fällt den *Geisteswissenschaften* zu, nämlich die hermeneutische Schulung, die sie uns vermitteln sollten.

Wie wollen wir uns in der konflikterfüllten Welt, in der wir unausweichlich leben, orientieren, wenn wir nicht die drei Schritte des hermeneutischen Verstehens lernen: Zuerst das Fremde als fremd erkennen, also nicht mehr nach unseren eigenen Vorurteilen beurteilen. Zweitens das Fremde von seinen eigenen Voraussetzungen her verstehen lernen. Drittens uns selbst von außen sehen lernen, die Kunst, uns selbst fremd zu werden und so erst unsere eigenen egoistischen Verdrängungen uns selbst langsam sichtbar werden zu lassen.

5. Was sollen die Wissenschaftler tun?

In dem aus der Antike überlieferten hippokratischen Eid verpflichtet sich der Arzt, seine Kunst nur zum Heil seiner Patienten, aber nicht zum Schaden oder gar Tod irgendeines Menschen zu verwenden. Der Fortschritt der naturwissenschaftlich ermöglichten Technik in unserem Jahrhundert hat den Gedanken entstehen lassen, in allen Wissenschaften eine solche Selbstverpflichtung der Forscher zu verlangen. Ich selbst wäre jederzeit bereit, mich einer derartigen gemeinsamen Verpflichtung zu unterwerfen. Die oben angestellten Überlegungen aber zeigen, daß die wünschenswerte formelle Verpflichtung dieser Art unser Problem noch nicht löst. Zwei Fragen bleiben:

1. Wissen wir, was nützlich und was schädlich ist?
2. Was müssen wir tun, um aktiv Nutzen zu fördern und Schaden zu hindern?

Zu 1.: Auf diese Frage zielten die obigen Überlegungen. Die Folgen wissenschaftlichen Forschens sind ökologisch, ökonomisch, sozial, politisch zu beurteilen. Sie fordern also aktive interdisziplinäre Zusammenarbeit. Die mit dem ständig wachsenden wissenschaftlichen Stoff zunehmende spezialistische Einschränkung der Wissenschaftler kann, unter diesem Gesichtspunkt beurteilt, nur unheilvolle Folgen für die Menschheit haben. 1959 wurde die »Vereinigung deutscher Wissenschaftler« (VDW) gegründet, deren Thema die Aus-

wirkungen der Wissenschaft aufs menschliche Leben sind. Ich habe einmal vorgeschlagen, jedes Mitglied der VDW, das akademischer Lehrer ist, solle sich verpflichten, fünf Prozent der Zeit jeder seiner Vorlesungsreihen diesen interdisziplinären Fragen zu widmen. Der Vorschlag ging in anderen, spezielleren Aktivitäten unter. Ich wäre aber jederzeit bereit, ihn wieder aufzugreifen.

Zu 2.: Diese Frage kommt naturgemäß an zweiter Stelle, denn wir können Nutzen und Schaden erst sinnvoll beeinflussen, wenn wir sie zu verstehen begonnen haben. Dann freilich erweist sich aktiver Einfluß aufs Geschehen als evidente Pflicht. Das heißt nicht, daß der Wissenschaftler in den politischen Beruf übergehen müßte; das bleibe Angelegenheit weniger, politisch speziell engagierter und (hoffentlich) begabter Personen. Ich habe politische Ämter, die man mir angeboten hatte, einige Male abgelehnt, mit dem *politischen* Motiv, meinen Kollegen zu zeigen, daß man auch vom fortgeführten wissenschaftlichen Beruf aus politisch wirken kann. In der Demokratie ist die öffentliche Meinung wichtig. Es gibt kluge Politiker, die sehr wohl beurteilen können, was notwendig wäre, die aber auch wissen, daß sie die nächste Wahl verlieren werden, wenn und weil sie in einer wichtigen Frage das Vernünftige und Notwendige tun. An ökologischen Fragen ist das am leichtesten zu sehen, doch gilt es generell. Es scheint mir Pflicht des Wissenschaftlers, an der Prägung einer vernünftigen öffentlichen Meinung intensiv mitzuwirken. Dies ist noch nicht genug, aber es ist notwendig.

Wenn hinreichend viele Wissenschaftler sich auf beide Fragen aktiv einlassen, wird die Wissenschaft beginnen können, ihre Pflicht gegen die Mitmenschen zu erfüllen.

Literaturhinweise

- »Göttinger Erklärung der Atomwissenschaftler«; in: C. F. v. Weizsäcker, »Der bedrohte Friede«, Hanser-Verlag München 1981, S. 29–30.
»C. P. Snows Zwei Kulturen« (1985); in: C. F. v. Weizsäcker, »Zeit und Wissen«, Hanser-Verlag München 1992, S. 968–973.

HENDRIK B. G. CASIMIR

WISSENSCHAFT-TECHNOLOGIE-SPIRALE UND
GRIECHISCHE TRAGÖDIE

Bemerkungen zum Thema

»Wirkung von Wissenschaft und Verantwortung der Wissenschaftler«

1. Wissenschaft und Technologie

Die Entwicklung der Wissenschaft folgt keineswegs einer schnurgeraden Linie. Vielmehr handelt es sich um ein verwickeltes Durcheinander. Manche Untersuchungen gelangen in eine Sackgasse, andere kommen zu einem vorläufigen Abschluß. Scheinbar nicht miteinander im Zusammenhang stehende Untersuchungen können plötzlich konvergieren und einen neuen Weg öffnen. Dabei arbeiten immer nur wenige Forscher wirklich an der Frontlinie, beschäftigen sich mit ganz neuen Erscheinungen oder ganz neuen Prinzipien der Naturbeschreibung. Die meisten Forscher, auch die meisten Grundlagenforscher, sind damit beschäftigt, Theorien zu verfeinern, deutlicher zu formulieren, auf konkrete Spezialfälle anzuwenden und so weiter, oder als Experimentatoren an sich bekannte Erscheinungen genauer zu verfolgen, zu verbreitern und zu konsolidieren.

Ein ähnliches Bild kann man vom Fortschritt der Technik entwerfen. Der Fortschritt der Technik ist aber in zunehmendem Maße von Ergebnissen der »reinen« Forschung abhängig, d.h. von Untersuchungen, die nicht um der Anwendungen willen unternommen

wurden. Ich wiederhole einige Beispiele, die ich an anderer Stelle erwähnt habe. Die Elektro-Industrie entwickelte sich erst, nachdem die Haupteigenschaften des elektromagnetischen Feldes und ihre theoretische Deutung gefunden waren. Von Siemens hatte die Untersuchungen vieler Forscher (u. a. Ampère, Oerstedt, Gauß, Faraday) als Ausgangspunkt. Das elektromagnetische Feld und die elektromagnetischen Induktionserscheinungen wurden nicht von oder im Auftrag von Fabrikanten entdeckt, die einen Ersatz für lange Treibriemen suchten, damit sie die Energie einer Dampfmaschine in praktischer Weise auf mehrere Werkzeugmaschinen verteilen können.

Die elektromagnetischen Wellen wurden von Heinrich Hertz entdeckt, aufgrund der theoretischen Vorhersage von Maxwell, und nicht, weil die Post mit den Leistungen von Pferden, Schiffen und Lokomotiven unzufrieden war. Wieder dauerte es einige Dezennien, bis die Radiowellen sich industriell durchsetzten.

Die Elektronenröhren als Hilfsmittel zum Detektieren und Verstärken der Radiowellen wurden erst erfunden, nachdem die Existenz der Elektronen durch viele Untersucher – ich erwähne den Engländer J. J. Thomson und meinen Landsmann H. A. Lorentz – sichergestellt war.

Was die Kernphysik betrifft, möchte ich betonen, daß die grundlegenden Versuche von Becquerel, Madame Curie und Rutherford schon um 1900 begonnen haben.

Es wird oft behauptet, daß die »Latenzzeit« zwischen reiner Forschung und Anwendung immer kürzer wird. Ich bin nicht der Meinung. Sie beträgt in unserem Jahrhundert etwa 15 bis 20 Jahre. Und von den letzten Errungenschaften der Kosmologie und der Teilchenphysik sind einstweilen keinerlei Anwendungen in Sicht.

Andererseits wäre die heutige Forschung unmöglich ohne Hilfsmittel, die aus der Industrie stammen. Man braucht nicht einmal ein Zentrum wie CERN zu besuchen, um das einzusehen. In jedem einigermaßen gut ausgestatteten Laboratorium findet man Computer und elektronische Meßgeräte in Hülle und Fülle sowie Vakuumapparaturen, optische Instrumente und Präzisionswerkzeugmaschinen,

die ihre Existenz der Industrie verdanken. Und hier gibt es keine Latenzzeit; jede technische Neuerung wird auf ihre Brauchbarkeit für Forschungszwecke geprüft. Die Astronomen sind in dieser Hinsicht besonders energisch.

Der technische Fortschritt beruht also auf alten und neuen wissenschaftlichen Ergebnissen mit einer Verzögerung von wenigstens 15 oder 20 Jahren. Wissenschaft benutzt technische Ergebnisse, alte und, ohne Verzögerung, auch die neuesten. Diesen Mechanismus pflege ich als Wissenschaft-Technologie-Spirale zu bezeichnen.

Aufgrund dieses Modells läßt sich manches verstehen. Zunächst die Rolle des industriellen Forschungslaboratoriums. Seine Aufgabe ist es, Vermittler zu sein zwischen reiner Wissenschaft und Technik. Die wissenschaftlichen Ergebnisse werden ja oft in einer Form dargestellt, die für den Techniker schwer verständlich ist. Auch fehlen vielfach genaue, für den Theoretiker weniger wichtige, aber für den Techniker unentbehrliche Daten. Um diese Aufgabe gut zu erfüllen, ist es fast notwendig oder jedenfalls wünschenswert, daß das Industrielaboratorium auch eine gewisse Aktivität in der Grundlagenforschung hat. Das ist aber nicht seine Hauptaufgabe. Auch soll das Industrielaboratorium gelegentlich – aber nicht immer – ein Produkt bis zur Fertigung entwickeln.

Was passiert in einem Krieg? Dann wird im allgemeinen die Grundlagenforschung verzögert, dafür aber die Latenzzeit verkürzt. Die Atombombe ist ein deutliches Beispiel. Ohne die riesigen, durch den Krieg angeregten Anstrengungen hätte es wohl sehr viel länger gedauert, bis ein brauchbarer Kettenreaktor entwickelt wäre. Auch die Entwicklung der Technik der Zentimeter- und Millimeterwellen für Radarzwecke ist ein gutes Beispiel. Nach Kriegsende hat die Grundlagenforschung viele der technischen Errungenschaften der Kriegszeit anwenden können.

2. Beherrschung der Spirale

Ich habe gelegentlich gesagt, die Wissenschaft-Technologie-Spirale sei ein fast autonomer Mechanismus. Damit meine ich, daß dieses Wechselspiel von Wissenschaft und Technik von externen Faktoren nur wenig beeinflußt, jedenfalls nicht beherrscht wird. Die Grundlagenforschung geht ihren eigenen Weg. Regierungen können sie hemmen oder fördern, indem sie weniger oder mehr Geld zur Verfügung stellen; aber Versuche, Forschungsprogramme im Hinblick auf mögliche Anwendungen zu definieren, sind sinnlos. Die erwähnte Latenzzeit macht es für Wissenschaftler und Techniker unmöglich, die Zukunft vorherzusagen. Kann man da erwarten, daß die Bürokratie es schaffen wird? Allerdings werden industrielle Entwicklungen durch ökonomische und gesellschaftliche Faktoren beeinflußt, aber technische Möglichkeiten, wie z. B. Farbfernsehen oder neuerdings der Faxbetrieb, setzen sich irgendwie durch. Wer kontrolliert die Spirale? Niemand.

Man kann nicht bestreiten, daß diese gegenseitige Unterstützung von Wissenschaft und Technik effizient ist. Sie ist aber gerade deshalb auch beunruhigend.

3. Die griechische Tragödie

Die folgende Analogie scheint mir zutreffend.

Ödipus wußte nicht, konnte nicht wissen, daß der Mann, den er in einem Straßenkampf tötete, sein Vater war. Er wußte nicht, konnte nicht wissen, daß die Frau, die er heiratete, seine Mutter war. Trotzdem war er verzweifelt, als er beides erfuhr, so verzweifelt, daß er sich die Augen austach.

Otto Hahn wußte nicht, konnte nicht wissen, daß seine Untersuchungen zur Uranspaltung führen würden und daß diese die Atombombe ermöglichen würde. Trotzdem war er verzweifelt, als er das Schicksal von Hiroshima und Nagasaki erfuhr.

HERBERT GIERSCH

THESEN ZUM THEMA
WISSENSCHAFTLER IN DER WIRTSCHAFTS-
POLITISCHEN VERANTWORTUNG

1. Wirtschaftswissenschaftler tragen eine fachspezifische Verantwortung gegenüber der Öffentlichkeit, soweit man auf sie hört. Sie beeinflussen – möglicherweise –

- (i) das Verhalten der Wirtschaftssubjekte, also der Unternehmen und der Haushalte, und
- (ii) die wirtschaftspolitische Willensbildung, vor allem in internationalen Organisationen und staatlichen Instanzen, in Parteien und Interessenverbänden, einschließlich der Tarifvertragsparteien, in großen Unternehmen und in der breiten Öffentlichkeit.

2. Wirtschaftswissenschaftler äußern sich als berufene Mitglieder von Beratungsgremien mit freier Themenwahl oder speziellem Auftrag, als Gutachter in konkreten Sachfragen oder als Staatsbürger im Rahmen eines selbst gewählten Rollenverständnisses.

3. Das Rollenverständnis, das ich mir zu eigen gemacht habe, ist nicht das eines distanziereten Beobachters – im Gegenteil. Es wurde geprägt durch das Kindheitserlebnis der Weltwirtschaftskrise und die Beobachtung, daß sich die Betroffenen vielfach den radikalen

Parteien zuwandten. Warum, so stellte sich mir die Frage, haben die deutschen NationalökonomInnen die schwere Depression der frühen dreißiger Jahre nicht vorhergesehen, nicht verhüten können, nicht in den Anfängen zu bekämpfen gewußt? Diese Alptraum-Frage hat nicht nur mein Studienziel bestimmt; sie führte mich auch zu der Überzeugung, daß aus der Freiheit zum Wissenserwerb eine besondere Verantwortung erwächst: Wo Wissen verfügbar und nützlich ist, ist Unwissenheit verwerflich; wo Unheil droht, ist Schweigen schädlich; und wo sich Schlimmeres verhüten läßt, ist Gelassenheit keine Tugend.

4. Am eigenen Verhalten beobachte ich, was dies bedeuten kann: Man ist auf kurze Sicht ein Pessimist und zum Ausgleich dafür ein Langfrist-Optimist. In der Rezession plagt mich die Angst vor einer sekundären Deflation, die sich zur Depression vertiefen kann. Da drängt es mich zum Aktionismus, auch im Blick auf das Geldangebot und die gesamtwirtschaftliche Nachfrage. Doch während Keynes argumentierte, auf lange Sicht seien wir alle tot, beruht der Langfrist-Optimismus, der mir berechtigt erscheint, auf der begründeten Vermutung, daß wir aus Fehlern lernen und deshalb – und überhaupt – künftig allesamt viel mehr wissen werden, als es heute der Fall ist. Manche mögen solchen Langfrist-Optimismus leichtfertig nennen, aber er läßt sich auch mit Erfahrungen in marktwirtschaftlichen Ordnungen rechtfertigen. Wo es viele kleine Krisen gibt, ist die große Krise nicht so sehr zu befürchten.

5. Der Kurzfrist-Pessimist, der an seiner Verantwortung trägt, möchte sich, wenn Gefahr im Verzuge ist, auch deshalb warnend zu Wort melden, damit er vor sich und anderen später ein Alibi hat. Dies gilt nicht nur für den erwähnten Rezessionsfall, sondern auch für die Inflationsgefahr. Aber soll man schlafende Hunde wecken? Darf man der Politik in die Arme fallen, wenn sie – wie im Falle der deutschen Vereinigung – einen historischen Prozeß bewältigt, aber diesen zugleich mit einer unglaublich hohen Hypothek belastet, sei es durch einen politisch bedingten Wechselkurs bei der Währungsumstellung, sei es durch eine gigantische Kapitalvernichtung in den

neuen Ländern, sei es durch eine extreme Zunahme der Staatsverschuldung für konsumtive Zwecke?

6. Viele Fragen grundsätzlicher und praktischer Art tauchen auf, wenn sich der Wirtschaftswissenschaftler seiner Verantwortung bewußt wird: Wie laut soll gerufen, wie eindringlich gewarnt, wie sehr dramatisiert werden? Wo beginnt die unverantwortliche Panikmache? Wieviel davon verträgt die eigene Glaubwürdigkeit in Fachkreisen und in der Öffentlichkeit? Darf man die Zweifel unterdrücken, die man an der Richtigkeit der eigenen Diagnose und der Therapievorschläge hegt? Wo beginnt die Gefahr der »self-fulfilling prophecy«? Darf man verantwortliche Politiker stören, wenn sie sich auf »Gesundbeten« und »Seelenmassage« (moral suasion) konzentrieren? Oder muß man sie dabei unterstützen, auch wenn man diese Therapie für Scharlatanerie hält? Ist es zulässig, einer Wirtschaftspolitik in die Parade zu fahren, die auf der Ausbeutung von Geldillusion beruht (»lieber fünf Prozent Inflation als fünf Prozent Arbeitslosigkeit«). Muß man schweigen, wenn Politiker die Kritik des Marktes (etwa an falsch fixierten oder falsch gewordenen Wechselkursen) als »Spekulation« denunzieren oder wider besseres Wissen oder besseren Rat verkünden, es werde eine Anpassung des Wechselkurses nicht (1969: nie!) geben? Was ist zu tun, wenn die Geschichte eine Aufgabe stellt, die praktisch unlösbar ist, zum Beispiel die Beantwortung der Frage, in welcher Reihenfolge und in welchem Tempo die vielen Reformschritte auf dem Weg vom realen Sozialismus zur funktionsfähigen Marktwirtschaft in diesem oder jenem konkreten Fall am besten gegangen werden sollten? Was spricht grundsätzlich für Gradualismus, was für einen waghalsigen Sprung über den Abgrund?

7. Viele dieser Fragen sind auch deshalb moralisch von Gewicht, weil die komplexe Natur des wirtschaftlichen Geschehens und unser begrenzter Kenntnisstand es nicht erlauben, die alternativen Abläufe und die Folgen der verschiedenen Empfehlungen hinreichend präzise zu beschreiben und die Folgen für die Begünstigten und die Benachteiligten objektiv zu quantifizieren. So vermengen sich

Schätzurteile und Werturteile. Für den Diskurs ist es nach meinem Dafürhalten notwendig, daß man andere über die mögliche Wertbezogenheit des eigenen Urteils nicht hinwegtäuscht, also nicht mögelt. Aber noch setzt man sich dem Ideologieverdacht aus, wenn man offen erklärt, von welchem Standpunkt im Wertesystem die alternativen wirtschaftlichen Perspektiven, die man aufzeigt, gesehen wurden und zu sehen sind. Vieles, was sich als objektive Wissenschaft präsentiert, hat subjektive Komponenten. Aber es gibt unter Fachvertretern neben Unterschieden viel Konsens, seit dem Scheitern des Sozialismus mehr als früher.

8. Die Verantwortung, die der Wirtschaftswissenschaftler als Person trägt, wird wesentlich erleichtert dadurch, daß es keine (natürlichen) Meinungsmonopole mehr gibt, zumindest nicht in fortgeschrittenen westlichen Ländern. In der polypolistischen Konkurrenz auf dem Markt der Ideen sind die Chancen oder Risiken der »self-fulfilling prophecy«, der Gesundheitsbeterei oder auch nur eines kurzfristigen Wissensvorsprungs gering.

9. Es gibt fast keinen geheimen Rat mehr, beinahe nur noch offenen. Der Sachverständigenrat muß die Jahreshutachten veröffentlichen; die Wirtschaftsforschungsinstitute verhalten sich ähnlich. Wer seinen Rat anbringen will, muß sich verständlich machen, darf auch den Weg über die Medien nicht scheuen. Vielleicht ist hier die Wissenschaft gegenüber organisierten Interessengruppen im Nachteil. Zumindest die elektronischen Medien eignen sich nicht zur Präsentation komplexer Zusammenhänge. Es dominiert das Denken in verkürzten Kausalketten, sofern nicht überhaupt nur Zustände abgebildet werden. Statt über die positiven Wirkungen einer Therapie erfahren die Zuschauer viel über den Schmerz und Protest der Betroffenen. Ökonomen, die auf die längerfristig wirkenden Kräfte der Regeneration setzen, gelten als kaltherzige Menschenverächter. Man sagt ihnen nach, sie kennten den Preis von allem und den Wert von nichts. Politiker, die auf Stimmenfang bedacht sind, dürften sich in ihrer Nähe nicht wohl fühlen. Doch politischer Populismus kann zu Politikverdrossenheit führen. Dann mag der Wirtschafts-

wissenschaftler mehr Gehör finden oder sogar – wie derzeit in Italien – als Nothelfer direkt in die politische Verantwortung gerufen werden. Wenn es Politikern ins Konzept paßt und sie sich schon entschieden haben, begrüßen sie unterstützende Gutachten oft als wichtige Entscheidungshilfe. Doch ändert dies nichts daran, daß die Gesellschaft offener wird und die Wirtschaftswissenschaft mehr gehalten ist, zur Meinungsbildung in der Öffentlichkeit aufklärend beizutragen.

10. Die Märkte sind heute – dank der niedrigen Kommunikationskosten – sehr hellhörig und gewitzt. Den Finanzmärkten durch Wissensvorsprung zuvorkommen ist – anders als noch zur Zeit von Keynes – fast unmöglich, beinahe nur noch Glücksache. Damit verschiebt sich der komparative Vorteil von Wissenschaft auf der Zeitachse – hin zu den längerfristigen Strukturproblemen. Hier wirken Gesetzmäßigkeiten, die die Hochlohnländer dazu zwingen, den Aufholländern, die ihnen auf den Fersen sind, durch Prozeßinnovationen (zur Kostensenkung) und Produktinnovationen (zum Gewinnen neuer Märkte) davonzueilen. Außerdem gibt es einen wachstumsbedingten Strukturwandel zugunsten des modernen Dienstleistungssektors und der Beschäftigung von kenntnisreichen Menschen (»Humankapital«). Entsprechend verschlechtern sich auf dem Standort Deutschland die Chancen für die Herstellung vieler traditioneller Erzeugnisse. Es gibt Unternehmen, die die diesbezüglichen Studien und Projektionen des Kieler Instituts für Weltwirtschaft in den frühen siebziger Jahren beachtet und zu ihrem Vorteil ernstgenommen haben, etwa in der Stahlindustrie, während andere Unternehmen durch Ignorieren und Unterlassen in die Stahlkrise geraten sind. In der Textilindustrie haben solche Studien zunächst heftige Proteste ausgelöst. Denn sie veranlaßten – ganz richtig – die Banken zur Vorsicht bei der Kreditgewährung. Inzwischen sind viele Arbeitsplätze dieser Branche in die Aufholländer abgewandert. (Was aber wäre gewesen, wenn wir etwas Falsches vorausgesagt hätten?)

11. Es steht nun inzwischen die Problematik des Industriestandorts

Deutschland ganz oben auf der Tagesordnung der wirtschaftspolitischen Debatte. Für die Zukunft gibt es Grund zu der Vermutung, daß sich die Erwerbchancen vieler Arbeitskräfte hierzulande dramatisch verschlechtern werden, wenn sich mehr und mehr Länder nicht nur in Fernost (China), sondern auch in Südasien (Indien, Pakistan) und erneut in Lateinamerika (Argentinien, Brasilien, Mexiko) voll in die weltwirtschaftliche Arbeitsteilung eingliedern, und zwar mit Arbeitskräften, die kaum weniger leistungsfähig sind, sich aber zu einem Bruchteil des hiesigen Lohnes anbieten. Ein ähnlicher Wettbewerbsdruck ist aus Mittel- und Osteuropa zu erwarten. Was kann geschehen, um eine Kollision der Interessen zu vermeiden? Welche Orientierungen brauchen die Märkte und die wirtschaftspolitischen Instanzen, damit die Gefahr eines verheerenden Anstiegs der Arbeitslosigkeit in Deutschland abgewendet wird? Ob uns wohl das wirtschaftliche Schicksal der Weimarer Republik eine eindringliche Lehre sein wird?

12. Wirtschaftswissenschaft, die von der Öffentlichkeit finanziert wird, hat nach meinem Dafürhalten eine Bringschuld gegenüber der Öffentlichkeit. Hierüber besteht wohl eine stillschweigende Übereinkunft. Außer dem Warnen vor Fehlentwicklungen in der Zukunft gehört zu den Aufgaben das Aufdecken von Fehlern, die sich korrigieren lassen, und von Verbesserungsmöglichkeiten allgemein. Wir sprechen von Marktversagen und Politikversagen, identifizieren aber auch Fälle von Verwaltungs- und Bürokratieversagen und von Fehlentscheidungen der Tarifvertragsparteien auf dem Arbeitsmarkt (Organisationsversagen). Allgemein sind die Konsequenzen um so bedenklicher, je weniger die Kräfte der negativen Rückkopplung zur Wirkung gelangen. Mit diesem Satz soll nicht nur das Umweltproblem abgedeckt werden, über das viel zu sagen wäre. In letzter Instanz geht es auch um die Möglichkeit eines Wissenschaftsversagens. Wo sind wir blind infolge traditioneller Vorurteile und Tabus, wo sind wir geblendet von modischen Modellvorstellungen? Tröstlich ist es zu wissen, daß die Wirtschaftswissenschaft – ähnlich wie andere Disziplinen und vielleicht mehr noch – ein offenes System ist.

VICTOR F. WEISSKOPF

KÖNNEN WIR DIE GEFAHREN DES
BEVÖLKERUNGSZUWACHSES DER ERDE
VERMEIDEN?

Die Weltbevölkerung wird im nächsten Jahrhundert zweifellos weiter zunehmen. Wird die globale Nahrungsproduktion entsprechend anwachsen? Um die Bevölkerung in einer zufriedenstellenden Weise zu stabilisieren, wird es nötig sein, die heutige Nahrungsproduktion mehr als proportional zum Bevölkerungszuwachs zu erhöhen. Nur so wird man alle Menschen mit einer adäquaten Diät versorgen können, welche heute in den Entwicklungsländern nicht geboten wird. Das Department of International and Social Affairs der Vereinten Nationen hat Schätzungen des Bevölkerungszuwachses publiziert. Selbst, wenn von heute an die Anzahl der Kinder pro Frau den stationären Wert von 2.2 annehmen würde, was äußerst unwahrscheinlich ist, würde die Weltbevölkerung im Jahr 2050 fast 8 000 Millionen erreichen. Mit den jetzigen Geburtenzahlen wird die Bevölkerung der Erde im Jahr 2050 mehr als 10 000 Millionen betragen – selbst unter Berücksichtigung der zu erwartenden Abnahme der Fertilität durch steigende Geburtenkontrolle in den Entwicklungsländern. Der Bevölkerungszuwachs wird hauptsächlich in den Entwicklungsländern stattfinden. Die Bevölkerung in der entwickelten Welt wird sich in dieser Periode höchstens um zehn Prozent vergrö-

Bern. Das bedeutet, daß die Nahrungsproduktion um einen Faktor von etwa drei anwachsen und gerechter verteilt werden müßte, um eine adäquate Versorgung zu erreichen.

Wird das überhaupt möglich sein?

Es stehen diesem Ziel große Schwierigkeiten gegenüber. In den Jahren 1950–1984 hat die »grüne Revolution« durch Einführung energie-intensiver Landwirtschaft und durch Entwicklung hochproduktiver Saaten die Getreideproduktion fast verdreifacht. Der Ertragszuwachs steigt weiter linear mit der Zeit. Die Bevölkerung wächst aber exponentiell, so daß heute bereits der Getreideertrag pro Kopf abfällt. Die Durchführung der grünen Revolution hat sich leider negativ auf die Umwelt ausgewirkt. Sie hat zu einer verstärkten Erosion des Bodens beigetragen. Die heutigen Methoden der Landwirtschaft vermindern daher die Bodenproduktivität und führen zu Ackerlandverlusten. Außerdem fällt Ackerland anderen Zwecken wie Verstädterung und Autostraßen zum Opfer. Alle diese Umstände reduzieren die Produktivität des Bodens und vermindern die jährlichen Bodenerträge.

Erosion ist ein ernstes Problem. Ackerkrume verschwindet 16- bis 300mal schneller, als sie sich wieder aufbaut. Es gehen pro Jahr ungefähr sieben Prozent des Ackerbodens verloren.

Wasser für Ackerbewässerung ist wesentlich für Nahrungsproduktion. Ungefähr 16 Prozent des Ackerlands der Erde ist künstlich bewässert und liefert zwei- bis dreimal den Ertrag des unbewässerten Bodens. Daher produzieren diese 16 Prozent ungefähr ein Drittel der Welternte. Das erfordert aber große Wassermengen. Ein Kilogramm Getreide benötigt 1400 Liter Wasser, ein Kilogramm Reis sogar 4700 Liter. Ein großer Teil des bewässerten Bodens wurde aber durch Versalzung und schlechte Bewässerungsmethoden beeinträchtigt. Seit 1978 hat daher die bewässerte Bodenoberfläche weniger zugenommen als die Bevölkerung.

Neue Studien der weltweiten Nahrungsproduktion haben gezeigt, daß eine Verdreifachung des heutigen Ertrags in den nächsten 30 Jahren wahrscheinlich unmöglich ist. Selbst eine Verdoppelung, die die heutige prekäre Situation in den Entwicklungsländern nicht ver-

bessern würde, könnte nur durch radikale Maßnahmen erreicht werden. Die Landwirtschaft müßte auf der ganzen Welt modernisiert werden; der Lebensstil der entwickelten Welt müßte wesentlich verändert werden, und der Westen müßte die Entwicklungsländer finanziell und in technischer Hinsicht in weitgehender Weise unterstützen, um so die Bodenproduktivität zu erhöhen.

Die Modernisierung der Landwirtschaft, besonders in den Entwicklungsländern, ist vom technischen Gesichtspunkt aus sicher möglich, aber ihre Durchführung würde viele soziale, finanzielle und politische Probleme aufwerfen. Die entwickelten Länder müßten nicht nur finanzielle und technische Hilfe beitragen, sondern auch den verschwenderischen Verbrauch von Nahrungsmitteln und Energiequellen in den eigenen Ländern einschränken. Ein Beispiel ist die Fleischproduktion, die viermal so viel Boden pro Nahrungseinheit verbraucht wie die pflanzlichen Nahrungsmittel. Der Westen müßte den Fleischkonsum wesentlich einschränken. Heute wird ungefähr 38 Prozent der Welt-Getreideproduktion für die Viehzucht verwendet. In den USA könnte der Getreideverbrauch für das Vieh 400 Millionen Menschen ernähren. Die Methoden der Bewässerung könnten weitgehend verbessert werden, indem man Verdampfung vermeidet und die Wassermenge pro Nahrungseinheit reduziert. Weiterhin könnte die Schädlingsbekämpfung in vieler Hinsicht verbessert werden. Heute zerstören Insekten, Pflanzenkrankheiten und Unkraut ungefähr 35 Prozent der ausgesäten Welternte.

Um die Nahrungsmenge auch nur proportional dem Bevölkerungswachstum anzugleichen, müßten also tiefgreifende Änderungen in der Landwirtschaft vorgenommen werden, verbunden mit einer starken Erhöhung der finanziellen, technischen und politischen Unterstützung der Entwicklungsländer.

Eine entsprechende Vermehrung der Nahrungsproduktion verlangt hoch organisierte weltumfassende Aktionen von seiten der entwickelten und der Entwicklungsländer. Solche Aktionen haben keine historische Parallele. Bisher findet man keine Anzeichen im Westen oder im Süden für eine tiefgreifende Verpflichtung, die notwendigen Maßnahmen zu ergreifen, um den Bodenertrag zu erhöhen und die

Bevölkerungszahl zu stabilisieren. Die Regierungen zeigen weder die Disziplin noch das vorausschauende Vorstellungsvermögen, die notwendig wären, Land, Wasser und biologische Umwelt vor Schäden zu bewahren.

Eine Verdopplung der Nahrungsproduktion in den nächsten dreißig Jahren wäre wohl theoretisch erzielbar, aber die Bedingungen, dies zu erreichen, sind heute nicht vorhanden, und es besteht wenig Aussicht, daß sie in diesem Zeitraum geschaffen werden können. Eine bedeutende Umordnung unserer Wertskala und wesentliche sozio-ökonomische und kulturelle Neuordnungen wären notwendig, um mit den Problemen der nächsten Jahrzehnte fertig zu werden. Man kümmert sich aber nicht gern um Dinge, die erst in einigen Jahrzehnten katastrophal werden, obwohl es dringend notwendig wäre, schon heute mit den Aktionen zu beginnen.

Wenn der notwendige Umschwung nicht stattfindet, wird die Welt Hungersnöte, Epidemien und Elend erleben; die reicheren Gebiete werden einem ungeheuren Einwanderungsdruck ausgesetzt sein, der militärische Aktionen und Kriege mit sich bringen wird.

Die hier zitierten Fakten und Zahlen sind einer Studie von H. Kendall und David Pimentel »Constraints on the Expansion of the Global Food Supply« entnommen, welche sich auf über hundert Publikationen stützt, die in der Studie angegeben sind. Die Studie ist auf Anforderung von der Union of Concerned Scientists, 26 Church Street, Cambridge, MA 02238, USA, erhältlich.

HERBERT GIERSCH

DISKUSSIONSBEMERKUNGEN ZUM VORTRAG VON VICTOR F. WEISSKOPF

Es wird sich nach meinem Dafürhalten kein Zusammenprall von Welten irgendwann ereignen, sondern – wie vor und nach Malthus (von dem Darwin inspiriert wurde) – ein ständiges schrittweises Anpassen vor Ort in Notlagen, die auch erfinderisch machen, und unter Einsatz von neuem Wissen, das sich mit der Zahl der Köpfe, die in der arbeitsteiligen Wissensproduktion zusammenwirken, beschleunigt vermehrt. Abgesehen davon beobachten wir in der westlichen Welt einen Agrarprotektionismus, der agrarische Überschüsse entstehen läßt, und eine Abnahme der Kinderzahl, die damit zusammenhängt, daß Kinder nicht mehr als »Investitionsgüter« für die Alterssicherung angesehen werden müssen, seit es einen funktionsfähigen Kapitalmarkt und eine staatliche Rentenversicherung gibt. In Osteuropa dürfte sich die Agrarproduktion mächtig erhöhen, sobald es allenthalben gesichertes Privateigentum an Boden gibt, und in Fernost zeigen einzelne Länder, mit welchen Reformen die wirtschaftliche Entwicklung soviel Auftrieb erhält, daß man sich mit der Exportkapazität jederzeit genügend Agrarimporte verschaffen kann. Wenn in manchen Ländern die Ballungszentren zu groß werden und die Leute vom Lande abwandern, so

hängt das nicht zuletzt damit zusammen, daß Politiker die Landwirtschaft durch niedrige Agrarpreise zugunsten der Städte diskriminieren.

Die offizielle Ordenstagung in Bonn 1994

Unter Vorsitz des Ordenskanzlers Hans Georg Zachau traten die in- und ausländischen Ordensmitglieder zu einer Vorbesprechung der Kapitelsitzung am Vormittag des 30. Mai im Kabinettsaal des Palais Schaumburg zusammen. An der Kapitelsitzung am 31. Mai – dem Gründungstag des Ordens – nahmen nur die deutschen Mitglieder teil.

An den Sitzungen nahmen teil:

Bernard ANDREAE
Karl Dietrich BRACHER
Hendrik B. G. CASIMIR
Gerhard CASPER
Sir Henry CHADWICK
Helmut COING
Gordon A. CRAIG
Albert ESCHENMOSER
Horst FUHRMANN
Hans-Georg GADAMER
Walter GEHRING
Wolfgang GEROK
Herbert GIERSCH
Sir Ernst GOMBRICH
Rolf GUTBROD
Hermann HAKEN
Friedrich HIRZEBRUCH
Robert HUBER
Eberhard JÜNGEL
Sir Bernard KATZ
Elisabeth LEGGE-SCHWARZKOPF
György LIGETI
Heinz MAIER-LEIBNITZ
Max PERUTZ

Albrecht SCHÖNE
Emil SCHUMACHER
Stig STRÖMHOLM
Victor F. WEISSKOPF
Carl Friedrich von WEIZSÄCKER

Thomas CONRAD vom Bundesministerium des Innern
als Protokollführer.

Nach Begrüßung der Teilnehmer durch den Ordenskanzler überreichte dieser dem erstmals seit seiner Wahl am 8. Juni 1995 an einer Ordenssitzung teilnehmenden Mitglied, Walter Gehring, die Urkunde über seine Mitgliedschaft im Orden sowie das Krönchen auf Bandsteg und die Miniatur des großen Ordenszeichens. Sodann wurden die anstehenden Neuwahlen und andere Ordensangelegenheiten besprochen.

Anschließend folgten die Ordensmitglieder und ihre Damen einer Einladung des Bundesministers des Innern, Manfred Kanther, zu einem Empfang mit Mittagessen im Steigenberger Hotel Venusberg. Bundesminister Kanther hielt dabei folgende Tischrede:

Herr Ordenskanzler,
Excellencen,
meine sehr verehrten Damen und Herren!

Wie in jedem Jahr ist es für den Bundesminister des Innern eine besondere Freude und Ehre, die Mitglieder des Ordens Pour le mérite und seine Gäste zur festlichen Jahrestagung hier in Bonn zu begrüßen.

Ich freue mich, daß auch in diesem Jahr wieder viele ausländische Ordensmitglieder den Weg nach Bonn gefunden haben und mit ihrer Anwesenheit ihre Verbundenheit mit dem Orden und mit Deutschland zum Ausdruck bringen. Ich begrüße Sie alle sehr herzlich. Ich heiße willkommen die diplomatischen Vertreter der Heimatländer der ausländischen Ordensmitglieder.

Ein besonderer Gruß gilt den neuen Ordensmitgliedern, denen morgen das große Ordenszeichen feierlich übergeben wird. Es sind dies die Herren Prof. Casper, Prof. Chadwick, Prof. Gehring, Prof. Huber und Prof. Reimann.

Begrüßen darf ich schließlich Frau Dr. Walch-Paul. Ihrem verstorbenen Gatten, Wolfgang Paul, dem Ordensvizekanzler, wird morgen in der öffentlichen Sitzung ein ehrendes Gedenken gewidmet sein.

Meine Damen und Herren,

leider kann ich selbst an der morgigen öffentlichen Sitzung des Ordens wegen einer anderen, langfristigen und unaufschiebbar vereinbarten Verpflichtung nicht teilnehmen. Ich bedaure dies sehr, weil ich gern den Vortrag von Dietrich Fischer-Dieskau *»Welche Freiräume hat der musikalische Interpret?«* gehört hätte. Der Vortragende ist einer der großen Künstler und Interpreten unserer Zeit und als solcher in besonderer Weise berufen, das Spannungsfeld Werktreue – Nachschöpfung – Interpretation zum Thema zu machen.

Meine Damen und Herren,

die diesjährige Ordenstagung findet zu einer Zeit statt, in der Deutschland in besonderer Weise im Zeichen von Europa steht. Die Bundesregierung steht an der Schwelle zur turnusmäßigen Präsidentschaft in der Europäischen Union. Sie will diese von ihr maßgeblich zu gestaltende Phase vor allem der weiteren Einigung, der Verwirklichung der vorgesehenen Erweiterung um Norwegen, Schweden, Finnland und Österreich, aber auch der weiteren Heranführung der ostmitteleuropäischen Staaten widmen.

Die insgesamt positive Entwicklung der europäischen Einigung sollte uns aber nicht den Blick dafür verstellen, daß die Welt des ausgehenden 20. Jahrhunderts eben nicht nur auf gutem Wege ist:

Grausame Konflikte liegen fast vor der Haustür, neue nationale Auseinandersetzungen mit unvorstellbaren Greueln, Leid und Not kommen hinzu – ich denke neben dem ehemaligen Jugoslawien vor allem an die Konflikte in Ruanda und jetzt auch im Jemen. Auf der anderen Seite gibt es Entwicklungen, die ich nur als Wunder bezeichnen kann: das Ende der Apartheid, ein erster schwarzer Präsi-

dent – Nelson Mandela – in Südafrika, die sich anbahnende Verständigung zwischen Israelis und Palästinensern.

Ähnliche Ambivalenzen ließen sich auch auf anderen Gebieten feststellen. Vielleicht ist das Disperate das Merkmal unserer Zeit.

Dann aber sind Wissenschaften und Künste gefordert, sich zu den ethischen Grundlagen des menschlichen Zusammenlebens zu äußern, sich den allgemeinen Werten Freiheit, Sicherheit und Menschenwürde zuzuwenden, Orientierungshilfe zu geben. Hierin liegt die überragende Bedeutung der Wissenschaften und Künste in dieser Zeit.

Dies erweist sich auch im Europa unserer Tage. Die politischen Ereignisse der letzten Jahre haben Europa endlich offene Grenzen beschert, haben es von ideologischen Zwängen befreit; sie haben aber auch tiefgreifende Orientierungskrisen ausgelöst. Der Wunsch gerade der Länder des ehemaligen Warschauer Pakts nach schneller Anbindung an Westeuropa und die Europäische Union ist vor diesem Hintergrund nur zu verständlich. Wenn dies nun – wie abzusehen – trotz allen Bemühens nicht so schnell und umfassend wie von manchen erhofft zu erreichen ist, so ist es besonders wichtig, daß sich bis dahin auf allen Feldern eine Annäherung, eine Begegnung, ein Kennen- und Verstehenlernen ergibt. Dies gilt in besonderem Maße für das Feld der Kultur. Jean Monnet soll einer oft zitierten Überlieferung zufolge im Rückblick auf den Beginn der europäischen Verträge geäußert haben: »Könnte ich noch einmal anfangen, ich würde bei der Kultur beginnen«.

Kultur als Brücke zueinander ist auch der Inhalt und das Motiv der in der vergangenen Woche hier in Bonn eröffneten Ausstellung »Europa – Europa, das Jahrhundert der Avantgarde in Mittel- und Osteuropa«, der einige von Ihnen morgen ihre Aufmerksamkeit widmen wollen. Hier geht es am Beispiel der Avantgarde in für uns bislang kaum zugänglichen Ländern darum, den Blick für die Gemeinsamkeit und die Vielfalt der europäischen Kultur zu öffnen und Impulse für eine vertiefte Verständigung zwischen den Völkern zu geben, die jahrzehntelang in politisch verfeindete Blöcke getrennt waren.

Ort der Begegnung, der geistigen Auseinandersetzung, der Verständigung ist auch der Orden Pour le mérite. Begegnung und Dialog zwischen Natur-, Geisteswissenschaften und Künsten sind heute so wichtig wie zu Zeiten Alexander v. Humboldts; sie sind in unserem Jahrhundert der großen Konflikte unverzichtbar. Für Deutschland sind sie überdies ein Stück wiederaufgenommener Kontinuität.

George F. Kennan, der große Freund Deutschlands, den wir heute unter uns schmerzlich vermissen, hat kürzlich in einem Schreiben an Sie, Herr Ordenskanzler, das ich mit Ihrem Einverständnis zitieren darf, folgendes geschrieben:

»Mir scheint, daß die Deutschen, wenn sie sich nach all den schmerzlichen Erfahrungen des ausgehenden 20. Jahrhunderts fragen, ob ihr Land noch eine Identität besitzt, nur auf den Orden Pour le mérite zu blicken haben, um eine verläßliche Antwort zu finden.«

Ein hochherziger Satz eines Freundes, der uns Deutsche fast beschämt, der uns aber auch in die Pflicht nimmt. Denn er weist dem Orden höchste Autorität und seinem Gastland die Verpflichtung zur Pflege und Förderung dieser einmaligen Institution zu. Als zuständiger Ressortminister will ich mich heute gern zu dieser Verpflichtung bekennen.

Ich möchte wünschen, daß die Stimme des Ordens weiter überall mit Respekt gehört wird, und ich möchte Sie alle bitten, das Glas zu erheben auf die große Tradition des Ordens Pour le mérite, auf seine Zukunft und auf das persönliche Wohl seiner Mitglieder und Gäste.

Der Ordenskanzler HANS GEORG ZACHAU antwortete auf die Ansprache mit folgenden Worten:

Herr Bundesminister, Exzellenzen, meine sehr verehrten Damen und Herren!

Ich möchte Ihnen, Herr Bundesminister, im Namen der Mitglieder des Ordens Pour le mérite für Ihre Einladung zu diesem festlichen Mittagessen und für Ihre freundlichen Worte danken.

Darf ich gleich an den von Ihnen zitierten Brief von Herrn Kennan

anschließen und seinen zahlreichen Freunden in diesem Kreis berichten, daß er sich wie üblich zu dieser Tagung angemeldet hatte, aber Anfang Mai absagen mußte. Er schrieb, daß er für den Sommer nach Norwegen fahren und dann alles daransetzen werde, an unserer Herbsttagung in Schwerin teilzunehmen.

Die Anknüpfung an Herrn Kennan gibt mir auch die Gelegenheit, Ihnen, Herr Minister, und den Gästen etwas aus dem Leben des Ordens zu berichten. Herr Kennan hat in den 18 Jahren seiner Zugehörigkeit zum Orden regelmäßig an unseren Tagungen teilgenommen. Er war und ist für uns ein wichtiger Gesprächspartner in den Diskussionen über grundsätzliche politische und auch über historische Fragen. Der Orden hält außer den offiziellen Jahrestagungen im Frühjahr auch Tagungen im Herbst ab, die internen Diskussionen gewidmet sind. Bei einer dieser Tagungen, 1985 in Nördlingen, berichtete Herr Kennan aus seiner Zeit als amerikanischer Botschafter in Moskau und Belgrad, beides in besonders kritischen Zeiten. Bei einer anderen Tagung, 1981 in Bad Schachen, ging es einen Abend und einen anschließenden Vormittag lang um die damals hochaktuellen Abrüstungsfragen und um die sogenannte Nachrüstung. Zwei der in Bad Schachen anwesenden Ordensmitglieder, die Herren Paul und von Weizsäcker, hatten an dem deutschen Atomprojekt im Zweiten Weltkrieg mitgearbeitet, einer, Herr Weisskopf, in Los Alamos an der amerikanischen Atombombe. In der Diskussion der Physiker mit den Herren Kennan, Golo Mann, von Hayek und Schieder ging es um aktuelle und um historische Aspekte des Rüstungsgleichgewichts.

Was tut der Orden *Pour le mérite* im heutigen Europa, dessen Probleme Sie, Herr Minister, angesprochen haben. Die Frage »Was tut der Orden?« habe ich 1981 bei der erwähnten Tagung in Bad Schachen gestellt. Ich war damals neu gewählt und zum ersten Mal in diesem Kreis. Herr Autrum antwortete mir: Der Orden tut nichts. Es gibt keine Verlautbarungen oder Stellungnahmen zu aktuellen Problemen. Aber jedes Ordensmitglied tut sehr viel in seinem Bereich und zum Teil weit darüber hinaus. Diese Antwort beschreibt, glaube ich, die Einstellung der meisten Ordensmitglieder sehr gut.

Sie haben Monnet zitiert. Die zunehmende Verständigung unter den Wissenschaftlern und Künstlern der verschiedenen europäischen Länder war für die Nachkriegsgeneration, zu der ich gehöre, ein prägendes Erlebnis. In den 50er Jahren war das Zusammentreffen zum Beispiel mit französischen und russischen Kollegen nicht unproblematisch. Aber viele Menschen, auch Mitglieder unseres Ordens, haben sich intensiv eingesetzt und zu dem heutigen guten Einverständnis unter den Wissenschaftlern der westlichen und östlichen Welt beigetragen.

Daß Wissenschaft, Kunst, Kultur manche Türen öffnen, haben wir alle immer wieder erfahren. Ein gutes Beispiel ist für mich die Arbeit großer deutscher Stiftungen, z. B. der Robert-Bosch-Stiftung, mit der ich seit 25 Jahren eng verbunden bin. Dort betreiben wir seit vielen Jahren ein Frankreich-Programm: ein Frankreich-Preis für deutsche Schulklassen wird regelmäßig verliehen. Diskussionsveranstaltungen und Deutschlandreisen von Chefredakteuren französischer Regionalzeitungen werden organisiert usw. Und ein Polenprogramm, zum Beispiel mit Kursen für polnische Deutschlehrer, auch in Zeiten, als das in Polen nur unter Schwierigkeiten geduldet wurde. Ein anderes Beispiel ist das derzeitige Programm der Volkswagen-Stiftung zur Hilfe für ost- und südosteuropäische Natur- und Ingenieurwissenschaftler.

Zurück zum Orden *Pour le mérite*. Herr Minister, dieses Zusammentreffen gibt mir die Gelegenheit, Ihnen für die ausgezeichnete Betreuung des Ordens durch Ihr Haus zu danken. Jetzt sind es Herr Ministerialrat Conrad und Frau Rehm, die direkt mit uns befaßt sind. Die jährlichen Einladungen des Bundesministers des Innern haben es uns auch immer ermöglicht, mit unseren ehemaligen Betreuern aus Ihrem Hause wieder zusammenzutreffen, mit Herrn Ministerialdirigent Werner Broschat und Herrn Ministerialrat a. D. Rudolf König, der dem Orden durch eine historische Arbeit noch besonders verbunden ist. Im vergangenen Jahr hat der inzwischen leider verstorbene Ministerialdirigent Carl Gussone noch an diesem Mittagsempfang teilgenommen. Herrn Gussone war der Orden, den er von der Wiederbegründung nach dem Krieg durch Theodor

Heuss bis in die 70er Jahre betreut hat, ein besonderes Anliegen gewesen. Wir werden Herrn Gussone ein ehrendes Andenken bewahren.

Zum Schluß möchte ich, mit Ihrer Erlaubnis, Herr Minister, noch eine andere traurige Pflicht erfüllen. Wie Sie wissen, haben die Ordensmitglieder im vergangenen Jahr den polnischen Komponisten Witold Lutoslawski zum ausländischen Mitglied gewählt. Herr Lutoslawski ist inzwischen verstorben, und Herr Ligeti wird morgen in unserer öffentlichen Sitzung einen Nachruf sprechen. Ich möchte jetzt dem polnischen Botschafter, Herrn Janusz Reiter, die Urkunde zur Weitergabe an die Familie überreichen. Ich danke Ihnen, Exzellenz, für Ihre Hilfe in dieser Sache.

Am Nachmittag trafen sich die Ordensmitglieder und ihre Damen zu einer Besichtigung des Beethovenhauses mit einer anschließenden kleinen konzertanten Darbietung im Kammermusiksaal.

Am Abend folgten die Ordensmitglieder und ihre Damen einer Einladung des Ordenskanzlers in den Universitäts-Club, Bonn, zu Gesprächen mit ebenfalls geladenen Bonner Professoren.

Im Verlauf der öffentlichen Sitzung am Nachmittag des 31. Mai überreichte der Ordenskanzler den neuen Ordensmitgliedern Gerhard CASPER, Sir Henry CHADWICK, Walter GEHRING, Robert HUBER und Aribert REIMANN das große Ordenszeichen.

Unmittelbar im Anschluß trafen sich die Ordensmitglieder und ihre Damen im Festsaal der Universität zu einem Gedankenaustausch mit den Professoren aller Bonner Fakultäten.

Ihren festlichen Abschluß fand die Jahrestagung am Abend bei dem traditionellen Empfang auf Einladung des Bundespräsidenten Dr. Richard von Weizsäcker in der Villa Hammerschmidt.

Interne Tagung 1994

Die interne Tagung des Ordens fand vom 24. bis 27. September 1994 in Schwerin statt.

Es nahmen teil:

Bernard ANDREAE
Karl Dietrich BRACHER
Gerhard CASPER
Sir Henry CHADWICK
Helmut COING
Gordon A. CRAIG (zeitweise)
Albrecht DIHLE
Ludwig FINSCHER
Horst FUHRMANN
Hans-Georg GADAMER
Walter GEHRING
Herbert GIERSCH
Rolf GUTBROD
Hermann HAKEN
Rudolf HILLEBRECHT
Friedrich HIRZEBRUCH
Eberhard JÜNGEL
Sir Bernard KATZ
Heinz MAIER-LEIBNITZ
Ernst-Joachim MESTMÄCKER
Fritz STERN
Martin WALSER
Carl Friedrich von WEIZSÄCKER
Maria WIMMER
Hans Georg ZACHAU

Vom Bundesministerium des Innern:

Hansgeorg LEIBBRANDT als Protokollführer
Brundhilde REHM

Nach Begrüßung der Ordensmitglieder durch den Ordenskanzler wurde der seit der letzten Zusammenkunft verstorbenen Ordensmitglieder Elias CANETTI und Sir Karl POPPER gedacht. Sodann überreichte der Ordenskanzler den neuen Ordensmitgliedern Albrecht DIHLE, Ludwig FINSCHER, Ernst-Joachim MESTMÄCKER und Fritz STERN die Urkunde über ihre Mitgliedschaft im Orden sowie das Krönchen auf Bandsteg und die Miniatur des großen Ordenszeichens. Im weiteren Verlauf der Sitzung wurden Nachwahlen und sonstige Ordensangelegenheiten diskutiert.

Am Nachmittag unternahmen die Ordensmitglieder und ihre Damen einen Ausflug nach Güstrow. Hier wurde zunächst der Dom besichtigt, sodann der Gertrudenskapelle und der Ernst-Barlach-Gedächtnisstätte ein Besuch abgestattet. Das gemeinsame Abendessen wurde im Restaurant »Erbgroßherzog« des Hotels »Stadt Güstrow« eingenommen.

Den Vormittag und frühen Nachmittag des 26. September nutzten die Ordensmitglieder, unter Teilnahme der Damen, zu Diskussionsrunden über folgende Themen

- »Wahlrecht/Wahlgerechtigkeit« unter Leitung der Herren Bra-cher und Casper
- »Gewinnstreben im Lauf der Jahrhunderte« unter Leitung der Herren Fuhrmann, Giersch und Jüngel.

Am späten Nachmittag erfolgte eine gemeinsame Stadtrundfahrt mit Besichtigung des Schweriner Doms.

Die Tagung nahm am Abend einen festlichen Ausklang bei einem Empfang auf Einladung des Ministerpräsidenten des Landes Mecklenburg-Vorpommern, Dr. Berndt Seite, in der Schweriner Gemäldegalerie und einem anschließenden Abendessen auf Einladung des Ordenskanzlers im Hotel Plaza unter Teilnahme einiger geladener Gäste aus Politik, Kirche und Hochschulbereich des Landes Mecklenburg-Vorpommern.

BILDTEIL



Öffentliche Sitzung
in der Aula der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität, Bonn,
am 8. Juni 1993

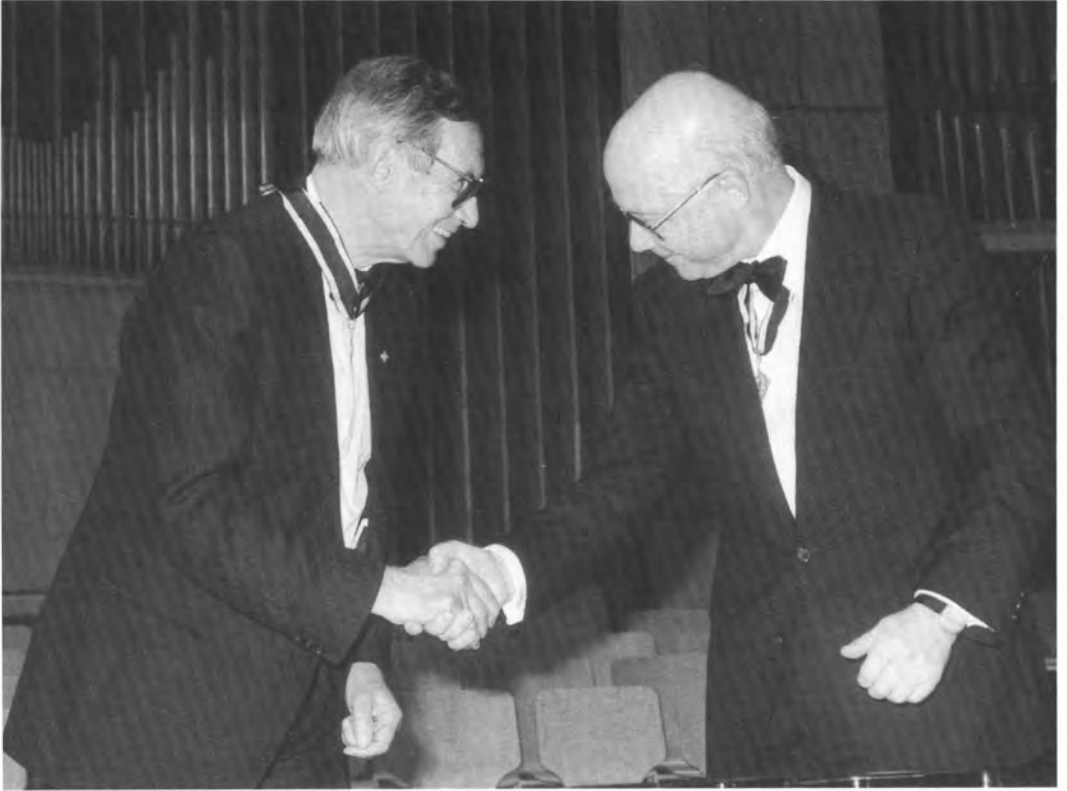
Von links:

Giorgio Strehler, Wolfgang Gerok, Oberbürgermeister Dr. Hans Daniels,
Rektor Prof. Max Huber, Frau Huber, Bundesminister des Innern Rudolf
Seiters, Frau Zachau, Bundespräsident Dr. Richard von Weizsäcker, Or-
denskanzler Hans Georg Zachau



Öffentliche Sitzung
in der Aula der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität, Bonn,
am 8. Juni 1993

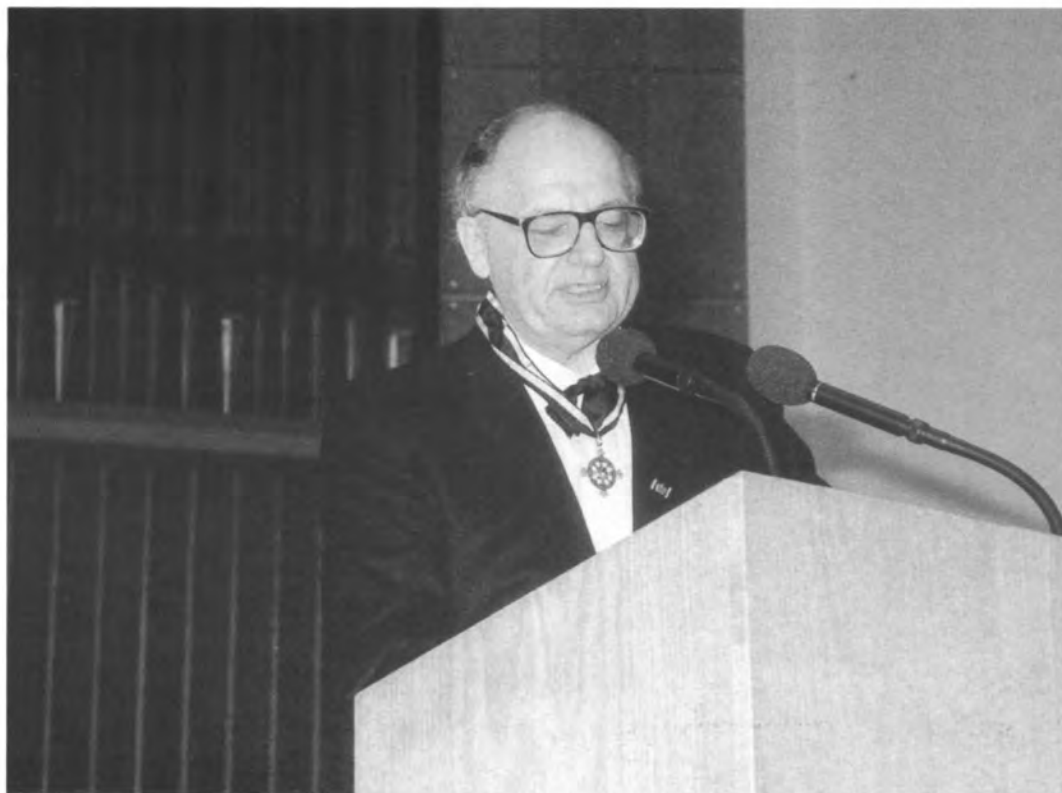
Albrecht Schöne während seines Vortrags



Öffentliche Sitzung
in der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität, Bonn,
am 8. Juni 1993

Übergabe des Ordenszeichens an Karl Dietrich Bracher

Von links:
Karl Dietrich Bracher, Ordenskanzler Hans Georg Zachau



Öffentliche Sitzung
in der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität, Bonn,
am 8. Juni 1993

Albert Eschenmoser bei seinen Dankesworten nach der Ordensübergabe
durch den Ordenskanzler Hans Georg Zachau



Öffentliche Sitzung
in der Aula der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität, Bonn,
am 8. Juni 1993

Übergabe des Ordenszeichens an Wolfgang Gerok

Von links:
Ordenskanzler Hans Georg Zachau, Wolfgang Gerok



Öffentliche Sitzung
in der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität, Bonn,
am 8. Juni 1993

Eberhard Jüngel bei seinen Dankesworten nach der Ordensüberreichung
durch den Ordenskanzler Hans Georg Zachau



Öffentliche Sitzung
in der Aula der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität, Bonn,
am 8. Juni 1993

Übergabe des Ordenszeichens an Giorgio Strehler

Von links:
Ordenskanzler Hans Georg Zachau, Giorgio Strehler



Öffentliche Sitzung
in der Aula der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität, Bonn,
am 8. Juni 1993

Martin Walser bei seinen Dankesworten nach der Ordensüberreichung
durch den Ordenskanzler Hans Georg Zachau



Neujahrsempfang des Herrn Bundespräsidenten
im Schloß Bellevue, Berlin,
am 11. Januar 1994

Marianne Freifrau von Weizsäcker, Bundespräsident Dr. Richard von
Weizsäcker, Ordenskanzler Hans Georg Zachau



Jahrestagung 1994
Sitzung der in- und ausländischen Ordensmitglieder
im Palais Schaumburg, Bonn,
am 30. Mai 1994

(*v. r.*): Friedrich Hirzebruch, Hermann Haken, Rolf Gutbrod,
Hans Georg Zachau, Horst Fuhrmann, Thomas Conrad,
Carl Friedrich v. Weizsäcker, Sir Bernard Katz, Herbert Giersch
mit dem Rücken zur Kamera (*v. r.*): Stig Strömholm,
Emil Schumacher, Victor F. Weisskopf



Empfang des Bundesministers des Innern Manfred Kanther
im Steigenberger Hotel Venusberg, Bonn,
anlässlich der Ordenstagung am 30. Mai 1994

Von links: Hans Georg Zachau, Bundesminister Manfred Kanther,
Eberhard Jüngel



Öffentliche Sitzung
in der Aula der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität, Bonn,
am 31. Mai 1994

Einzug der Ordensmitglieder

Von links:
Ordenskanzler Hans Georg Zachau,
Bundespräsident Dr. Richard von Weizsäcker, Rektor Prof. Max Huber



Öffentliche Sitzung
in der Aula der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität, Bonn,
am 31. Mai 1994

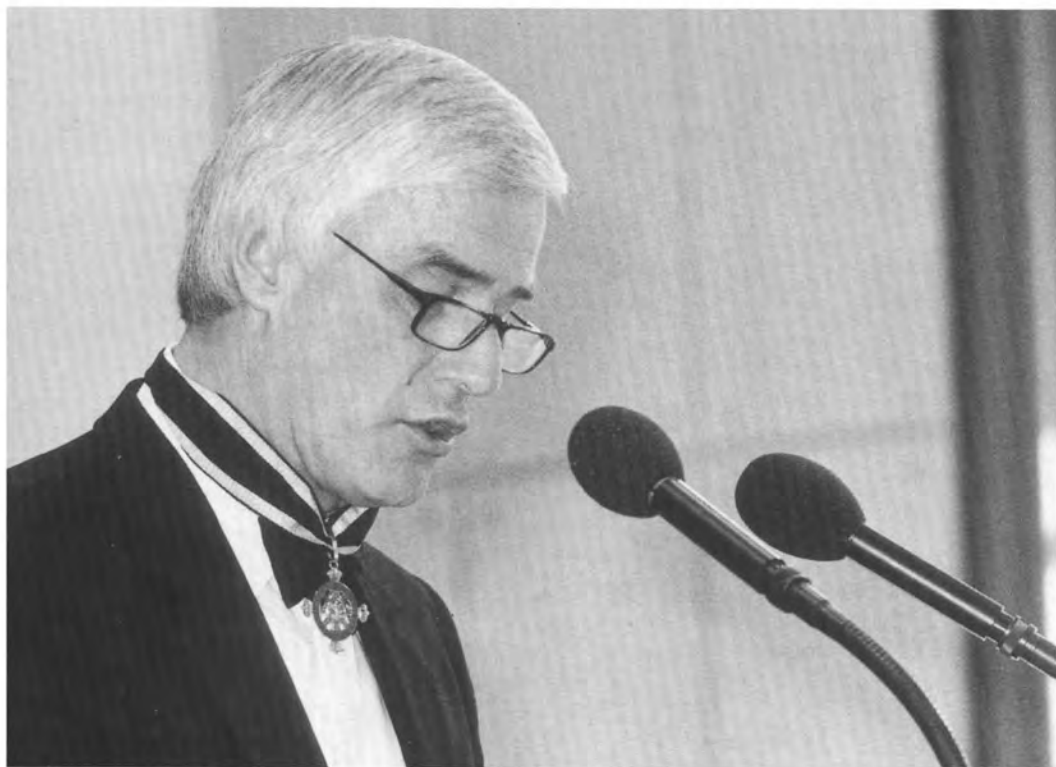
Von links:

Sir Henry Chadwick, Aribert Reimann, Bürgermeister Endemann,
Ministerin für Wissenschaft und Forschung des Landes NRW,
Anke Brunn, Rektor Prof. Max Huber, Elisabeth Legge-Schwarzkopf,
Dietrich Fischer-Dieskau, Staatssekretär im Bundesministerium des
Innern, Franz Kroppenstedt, Frau Zachau, Bundespräsident
Dr. Richard von Weizsäcker, Ordenskanzler Hans Georg Zachau



Öffentliche Sitzung
in der Aula der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität, Bonn,
am 31. Mai 1994

Dietrich Fischer-Dieskau während seines Vortrags



Öffentliche Sitzung
in der Aula der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität, Bonn,
am 31. Mai 1994

Gerhard Casper bei seinen Dankesworten nach der Ordensüberreichung
durch den Ordenskanzler Hans Georg Zachau



Öffentliche Sitzung
in der Aula der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität, Bonn,
am 31. Mai 1994

Sir Henry Chadwick bei seinen Dankesworten nach der Ordensübergabe
durch den Ordenskanzler Hans Georg Zachau



Öffentliche Sitzung
in der Aula der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität, Bonn,
am 31. Mai 1994

Walter Gehring bei seinen Dankesworten nach der Ordensüberreichung
durch den Ordenskanzler Hans Georg Zachau



Öffentliche Sitzung
in der Aula der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität, Bonn,
am 31. Mai 1994

Übergabe des Ordenszeichens an Robert Huber
durch den Ordenskanzler Hans Georg Zachau



Öffentliche Sitzung
in der Aula der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität, Bonn,
am 31. Mai 1994

Aribert Reimann (*rechts*) nach der Ordensüberreichung
durch den Ordenskanzler Hans Georg Zachau

VERZEICHNIS
DER DERZEITIGEN
MITGLIEDER DES ORDENS
POUR LE MÉRITE
FÜR WISSENSCHAFTEN
UND KÜNSTE

INLÄNDISCHE MITGLIEDER

In der Reihenfolge ihrer Zuwahl

Stand: 31. Dezember 1994

CARL FRIEDRICH FRHR. VON WEIZSÄCKER IN STARNBERG	PHYSIKER UND PHILOSOPH
ADOLF BUTENANDT IN MÜNCHEN	BIOCHEMIKER
RUDOLF HILLEBRECHT IN HANNOVER 1971 – 1985: ERSTER VIZEKANZLER	ARCHITEKT UND STÄDTEPLANER
THEODOR ESCHENBURG IN TÜBINGEN	POLITOLOGE
HANS-GEORG GADAMER IN HEIDELBERG	PHILOSOPH
ROLF GUTBRÖD IN BERLIN AB 1985: ZWEITER VIZEKANZLER AB 1993: ERSTER VIZEKANZLER	ARCHITEKT
HELMUT COING IN FRANKFURT 1984 – 1992: KANZLER DES ORDENS	RECHTSGELEHRTER
MANFRED EIGEN IN GÖTTINGEN	CHEMIKER
MARIA WIMMER IN MÜNCHEN	SCHAUSPIELERIN
GYÖRGY LIGETI IN HAMBURG	KOMPONIST
HEINZ MAIER-LEIBNITZ IN MÜNCHEN 1979 – 1984: KANZLER DES ORDENS	PHYSIKER
HANSJOCHEM AUTRUM IN MÜNCHEN	ZOOLOGE
EMIL SCHUMACHER IN HAGEN	MALER
HANS GEORG ZACHAU IN MÜNCHEN AB 1992: KANZLER DES ORDENS	MOLEKULARBIOLOGE
HERMANN HAKEN IN SINDELFINGEN	PHYSIKER
DIETRICH FISCHER-DIESKAU IN BERLIN	KAMMERSÄNGER
HORST FUHRMANN IN STEINEBACH AB 1992: DRITTER VIZEKANZLER AB 1993: ZWEITER VIZEKANZLER	HISTORIKER

CARLOS KLEIBER IN GRÜNWALD
ALBRECHT SCHÖNE IN GÖTTINGEN
BERNARD ANDREAE IN ROM, ITALIEN
HERBERT GIERSCH IN KIEL
FRIEDRICH HIRZEBRUCH IN ST. AUGUSTIN
KARL DIETRICH BRACHER IN BONN

WOLFGANG GEROK IN FREIBURG/BR.
EBERHARD JÜNGEL IN TÜBINGEN
MARTIN WALSER IN ÜBERLINGEN
ROBERT HUBER IN GERMERING
ARIBERT REIMANN IN BERLIN
ALBRECHT DIHLE IN KÖLN
LUDWIG FINSCHER IN HIRSCHHORN/NECKAR
ERNST-JOACHIM MESTMÄCKER IN HAMBURG

DIRIGENT
GERMANIST
ARCHÄOLOGE
NATIONALÖKONOM
MATHEMATIKER
HISTORIKER UND
POLITIKWISSENSCHAFTLER
MEDIZINER
THEOLOGE
SCHRIFTSTELLER
CHEMIKER
KOMPONIST UND PIANIST
ALTPHILOLOGE
MUSIKWISSENSCHAFTLER
RECHTSGELEHRTER

Im Jahre 1993 ist gestorben:

WOLFGANG PAUL

7. DEZEMBER

Im Jahre 1994 sind gestorben:

FRANZ WIEACKER
GOLO MANN

17. FEBRUAR
7. APRIL

AUSLÄNDISCHE MITGLIEDER

In der Reihenfolge ihrer Zuwahl

Stand: 31. Dezember 1994

CHARLES HUGGINS IN CHICAGO, USA	MEDIZINER
ALEXANDER LORD TODD IN CAMBRIDGE, ENGLAND	CHEMIKER
STEPHAN KUTTNER IN BERKELEY, USA	KANONIST UND RECHTSHISTORIKER
BARTEL LEENDERT VAN DER WAERDEN IN ZÜRICH, SCHWEIZ	MATHEMATIKER
PIERRE BOULEZ IN PARIS, FRANKREICH	KOMPONIST UND DIRIGENT
KENZO TANGE IN TOKIO, JAPAN	ARCHITEKT
GEORGE F. KENNAN IN PRINCETON, USA	HISTORIKER UND DIPLOMAT
SIR ERNST GOMBRICH IN LONDON, ENGLAND	KUNSTHISTORIKER
VICTOR FRIEDRICH WEISSKOPF IN CAMBRIDGE, USA	PHYSIKER
HENDRIK B. G. CASIMIR IN HEEZE, NIEDERLANDE	PHYSIKER
SIR BERNARD KATZ IN LONDON, ENGLAND	PHYSIOLOGE
ERNST KITZINGER IN OXFORD, ENGLAND	KUNSTHISTORIKER
JEAN GAUDEMET IN PARIS, FRANKREICH	RECHTSHISTORIKER
ELISABETH LEGGE-SCHWARZKOPF IN ZUMIKON, SCHWEIZ	KAMMERSÄNGERIN
HANS BETHE IN ITHACA, USA	PHYSIKER
KAI HIGASHIYAMA IN CHIBA-KEN, JAPAN	MALER
OTTO KRATKY IN GRAZ, ÖSTERREICH	CHEMIKER
EDUARDO CHILLIDA JUANTEGUI IN SAN SEBASTIAN, SPANIEN	BILDHAUER

MAX F. PERUTZ IN CAMBRIDGE, ENGLAND	BIOPHYSIKER
STIG FREDERIK STRÖMHOLM IN UPPSALA, SCHWEDEN	RECHTSGELEHRTER
GORDON A. CRAIG IN STANFORD, CA., USA	HISTORIKER UND SCHRIFTSTELLER
JEAN-MARIE LEHN IN STRASBOURG, FRANKREICH	CHEMIKER
ALFRED BRENDEL IN LONDON, ENGLAND	PIANIST UND MUSIKSCHRIFTSTELLER
ALBERT ESCHENMOSEER IN KÜSNACHT, SCHWEIZ	CHEMIKER
GIORGIO STREHLER IN MAILAND, ITALIEN	REGISSEUR
GERHARD CASPER IN STANFORD, CA., USA	RECHTSGELEHRTER
SIR HENRY CHADWICK IN OXFORD, ENGLAND	KIRCHENHISTORIKER
WALTER GEHRING IN THERWIL, SCHWEIZ	BIOLOGE
FRITZ STERN IN NEW YORK, USA	HISTORIKER

Im Jahre 1994 sind gestorben:

WITOLD LUTOSLAWSKI	7. FEBRUAR
EUGÈNE IONESCO	28. MÄRZ
ELIAS CANETTI	14. AUGUST
SIR KARL POPPER	17. SEPTEMBER

BILDNACHWEIS

Hans Wimmer: Unbekannt	15
Werner Reichardt: Bundesbildstelle, Postfach 2160, 53105 Bonn	25
Wolfgang Paul: Bundesbildstelle, Postfach 2160, 53105 Bonn	81
Witold Lutoslawski: Zofia Nasierowska, Warschau	89
Franz Wieacker: Bundesbildstelle, Postfach 2160, 53105 Bonn	97
Eugène Ionesco: Bundesbildstelle, Postfach 2160, 53105 Bonn	105
Golo Mann: Bundesbildstelle, Postfach 2160, 53105 Bonn	113
Öffentliche Sitzung in Bonn 1993: Bundesbildstelle, Postfach 2160, 53105 Bonn	265
Albrecht Schöne während seines Vortrags: Bundesbildstelle, Postfach 2160, 53105 Bonn	266
Übergabe des Ordenszeichens an Karl Dietrich Bracher: Bundesbildstelle, Postfach 2160, 53105 Bonn	267
Albert Eschenmoser bei seinen Dankesworten nach Ordensüber- gabe: Bundesbildstelle, Postfach 2160, 53105 Bonn	268
Übergabe des Ordenszeichens an Wolfgang Gerok: Bundesbildstelle, Postfach 2160, 53105 Bonn	269
Eberhard Jüngel bei seinen Dankesworten nach Ordensüberreichung: Bundesbildstelle, Postfach 2160, 53105 Bonn	270
Übergabe des Ordenszeichens an Giorgio Strehler: Bundesbildstelle, Postfach 2160, 53105 Bonn	271

Martin Walser bei seinen Dankesworten nach Ordensüberreichung: Bundesbildstelle, Postfach 2160, 53105 Bonn	272
Neujahrsempfang des Herrn Bundespräsidenten 1994 in Berlin: Michael von Lingen, Oberer Lindweg 33, 53129 Bonn	273
Ordenstagung in Bonn 1994: Bundesbildstelle, Postfach 2160, 53105 Bonn	274
Empfang des Bundesministers des Innern, Manfred Kanther: Bundesbildstelle, Postfach 2160, 53105 Bonn	275
Einzug der Ordensmitglieder: Bundesbildstelle, Postfach 2160, 53105 Bonn	276
Öffentliche Sitzung: Bundesbildstelle, Postfach 2160, 53105 Bonn	277
Dietrich Fischer-Dieskau während seines Vortrags: Bundesbildstelle, Postfach 2160, 53105 Bonn	278
Gerhard Casper bei seinen Dankesworten nach Ordensüberreichung: Bundesbildstelle, Postfach 2160, 53105 Bonn	279
Sir Henry Chadwick bei seinen Dankesworten nach Ordensüberrei- chung: Bundesbildstelle, Postfach 2160, 53105 Bonn	280
Walter Gehring bei seinen Dankesworten nach Ordensüberreichung: Bundesbildstelle, Postfach 2160, 53105 Bonn	281
Übergabe des Ordenszeichens an Robert Huber: Bundesbildstelle, Postfach 2160, 53105 Bonn	282
Aribert Reimann nach Ordensüberreichung: Bundesbildstelle, Postfach 2160, 53105 Bonn	283

INHALT

Öffentliche Sitzung der Mitglieder des Ordens 1993:

Begrüßungsworte des Ordenskanzlers Hans Georg Zachau	7
Hans Wimmer. Gedenkworte von Maria Wimmer	15
Werner Reichardt. Gedenkworte von Hermann Haken	23
Albrecht Schöne: Vortrag »... Wie Teufel die Natur betrachten« (Faust, Vers 10125)	29
Übergabe des Ordenszeichens an Karl Dietrich Bracher – Laudatio von Horst Fuhrmann	49
Übergabe des Ordenszeichens an Albert Eschenmoser – Laudatio von Manfred Eigen	52
Übergabe des Ordenszeichens an Wolfgang Gerok – Laudatio von Hans Georg Zachau	55
Übergabe des Ordenszeichens an Eberhard Jüngel – Laudatio von Hans-Georg Gadamer	59
Übergabe des Ordenszeichens an Giorgio Strehler – Laudatio von Bernard Andreae	61
Übergabe des Ordenszeichens an Martin Walser – Laudatio von Stig Strömholm	66

Öffentliche Sitzung der Mitglieder des Ordens 1994:

Begrüßungsworte des Ordenskanzlers Hans Georg Zachau	73
Wolfgang Paul. Gedenkworte von Heinz Maier-Leibnitz	79
Witold Lutoslawski. Gedenkworte von György Ligeti	87
Franz Wieacker. Gedenkworte von Helmut Coing	95
Eugène Ionesco. Gedenkworte von Maria Wimmer (verlesen von Elisabeth Legge-Schwarzkopf)	103
Golo Mann. Gedenkworte von Horst Fuhrmann	111
Dietrich Fischer-Dieskau: Vortrag »Welche Freiräume hat der musi- kalische Interpret?«	123
Übergabe des Ordenszeichens an Gerhard Casper – Laudatio von Stig Strömholm	145
Übergabe des Ordenszeichens an Sir Henry Chadwick – Laudatio von Eberhard Jüngel	148
Übergabe des Ordenszeichens an Walter Gehring – Laudatio von Hans Georg Zachau	152
Übergabe des Ordenszeichens an Robert Huber – Laudatio von Max Perutz	155
Übergabe des Ordenszeichens an Aribert Reimann – Laudatio von Dietrich Fischer-Dieskau	157

Anhang

Aus der Chronik des Ordens 1993–1994	163
1. Zuwahlen 1993–1994	164
2. Tagungsberichte	
Ordenstagung in Bonn 1993	165
Interne Tagung in Bad Schachen 1993	167
Ordenstagung in Bonn 1994	253
Interne Tagung 1994 in Schwerin	261

3. Bildteil

Öffentliche Sitzung 1993	265
Albrecht Schöne während seines Vortrags	266
Übergabe des Ordenszeichens an Karl Dietrich Bracher	267
Albert Eschenmoser bei seinen Dankesworten nach der Ordensübergabe	268
Übergabe des Ordenszeichens an Wolfgang Gerok	269
Eberhard Jüngel bei seinen Dankesworten nach der Ordensübergabe	270
Übergabe des Ordenszeichens an Giorgio Strehler	271
Martin Walser bei seinen Dankesworten nach der Ordensübergabe	272
Neujahrsempfang des Herrn Bundespräsidenten 1994 im Schloß Bellevue	273
Ordenstagung 1994 in Bonn	274
Empfang des Bundesministers des Innern, Manfred Kanther, im Steigenberger Hotel Venusberg, Bonn	275
Öffentliche Sitzung in der Aula der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität, Bonn (Einzug der Mitglieder)	276
Öffentliche Sitzung	277
Dietrich Fischer-Dieskau während seines Vortrags	278
Gerhard Casper bei seinen Dankesworten nach der Ordensübergabe	279
Sir Henry Chadwick bei seinen Dankesworten nach der Ordensübergabe	280
Walter Gehring bei seinen Dankesworten nach der Ordensübergabe	281
Übergabe des Ordenszeichens an Robert Huber	282
Aribert Reimann nach der Ordensübergabe	283
Mitglieder des Ordens (Stand: 31. Dezember 1994)	285
Bildnachweis	291

© 1995 · Verlag Lambert Schneider GmbH · Gerlingen
Alle Rechte vorbehalten. Jegliche Vervielfältigung nur mit ausdrücklicher
Genehmigung des Verlages. Printed in Germany. Gesamtherstellung:
Allgäuer Zeitungsverlag, Kempten

ISSN 0475-145 X
ISBN 3-7953-0375-3